AUTHOR:

MEILLET, A. (ANTOINE)

TITLE:

GESCHICHTE DES GRIECHISCHEN

PLACE:

HEIDELBERG

DATE:

1920

Master Negative #

92-80654-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Meillet, Antoine, 1866-1936.

Geschichte des griechischen, von A. Meillet ... Übersetzt von H. Meltzer ... Heidelberg, C. Winter, 1920.

viii, 351, [1] p. 20cm. (*Added t.-p.:* Indogermanische bibliothek ... 4. abt. Sprachgeschichte. 1. bd.)

"Bücherverzeichnis": p. 4-9.
"Nachträge zum Bücherverzeichnis": p. 349-350.

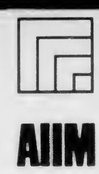
1. Greek language--Hist. I. Meltzer, Hans, 1863- tr.
[*Full name:* Paul Jules Antoine Meillet]

Library of Congress PA251.M35 22-21308
[2]

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 4-26-93 INITIALS MY
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

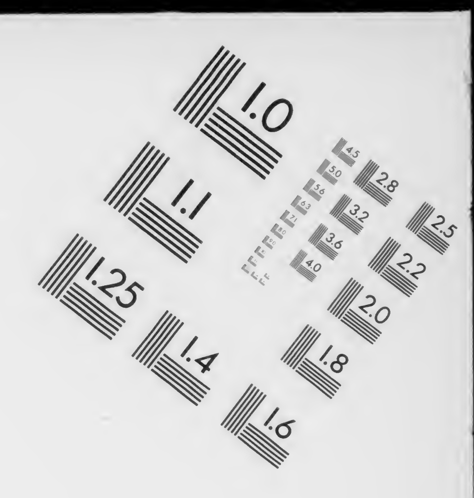


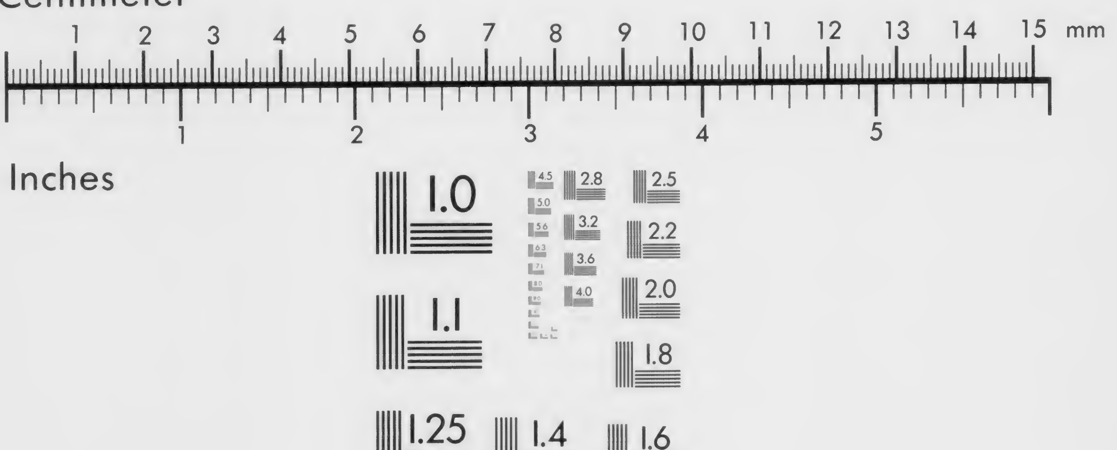
AIIM

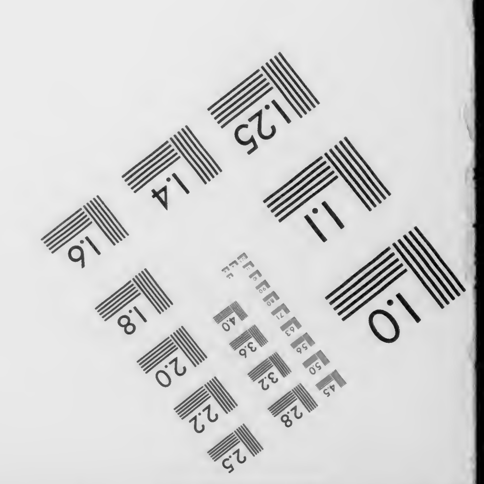
Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

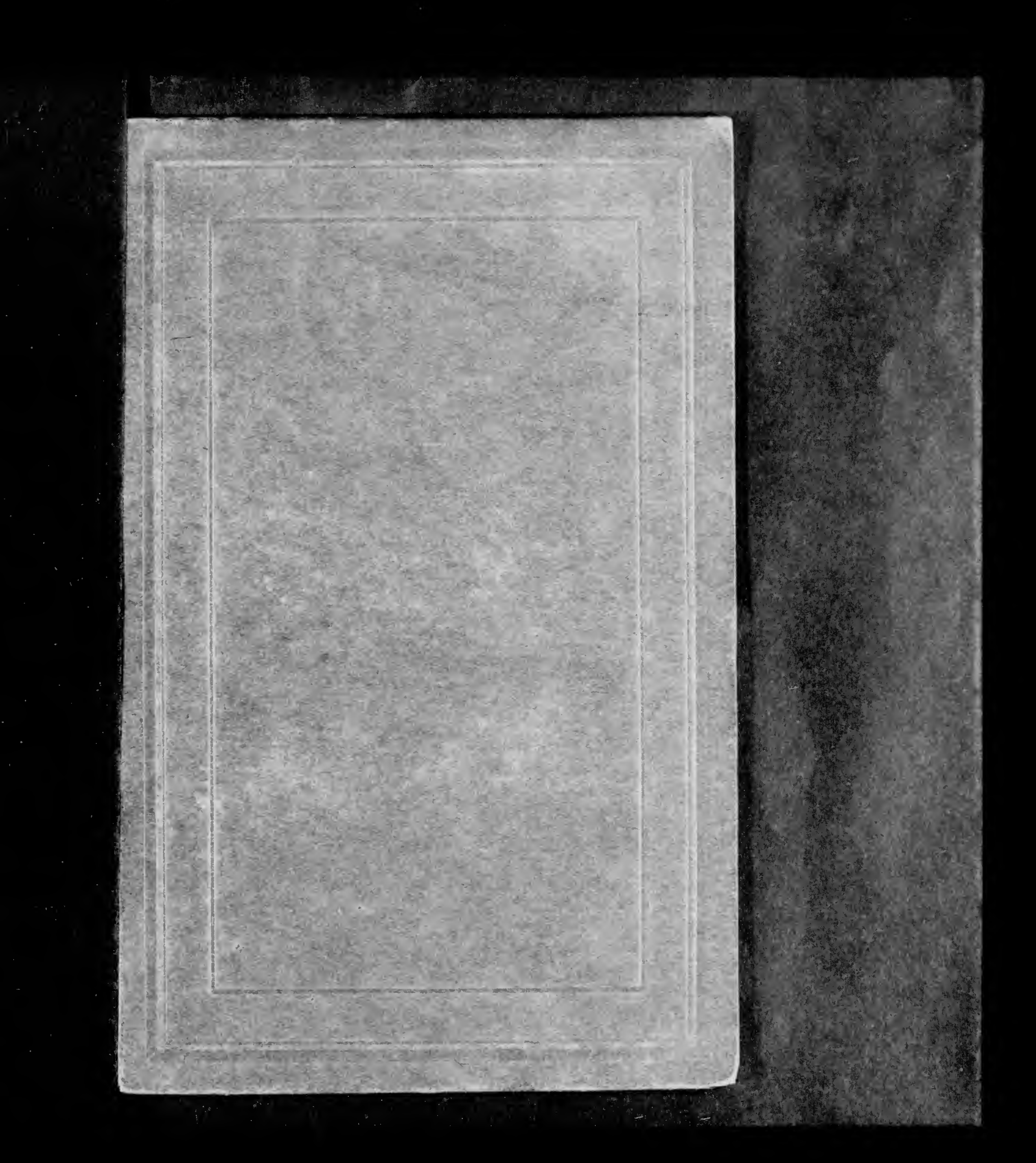
301/587-8202







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.




SIGILLVM COLLEGII COLVMBIAE NOVI EBORACI
IN LUMINE TUO VIDEBIMUS LUMEN

INDOGERMANISCHE BIBLIOTHEK

HERAUSGEGEBEN VON

H. HIRT UND W. STREITBERG

VIERTE ABTEILUNG

SPRACHGESCHICHTE

ERSTER BAND

GESCHICHTE DES GRIECHISCHEN

VON

A. MEILLET

ÜBERSETZT

VON

H. MELTZER

HEIDELBERG 1920
CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

GESCHICHTE DES GRIECHISCHEN

VON

A. MEILLET
O. Ö. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT PARIS

ÜBERSETZT

VON

H. MELTZER
STUDIENRAT IN HANNOVER



HEIDELBERG 1920
CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG

Verlags-Archiv Nr. 1583.

Vorbemerkung.

Das vorliegende Werk ist eine im wesentlichen getreue, wenn auch freie Verdeutschung der ersten Auflage von A. Meillets Aperçu d'une histoire de la langue grecque, Paris 1913. Die Übersetzung war nahezu vollendet, als der Weltkrieg ausbrach und die Drucklegung verhinderte. Der hierdurch hervorgerufene Aufschub erklärt die Notwendigkeit einer Reihe von Änderungen, die der Verfasser bei einer Neubearbeitung vornahm und die er dem Übersetzer großenteils übermittelte. Die Vervollständigung des Bücherverzeichnisses am Schluß stammt von dem letzteren.

Hannover.

H. Meltzer.

Inhaltsangabe.

Dritter Teil: Die Schaffung einer Gemeinsprache.

Einleitung.

Alle sprachgeschichtlichen Arbeiten der neueren Zeit haben schließlich zu dem Ergebnis geführt, daß das Sprachleben etwas sehr Verwickeltes ist. Wer sich mit dem Durchlesen von bloßen Handbüchern begnügt, kann freilich immer noch allzuleicht zu der irrigen Annahme verführt werden, es ginge hier einfach so zu, als ob sich die Sprache klipp und klar von Geschlecht zu Geschlecht übertrüge und als ob alle Veränderungen aus dieser beständig erneuerten Übertragung entsprüngen. Heute wissen wir, daß in Wirklichkeit die sprechenden Einzelmenschen, die zu einer Gruppe gehören, fortwährend die Sprache einer benachbarten Gesellschaftsgruppe aufnehmen und daß sich über die Muttersprache jedes Sprechers «Entlehnungen» aller Arten legen, ja, daß häufig ganze Gruppen ihre Sprache wechseln. Es gibt schlechterdings niemanden, der sich nicht bemühte, die «Hochsprache» seiner Zeit zu reden und der nicht bereit wäre, für eine geziertere Redeweise die seiner Ahnen aufzugeben. Daraus erwachsen bald Neuerungen im kleinen, bald Sprachenwechsel im großen, stets aber ahmt man die Art der Leute nach, die im Rufe stehen, gut zu sprechen.

Was die vorgeschichtlichen Zeiträume der Sprachentwicklung angeht, so hat man hier an und für sich die Freiheit, sich eine ganz geradlinige Entwicklung vorzustellen, weil hier eindeutig gegebene Tatsachen fehlen. Für jeden aber, der die alten Zeiten nach dem beurteilt, was man in den gegenwärtigen wirklich beobachten kann, ist es heute ein Gedankengang, wonach die Entwicklung dieses Gepräge der Einfachheit an sich getragen hätte, ein Ding der Unmöglichkeit geworden. Mag es sich um vorgeschichtliche Stufen handeln oder mag man es mit

geschichtlich bezeugten Sprachen zu tun haben, so erfordert jede geschichtliche Erklärung die Berücksichtigung einer ganzen Reihe von Tatsachen, und man kann sich nur dann von dem Werden einer Sprache ein Bild machen, wenn man die geschichtlichen Verhältnisse und gesellschaftlichen Bedingungen in Rechnung zieht, unter denen sie sich entfaltet hat. Bréal war durchaus im Recht, wenn er stets betonte, daß die Sprache das Gesetz ihrer Entwicklung nicht rein in sich trage, sondern daß diese in weitem Umfange von Umständen beherrscht werde, die außer ihr selbst liegen.

Unter den indogermanischen Sprachen gibt es keine, an der diese Wahrheit deutlicher zutage träte als die griechische. Sie ist uns durch Urkunden bekannt, die unter die ältesten dieses Sprachstammes gehören und deren Alter allein von solchen des indoiranischen Zweiges erreicht wird. Abgesehen davon, daß sie verhältnismäßig weit hinaufreichen, sind sie auch mannigfaltig, gehören sehr verschiedenen Mundarten an, dehnen sich über eine lange Zeitstrecke aus und gestatten uns bis zu einem gewissen Grade, die Entwicklung der sprachlichen Erscheinungen zu verfolgen. Jede schriftstellerische Gattung zeigt hier ihre eigene Redeweise. Dazu kommt, daß man für die griechische Geschichte verhältnismäßig genaue Angaben besitzt, wie sie in dieser Weise für das Indische und auch für das Iranische nicht vorliegen. Für einen Zeitraum von nunmehr fast 3000 Jahren haben wir so das Mittel in der Hand, annähernd die unendlich verschiedenen Weisen zu verfolgen, in denen sich eine indogermanische Sprache entwickelt hat. Zwar sind wir weit von der Kenntnis aller Einzeltatsachen entfernt und es entgeht uns allerlei; auch müßten wir uns in einer kurzen und sehr allgemein gehaltenen Darstellung, wie die vorliegende ist, auf die wesentlichen Züge beschränken. Trotzdem aber wird man unschwer ersehen, wie vielverschlungen diese Entwicklung ist, wie oft die Griechen ihre Sprache gewechselt, wie oft sie gegenseitige Anleihen gemacht und in wie hohem Maße ebenso die Vermannigfaltigung wie die Vereinheitlichung der Sprache durch Umstände bedingt ist, die außerhalb ihres Bereiches liegen. Durch diese sind die Griechen fortwährend dazu geführt worden, eine Gemeinsprache anzustreben und sie den alten Stadtsprachen vorzuziehen.

Auf dem Gebiete der griechischen Sprachgeschichte ist in den letzten Jahren eine große Summe von Arbeit geleistet worden. Man hat die Vergleichung mit den anderen idg. Sprachen mit peinlicher Genauigkeit durchgeführt, die erhaltenen Schriftstellertexte nebeneinander gehalten und die Geschichte der von ihnen dargebotenen Grundtatsachen festgestellt. Die mit Eifer durchforschten Inschriften haben uns urkundliche Anhaltspunkte für ihre zeitliche und landschaftliche Bestimmung an die Hand gegeben. Die Papyri haben uns eine Vorstellung von der Umgangssprache der hellenistischen Zeit und seit Deissmanns Untersuchungen die Möglichkeit geboten, auch eine bestimmte Art von Schriftstellertexten für solche Zwecke fruchtbar zu machen. Diese Arbeiten sind noch nicht abgeschlossen, und es trennt uns noch eine weite Strecke von dem Ziele, sagen zu dürfen, wir hätten aus den uns bekannten Tatsachen alles herausgeholt, was sie uns bieten können. Aber man hat doch den Eindruck, daß wir allmählich die Grundlinien der Entwicklung zu zeichnen vermögen, ohne außer in Kleinigkeiten Gefahr zu laufen, allzuweit von der Wahrheit abzuirren: dies zu tun ist der Zweck des hiermit vorgelegten Versuchs.

Das Ziel der vorliegenden Darstellung ist von Anfang an der an einem hervorragenden Beispiel geführte Nachweis, wie verschlungen die Fäden der Entwicklung auf dem Gebiete der idg. Sprachen sind und wie sehr äußere Vorgänge dabei eine Rolle spielen. Das Griechische hat hierbei den besonderen Vorzug, daß es nicht bloß dem Gelehrten, sondern auch dem Liebhaber einen anziehenden Gegenstand der Beschäftigung darbietet. Wie man die Geschichte des Schrifttums der verschiedenen europäischen Völker nicht ohne die Kenntnis des ihnen allen mehr oder minder zugrunde liegenden Griechischen verstehen kann, so findet man den Einfluß der griechischen Sprache in vielen Zügen der neueren Sprachen wieder: zumal deren wissenschaftliches Wörterbuch hat seine Urbilder in dem der hellenischen Weltweisen und Gelehrten, sei es geradewegs, sei es auf dem Umwege über die lateinischen Schriftsteller, die ihre Ausbildung durch griechische

Lehrmeister erhalten haben. Unser Wunsch geht dahin, in dem einen oder andern unserer Leser, zumal der jüngeren, die Lust an der Beschäftigung mit diesen außerordentlich anregenden Fragen zu erwecken.

Das folgende Bücherverzeichnis, das durchaus unter dem sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkt zu betrachten ist, gibt die Titel der Hauptwerke an, deren ich mich bei der Abfassung dieses Abrisses bedient habe. Es wird unschwer die Mittel liefern, unsere Angaben zu vervollständigen. Hieran schließen sich von selbst die Werke über griechische Geschichte und Literatur an, deren Aufzählung im einzelnen überflüssig ist. Jedoch wird man den Anschauungen des klassischen Philologen U. v. WILAMOWITZ-MÖLLENDORF in diesem Buche allzuoft begegnen, als daß es nicht am Platz erschiene, seine Werke der besonderen Aufmerksamkeit auch der Leser zu empfehlen, denen es in erster Linie um die sprachgeschichtliche Seite zu tun ist.

Bücherverzeichnis.

Die Werke über die Geschichte der griechischen Sprache sind zahlreich (wenn auch nicht aus französischer Feder), und es kann sich hier nicht darum handeln, sie alle aufzuzählen. Es wird genügen, eine bestimmte Zahl der neuesten namhaft zu machen, die man dann ohne Mühe ergänzen mag.

Die Geschichte der griechischen Sprachwissenschaft wird ausgezeichnet von THUMB ausgeführt in: *Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft*, II, 1 (Berlin 1917).

Für die allgemeine vergleichende Grammatik, von der die griechische bloß einen Teil bildet, verfügen wir über den großen *Grundriß* von BRUGMANN und über desselben Verfassers *Kurze vergleichende Grammatik*. Außerdem seien erwähnt die *Grammaire comparée du Grec et du Latin* von V. HENRY (Paris, 6. A. 1908) und A. MEILLET, *Einf. in die vergl. Grammatik der idg. Sprachen*, übersetzt von WILH. PRINTZ, Leipzig 1909.

Für die Vorgeschichte des Griechischen hat man drei Darstellungen: G. MEYER, *Griechische Grammatik*, 3. A., Leipzig 1896, ein Werk, das im Augenblick etwas veraltet ist, aber eine große Menge Tatsachen enthält und das den Versuch lohnen würde, es auf den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft zu bringen und durch eine Syntax zu vervollständigen.

Sodann ist zu nennen K. BRUGMANN, *Griechische Grammatik*, 4. A., besorgt von A. THUMB, München 1913: systematisch, behutsam und gediegen.

Ferner seien angeführt:

H. HIRT, *Griechische Laut- und Formenlehre*, 2. sehr vermehrte und verbesserte Auflage, Heidelberg 1912.

D. PEZZI, *La lingua greca antica*, 1888 erschienen; ist naturgemäß veraltet.

Viel Tatsachen findet man bei REINH. WAGNER, *Griechische Grammatik* (in dem Sammelwerke *Grundzüge der klassischen Philologie*, Stuttgart 1908).

Die allgemeine Geschichte der griechischen Sprache hat in groß hingeworfenen Strichen, aber mit tiefgreifender Sachkenntnis dargestellt

W. WACKERNAGEL in der *Kultur der Gegenwart*, herausgeg. von R. P. HINNEBERG, I (2. Aufl. 1907).

Dieselbe haben mit Heranziehung von Einzelheiten in ausgezeichneter Weise behandelt

P. KRETSCHMER in seiner *Einleitung in die Altertumswissenschaft*, herausgeg. von GERCKE und NORDEN, I (2. Aufl., Leipzig 1912) und

OTTO HOFFMANN, *Geschichte der griechischen Sprache* I, *Bis zum Ausgange der klassischen Zeit*, Leipzig, Sammlung Göschen 1911, 2. verb. Aufl. 1916.

Die hauptsächlichste beschreibende Grammatik des Griechischen ist die von

R. KÜHNER, deren erster Band, enthaltend *Laut- und Formenlehre*, für die 3. Auflage (1890—92) von FR. BLASS, deren zweiter, enthaltend die *Syntax*, von B. GERTH (1898—1904) durchgesehen worden ist. Das Buch zeichnet sich durch eine Fülle von Stoff aus, dagegen sind die sprachvergleichenden Angaben des ersten Bandes ohne Wert.

Für das Attische im besonderen haben wir die treffliche Sammlung von

MEISTERHANS-SCHWYZER, *Grammatik der attischen Inschriften*, 3. A. 1900. Über die Betonungslehre

J. Vendryes, *Traité d'accentuation grecque*, Paris 1904 (mit sprachvergleichenden Bemerkungen).

Was die Nachbarsprachen des Griechischen betrifft, so findet man den Hauptniederschlag unseres Wissens in dem grundlegenden Buche von

P. Kretschmer, *Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache*, Göttingen 1896. Ferner ist zu nennen:

H. Hirt, *Die Indogermanen*, Straßburg 1905—07;

A. Fick, *Vorgriechische Ortsnamen*, Göttingen 1905;

O. Hoffmann, *Die Makedonen*, Göttingen 1906.

Von den etymologischen Worterbüchern verweise ich auf:

G. Curtius, *Grundzüge der griechischen Etymologie*, 5. A., Leipzig 1879, veraltet.

Prellwitz, *Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache*, 2. A., Göttingen 1905.

Boisacq, *Dictionnaire étymologique de la langue grecque*, Paris und Heidelberg 1916, mit reichhaltigem Bücherverzeichnis.

Die beiden letzten Werke sind bequem zu benützen und unterrichten über den gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse, ein Zeugnis, das man dem umfangreichen *Handbuch der griechischen Etymologie* von Leo Meyer, Leipzig 1901 ff., nicht eben ausstellen kann.

Über die Eigennamen steht uns zur Verfügung

Fick-Bechtel, *Die griechischen Personennamen*, Göttingen 1894.

Über die Mundarten geben Auskunft:

Meister, *Die griechischen Dialekte auf Grundlage von Ahrens' Werk dargestellt* 1889 und 1892; nicht abgeschlossen, behandelt nur das Arkadisch-Kyprische, das Lesbische, das Thessalische und das Bötische.

Auch O. Hoffmann, *Die griechischen Dialekte*, Göttingen 1891—98, ist nicht vollständig; die drei bis jetzt erschienenen Bände enthalten die Beschreibung des Arkadisch-Kyprischen, des Böotischen und des Thessalischen, sowie die Lautlehre des Jonischen.

Von Boisacq haben wir *Les dialectes doriens*, Paris und Lüttich 1891.

Zur Wortbildungslehre:

A. Debrunner, *Griechische Wortbildungslehre*, Heidelberg 1917 (kurz, aber genau und gediegen).

Hervorzuheben sind zwei Zusammenfassungen:

A. Thumb, *Handbuch der griechischen Dialekte*, Heidelberg 1909, mit reichhaltiger Bücherangabe, und

Buck, *Indroduction to the study of the Greek dialects*, Chicago und London 1910.

Ein großes, unter dem Gesichtspunkte der Mundartenkunde angelegtes Werk haben wir in

H. Collitz, *Sammlung der griechischen Dialektinschriften*, Göttingen 1884 ff., mit inhaltreichen Verzeichnissen. Die nach dem Abschluß zutage getretenen Inschriften muß man an verschiedenen Stellen suchen.

Die kleine Auswahl von

F. Solmsen, *Inscriptiones graecae ad inlustrandas dialectos selectae* (3. A., Leipzig 1910) liefert die besten Beispiele dieser Gattung. Etwas Entsprechendes findet man in Bucks genanntem Buche.

Der den *Indogermanischen Forschungen* angehängte, von Wilhelm Streitberg geleitete *Anzeiger* hat einen jährlichen Überblick über die sprachwissenschaftlichen Erscheinungen von 1889 bis 1907 gegeben. Von 1913 an setzt das unter Leitung bes. von W. Streitberg stehende

Indogermanische Jahrbuch die Berichterstattung über Erscheinungen aus dem Gebiete der indogermanischen und damit der griechischen Sprachwissenschaft in erweitertem Umfang fort. Die Zeitschrift

Glotta, deren erster Band in Göttingen 1909 herauskam, veröffentlicht aus der sachkundigen Feder P. Kretschmers stammende, bis auf das Jahr 1907 zurückreichende Beurteilungen von Veröffentlichungen über griechische Sprachgeschichte.

Für die Koine besitzen wir eine stattliche Reihe von guten Arbeiten, so von

A. Thumb, *Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus*, Straßburg 1901; s. auch von demselben, *On the value of the Modern Greek for the study of ancient Greek in Classical Quaterly* VIII (1914), p. 181—205.

E. Schweizer (jetzt Schwyzer), *Grammatik der pergamenischen Inschriften* (Berlin 1898); von

Nachmanson, *Laute und Formen der magnesischen Inschriften* (Upsala 1903); von

W. Crönert, *Memoria graeca Herculanensis*, Leipzig 1903; von

R. Helbing, *Gram. der Septuaginta*, Göttingen 1907.

E. Mayser, *Grammatik der griechischen Papyri aus der Ptolemäerzeit*; *Laut- und Formenlehre*, Leipzig 1906; von

H. St. John Thackeray, *A grammar of the Old Testament in Greek, vol. X.*, Cambridge 1909; wozu man vergleiche

Psichari, *Étude sur le grec de la Septante*, Paris 1908, Auszug aus der *Revue des études juives*; von

Fr. Blass, *Grammatik des neutestamentlichen Griechisch*, 4. völlig neu bearb. Aufl. von A. Debrunner, Göttingen 1913; von

Moulton, *Grammar of New Testament Greek, vol. I, Prolegomena*, 3. A. 1909; auch in deutscher, vermehrter und durchgesehener Übersetzung als *Einleitung in die Sprache des Neuen Testaments*, Heidelberg 1911; von

A. T. Robertson, *A Grammar of the Greek New Testament in the light of historical research*, New York 1914 (1360 Seiten!); von

Radermacher, *Neutestamentliche Grammatik*, im *Handbuch zum Neuen Testament*, herausgegeben von Litzmann; von

W. Schmid, *Der Attizismus in seinen Hauptvertretern*, Stuttgart 1887—97.

Für die spätere Entwicklung hat man

G. Hatzidakis, *Einleitung in die Neugriechische Grammatik*, Leipzig 1892;

Psichari, *Étude de philologie néo-grecque*, Paris 1892;

Jannaris, *A historical Greek grammar*, London 1897;

A. Thumb, *Handbuch der neugriechischen Volkssprache*, Straßburg 1910;

Pernot, *Grammaire grecque moderne*, Paris 1917, und von

Demselben, *Phonétique des parlers de Chio*, Paris 1907, von

Kretschmer, *Der heutige lesbische Dialekt*, Wien 1905. Die beiden letzteren Werke enthalten alles Wesentliche unseres heutigen Wissens über die neugriechische Sprache, das von Kretschmer für die nördliche, das von Pernot für die südliche Gruppe. Nur gründliche Beschäftigung mit den selbständigen Arbeiten kann einen Begriff von der Verwickeltheit der Fragen geben. Die Mehrzahl davon ist bereits unter den obengenannten zu finden. Mit besonderem Nutzen wird man u. a. noch folgende lesen:

W. Schulze, *Quaestiones epicae*, Gütersloh 1892.

Danielsson, *Zur metrischen Dehnung*, Stockholm 1897.

Wackernagel, *Das Dehnungsgesetz der griechischen Komposita*, Basel 1889; *Beiträge zur Lehre vom griechischen Akzent*, ebenda 1893; *Vermischte Beiträge zur griechischen Sprachgeschichte*, ebenda 1897; *Studien zum griechischen Perfektum*, ebenda 1904; *Hellenistika*, Göttingen 1907, vor allem *Sprachliche Untersuchungen zu Homer*, Göttingen 1916.

Solmsen, *Untersuchungen zur griechischen Laut- und Formenlehre*, Straßburg 1901, und *Beiträge zur griechischen Wortforschung*, Straßburg 1909. Sommer, *Griechische Lautstudien*, Straßburg 1905. Fraenkel, *Griechische Denominativa*, Göttingen 1906, und *Geschichte der griechischen Nomina agentis* I. II, Straßburg 1910 und 1912. Jakobsohn, mehrere Abhandlungen, besonders die mit dem Titel *Der Aoristtypus ἆλτο*, Philologus 67. H. Ehrlich, *Untersuchungen über die Natur der griechischen Betonung*, Berlin 1912. E. Hermann, *Die Nebensätze in den griechischen Dialektinschriften*, Leipzig 1912. Fr. Slotty, *Der Gebrauch des Konjunktivs und Optativs in den griechischen Dialekten*, Göttingen 1915. J. Scham, *Der Optativgebrauch bei Clemens von Alexandrien* (Paderborn 1913; *Forschungen zur christlichen Literatur- und Dogmengeschichte* XI, 4). Von französischen Werken seien genannt: Cuny, *Le nombre duel en Grec*, Paris 1906, P. Magnien, *Le futur grec*, Paris 1912, und P. Regard, *La phrase nominale dans la langue du Nouveau Testament*, und *Contribution à l'étude des prépositions dans la langue du Nouveau Testament.*

Erster Teil.

Die Vorgeschichte des Griechischen.

Erstes Kapitel.

Die indogermanischen Ursprünge des Griechischen.

Darüber, daß das Griechische eine indogermanische Sprache sei, besteht vollkommene Übereinstimmung, allein es ist am Platze, genau zu bestimmen, was man darunter zu verstehen hat.

In Europa gehören das Iberische und das unzweifelhaft damit zusammenzunehmende Baskische im Westen, das Etruskische in Italien, das Finnische und das erst in geschichtlicher Zeit eingedrungene Madjarische sowie endlich das erst verhältnismäßig spät hereingekommene Türkische nicht zum indogermanischen Stamm. Die übrigen dagegen sind allesamt daraus entsprossen, sowie einige asiatische, nämlich das Armenische, das neuerdings auf Forschungsreisen im chinesischen Turkestan handschriftlich entdeckte Tocharische, das Iranische, die arischen Sprachen Indiens, vornehmlich die große Buchsprache, die unter dem Namen Sanskrit läuft. Alle sind durch ganze Gruppen von schlagenden Übereinstimmungen verbunden, die nur unter der Voraussetzung verständlich erscheinen, daß sie, soweit sie mit der Zeit auch auseinandergegangen sein mögen, doch sämtlich Ableger ein und derselben Grundform sind. Diese ist nicht schriftlich festgelegt, und es gibt keinen Überrest von ihr, ebensowenig wie eine Erinnerung an das Volk, das sich einstmals ihrer

bedient hat. Aber die angeführten Sprachen enthalten eine Fülle von Tatsachen, aus denen sich auf dem Wege des Rückschlusses ein Gesamtbild des Urzustandes gewinnen läßt, das man zu bezeichnen pflegt als *Vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen.* Zwar können diese Untersuchungen natürlich immer nur zu Annäherungswerten führen, aber sie haben doch eine ziemlich genaue Beschreibung der Hauptkennzeichen des «Indogermanischen» ermöglicht, zudem sich alle die erwähnten Einzelsprachen wie die Umgestaltungen eines Musters zu diesem selbst verhalten. Dank diesen Hilfsmitteln sind wir in der Lage, uns je nach den Verhältnissen eine mehr oder weniger zutreffende Vorstellung von jener «Ur-» oder, da sie doch recht jugendlichen Alters ist, vielleicht besser «Grundsprache» zu machen.

Die Behauptung, daß eine Sprache die Umformung einer älteren sei, schließt die andere in sich, daß es zwischen den beiden in Betracht kommenden Zeitabschnitten stets sprechende Menschen gegeben habe, die sich bemühten, in derselben Weise zu reden, indem sie sich derselben Aussprache, derselben Satzbildung und desselben Wortschatzes bedienten. Allein es bedarf keines Wortes der Versicherung, daß es niemals zwei Menschen gibt, die vollkommen gleich sprechen. Die Kinder, welche reden lernen, bringen es nie dahin, sich gerade so auszudrücken, wie es die Erwachsenen tun, deren Ausdrucksweise sie sich nachzuahmen bemühen; jedes der aufeinanderfolgenden Geschlechter führt, ohne es zu wissen, Neuerungen ein. Wenn endlich eine ganze Gemeinschaft oder die Einzelglieder einer Gruppe dahin kommen, eine neue Sprache anzuwenden, die von der bisher üblich gewesenen erheblich abweicht, so gelangen die Leute nur in unvollkommenem Maße zu der Fertigkeit, so zu reden wie die Glieder der Verbände, deren Sprechweise sie wiedergeben wollen. Trotz ihrer andauernden Bemühungen, die Spracheinheit innerhalb desselben Verkehrskreises aufrecht zu erhalten und allen Änderungen den Zutritt zu verwehren, schleichen sich unaufhörlich Neuerungen in der Sprechweise ein, die notwendig mit der Sprengung der allmählich zustande gekommenen Einheit endigen. Dauert dieser Vorgang einige Jahrhunderte an, so ist

das Schlußergebnis unabwendlich das, daß eine Sprache, deren Träger sich alle erdenkliche Mühe gegeben haben, sie genau so zu handhaben wie ihre Vorfahren, dennoch im Laufe so langer Zeit ihr Gepräge schwächer oder stärker wechselt. Und wenn die, die diesen Wechsel erfahren, überdies auch noch die gesellschaftlichen Bande lösen, durch welche sie während des Bestehens ihrer sprachlichen Zusammengehörigkeit verknüpft waren, dann wirken die Neuerungen von einer Gruppe zur andern so stark, daß sie an Stelle der Einheitssprache von da ab Sondersprachen setzen, die zwar in manchen Punkten übereinstimmen, weil sie die Fortsetzung ein und derselben Sprache sind, die aber, am Empfinden der Sprechenden gemessen, völlig verschieden voneinander sind. Die Schwierigkeit, die sich hier erhebt, ist nur die, zu sagen, woher es kommt, daß die Neuerungen schließlich doch in derselben Richtung verlaufen und sich nicht gegenseitig durchkreuzen oder aufheben; inwieweit hier der Einfluß überragender und darum vorbildlich wirkender Einzelpersönlichkeiten, inwieweit anderseits der Einfluß von Massenkräften wirksam ist, diese Frage kann hier nur gestreift werden.

Haben die Sprechenden einmal das Gefühl eingebüßt, dieselbe Sprache zu reden, dann ist kein Anlaß mehr für das Streben nach Erhaltung der gemeinsamen Bestandteile vorhanden, und die Verschiedenheiten zwischen den Vertretern derselben Sprache werden von Tag zu Tage größer. Tatsächlich ist in dem Augenblick, in dem die indogermanischen Sprachen auf der Bildfläche der Geschichte erscheinen, in Zeitpunkten, die zwischen dem VIII./VII. Jahrh. v. Chr. bis zum XVI./XVII. Jahrh. n. Chr. schwanken, bei den Völkern, die sich ihrer bedienen, jedes Bewußtsein des Umstandes erloschen, daß sie im letzten Grunde ein und dieselbe Sprache haben. Beispielsweise haben die Griechen des V. und IV. Jahrh. v. Chr. in den Medern und Persern bloße Barbaren erblickt, und ebenso haben diese bei der Aufrichtung ihrer Herrschaft über die Jonier augenscheinlich keine Ahnung davon gehabt, daß sie damit Brüder, wenn nicht der «Rasse», so doch der Sprache in ihr Reich aufnahmen. Das Iranische des VII. Jahrh. v. Chr. war für einen Hellenen unverständlich, ebenso wie die indogermanischen Mundarten der Bevölkerungen, auf welche die hellenischen Ansiedler in Italien gestoßen sind. Obwohl sie in einer ganzen Reihe von Fällen indogermanisch redende Stämme angetroffen haben, deren Sprache zahlreiche Übereinstimmungen mit der griechischen aufwies, ist den Hellenen doch niemals der Gedanke an die ursprüngliche Zusammengehörigkeit ihrer Sprache mit der der «Barbaren» aufgestiegen, und selbst das Oskische und Lateinische, Sprachen, deren Ähnlichkeit mit dem Griechischen so schlagend ist, haben niemals ihre Aufmerksamkeit erregt; jedenfalls haben sich keine Spuren davon erhalten, daß es geschehen wäre.

Der sprachliche Zusammenhang zwischen zwei aufeinanderfolgenden Stufen wird vermittelt durch regelrechte Entsprechungen der Eigentümlichkeiten der einen mit denen der anderen. Überall gibt es ein festes Grundgefüge der Aussprache und ein nicht minder festes Grundgefüge der grammatischen Formen. Die Veränderungen in deren Innerem sind nicht zufällig, sondern folgen bestimmten Regeln. Eben diese Tatsache hat die Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft überhaupt erst ermöglicht; wenn sich jeder Bestandteil unabhängig vom anderen ohne genau innegehaltenes Gesetz entwickelte, so würde keine Erscheinung einen Anhalt für die Vorausbestimmung einer anderen gewähren, und damit wäre der geschichtlichen Sprachbetrachtung der Lebensfaden durchschnitten.

Zur Veranschaulichung wählen wir ein Beispiel aus der Lautlehre. Wenn etwa ein unter bestimmten Bedingungen stehendes *s* zu ʽ wird, so wird, grundsätzlich betrachtet, jedes unter denselben Bedingungen stehende *s* genau ebenso behandelt werden müssen. Wenn also das Griechische und das Lateinische eine gewisse Anzahl von Wörtern fortgeführt haben, die im Indogermanischen mit *s* vor Vokal anlauteten, so kann man unschwer beobachten, daß im Lateinischen das *s* stets unverändert bleibt, während es im Griechischen als ʽ, d. h. als *h* (oder genauer wohl als harter Vokaleinsatz, als «Knackgeräusch») erscheint. Einem lat. *septem* ʽsiebenʼ wird demnach ein gr. ἑπτά, einem *sēmi* ʽhalbʼ ein ἡμι-, einem *sāl* ʽSalzʼ ein ἅλ-ς, einem *sāgiō* ʽspüreʼ ein ἡγοῦμαι (vgl. dor. ἁγέομαι)

entsprechen und so in unzähligen anderen Fällen. Die Verwandtschaft zweier Sprachen ist also schon daran zu erkennen, daß es möglich ist, zwischen ihnen Reihen von etymologischen Verwandtschaften aufzusellen, die auf regelrechten Entsprechungen zwischen diesem Laute der einen und jenem Laute der anderen beruhen.

Weitaus höhere Beweiskraft besitzt die Erhaltung sprachlicher Erscheinungen im einzelnen. Es beruht durchaus nur auf einem feststehenden Brauch, daß die 3. Pers. Plur. im dorischen φέροντι 'sie tragen' und in dem entsprechenden attischen φέρουσι bezeichnet ist. An und für sich hat sie lediglich nichts an sich, was auf die 3. Pers. Plur. hinwiese. Die Verbindung zwischen Form und Bedeutung ist rein herkömmlich, nicht aber innerlich notwendig. Dasselbe gilt von dem Ausdrucke der Vergangenheit durch ein vorgesetztes ε- und durch die Endung -ον in der 3. Pers. Plur. Prät. ἔφερον 'sie trugen'. Zieht man ferner noch in Betracht, daß im Altindischen *bharanti* heißt 'sie tragen' und *abharan* 'sie trugen', so liegt es auf der Hand, daß dieses Zusammentreffen der beiden Sprachen nicht zufällig sein kann. Beobachtet man nun außerdem zwischen ihnen noch eine Menge ähnlicher Übereinstimmungen, so ist es klar, daß das Griechische und das Altindische zwei fortschreitend verunähnlichte Formen der Grundsprache sind, die man üblicherweise die indogermanische nennt.

Eine auf ausgedehntem Raum von einigermaßen zahlreichen und verschiedenen Völkern gesprochene Sprache weist in der Regel, je nach den Örtlichkeiten und auch nach den Gesellschaftsgruppen, die an ihrem Aufbau beteiligt sind, Verschiedenheiten auf. Es bilden sich sogenannte «Dialekte» oder vielmehr dialektische Verschiedenheiten. Das Gemeinindogermanische, wovon das Griechische eine auf besondere Art entwickelte Form darstellt, hatte bemerkenswerte mundartliche Abweichungen, von denen wir uns einigermaßen eine Vorstellung machen können. Die Grenzen der einen fallen durchaus nicht notwendigerweise mit denen einer anderen zusammen. Auf indogermanischem Gebiete zeigt sich dies z. B. darin, daß das Griechische zwar Eigentümlichkeiten mit mehreren anderen Vertretern der Familie gemein hat, daß aber die

Gruppierungen, in die das Griechische hineinfällt, für jedes Merkmal wechseln: in manchen Punkten geht es mit dem Lateinischen, dem Keltischen und Germanischen, in anderen mit dem Armenischen oder Indo-Arischen zusammen.

Einer der Züge, in denen sich die indogermanischen Dialekte am deutlichsten voneinander abheben, ist die Behandlung der *k*-Laute. In der Grundsprache gab es mindestens zwei Reihen von Gaumenverschlußlauten, nach deren Auftreten wir an der Hand der Form für das Grundzahlwort 'hundert' eine westliche oder *kentum*- und eine östliche oder *satem*-Gruppe unterscheiden. Zur ersteren rechnet man außer dem Griechischen noch das Italische (Oskisch-Umbrisch-Lateinische), Germanische und Keltische. Hier treffen wir reine Verschlußlaute von der Art des *k* oder auch solche mit Lippenlautbeiklang nach der Art des *q* in lat. *cūra* 'Sorge' bzw. des *qu̯* in lat. *quod* 'was' oder aber — so in mehreren anderen Sprachen — Lippenlaute von der Art des *p*; im Griechischen insbesondere erscheinen je nach der dunkleren oder helleren Klangfarbe des folgenden Vokals Lippen- oder Zahnlaute, d. h. solche wie *p* oder *t*.

Die zweite Gruppe begreift in sich das Indo-Iranische, Armenische, Slavische, Baltische, Albanesische. Hier entsprechen den *k*-Lauten ausgeprägte Schmelzlaute, die mit der Zeit in Zischlaute wie *s* oder solche von der Gattung unseres *š* übergehen. Den Gaumenlauten von der Art des *p* bzw. *qu̯* entsprechen hier reine Gaumenlaute wie *k*. So hat man beispielsweise für das Zahlwort 'zehn' auf dem westlichen Gebiet gr. δέκα, lat. *decem* (gesprochen *d̯ek̯ĕm*), ir. *deichn*, got. *taihun* (mit *h* aus *k* nach dem Grimmschen Gesetz), dagegen auf dem östlichen ai. *dáça* (wobei *ç* einen Zischlaut bezeichnet), iran. av. *dasa*, armen. *tasn*, russ. *desjat'*, lit. *deszimt* (wobei *sz* den Lautwert *š* darstellt). Zur Veranschaulichung der anderen Gruppe wählen wir das fragende und unbestimmte Fürwort. Es heißt auf dem westlichen Gebiet lat. *quis*, *quod*; griech. τίς, πόθεν; ir. *cia* 'wer' (mit dem aus inneririschen Gründen zu erklärenden Verlust des Lippenlautbeiklangs). Daneben treffen wir im Kymrischen *pwy* 'wer', im Gotischen *hwas* 'wer'. Auf dem östlichen Gebiet entspricht ai. *káḥ* 'wer', av. *kō*,

altslav. *kŭ-to*, lit. *kàs*. Genau dieselbe Erscheinung haben wir bei den stimmhaften Verschlußlauten, z. B. heißt es im Westen got. *qinō* 'Frau' (wobei das *q* den Lautwert *gu̯* hat, der selbst wieder nach dem Grimmschen Gesetz ein idg. *gu̯* fortsetzt), altengl. *cwéne*, neuengl. *queen*, ir. *ben*, griech. böot. βανᾱ́, sonst γυνή (mit einer Behandlung des Wortanfangs, die den im übrigen Griechischen verdunkelten Gaumenlaut heraustreten läßt). Dem steht im Osten gegenüber arm. *kin* (wobei das *k* ähnlich wie im Germanischen erst nachträglich aus einem stimmhaften *g* entstanden ist), baltisch-altpreuß. *genna*, slav. *žena* (mit *ž* aus ursprünglichem *g* vor *e*), ai. *gnā*. Die mitgeteilten Tatsachen lassen, wie man sofort sieht, mit Leichtigkeit erkennen, daß die indogermanischen Einzelsprachen schon auf der ältesten Stufe ihrer Überlieferung in hohem Maße auseinandergehen und jede für sich einen ausgeprägt eigenartigen Anblick gewährt.

Wie schon bemerkt, verlaufen die Trennungslinien zwischen den Dialekten für die verschiedenen Trennungsmerkmale völlig verschieden, z. B. unterscheiden das Armenische, das Griechische, das Lateinische, das Keltische deutlich die beiden Vokalabtönungen *a* und *o*, während das Germanische, das Baltische, das Slavische, das Indo-Iranische sie zusammenwerfen. Hier geht das Armenische mit dem Griechischen, das Germanische aber mit dem Baltischen und Altindischen. Eine völlig andere Gruppierung ergibt sich, wenn wir die Vergangenheitsform des Zeitworts zugrunde legen. Diese ist wenigstens in einem Teil der Fälle durch einen vorgesetzten Vokal gekennzeichnet, der im Armenischen und im Griechischen als *e*, im Indo-Iranischen, wo regelmäßig dem griechisch-armenischen *e* ein *a* entspricht, als *a* erscheint. So heißt etwa im Griechischen 'er trug' ἔφερε, im Armenischen *eber*, im Ai. *abharat*. Dagegen treffen wir im Lateinischen keine Spur des Augments und ebensowenig im Oskischen, im Keltischen, im Germanischen, im Baltischen, im Slavischen. Das Griechische stimmt also hier mit dem Armenischen und dem Altindischen überein, entfernt sich aber vom Italischen, Keltischen und Germanischen. Soweit es bei so weit zurückliegenden und so wenig greifbare Anhaltspunkte bietenden Dingen zulässig ist, einen Schluß zu

wagen, scheint es, als ob die indogermanische Sprache, die sich im Laufe der Zeit zum Griechischen fortentwickelt hat, der italokeltischen und der armenischen Gruppe ziemlich nah und der indoiranischen nicht allzufern gewesen wäre.

Die indogermanischen Völker haben die Schrift, die eine verlangsamende Wirkung ausübt, nicht gekannt und benutzt, mit andern Worten, sie haben keine alte Geschichte. Alles, was man von ihnen weiß, ist das, daß sie eine im wesentlichen gemeinsame Sprache hatten und daß diese sich allmählich spaltete. Die Trümmer aus dem Ende der Neustein- und Bronzezeit, die man in Europa und Asien findet, Waffen, Werkzeuge, Überbleibsel von Wohnstätten, haben wahrscheinlich zum Teil einer indogermanisch sprechenden Schicht angehört, aber man besitzt lediglich kein Mittel, um zu sagen, inwieweit sie doch etwa auch anderssprachigen Bevölkerungen zuzuteilen sind: ein Werkzeug lehrt uns nichts über die Sprache dessen, der es handhabt, ebenso wie sich ein Gewehr in türkischer Hand von einem solchen in deutscher nicht notwendig unterscheidet. Die altertumskundlichen Funde sind totenstumm. Gelingt es einmal, bestimmte vorgeschichtliche Schichten bestimmten Bevölkerungen zuzuweisen, so bewegt man sich dabei stets auf dem Boden der Vermutung, und diese hat nur für Zeiten einen gewissen Wert, die den geschichtlich bekannten nahestehen, wo man dank klaren Zeugnissen so ziemlich weiß, welches der Wohnsitz und welches die Wanderungen eines Stammes in einer gegebenen Gegend waren. Geschichtliche Tatsachen entziehen sich der Ahnung; wenn man über sie nicht durch unzweideutige Zeugnisse unterrichtet ist, so muß man sich eben an dem Geständnis des Nichtwissens genügen lassen; es hilft nichts, die von den unzweideutigen Zeugnissen gelassenen Lücken an der Hand der Vorgeschichte oder der Sprachforschung ausfüllen zu wollen.

Ehrlich gestanden können wir nicht sagen, wo und wann das indogermanische Stammvolk gelebt hat. Nur soviel kann man mit gutem Gewissen behaupten, daß ein Volk gewesen sein muß, um die bestehende Einheit zu schaffen. Denn die Erfahrung zeigt uns, daß zur Begründung einer gemeinsamen Sprache, die stark genug ist, eine Volkstrennung zu überstehen, eine gewisse Ein-

heit, sei es des Staatswesens oder doch die gewisse Gleichmäßigkeit der Gesittung notwendig ist. Das Englische ist das Verständigungsmittel der Vereinigten Staaten von Amerika geblieben, nachdem diese ein abgegrenztes Volkstum entwickelt hatten, aber es ist auch von Anfang an die Sprache des englischen Volkes. Die griechische Gemeinsprache (κοινή) des hellenistischen Zeitalters hat sich ohne staatliche Einheit herausgebildet, aber sie verdankt ihr Dasein dem starken Bewußtsein des Bestehens einer hellenischen Gesittung. In dieser stellte, wie wir sehen werden, die makedonische Eroberung die wesentliche Treibkraft dar, und ihr endgültiger Sieg beruhte auf der durch das römische Weltreich geschaffenen Einheit. Im übrigen kann das indogermanische Urvolk mehrere unterschiedene Rassen in sich befaßt haben, mögen diese nun nebeneinander gelagert oder mögen sie miteinander vermischt gewesen sein. Es muß hierbei nachdrücklich daran erinnert werden, daß es vollkommen unzulässig ist, den Begriff der Rasse mit dem des Volkstums oder der Sprache in einen Topf zu werfen.

Das einzige Mittel, um den Wohnsitz des indogermanischen «Urvolkes» örtlich abzugrenzen, besteht darin, daß man auf dem Wege der Vergleichung solche Wörter erschließt, die das Vorhandensein gewisser örtlich sicher bestimmbarer Gegenstände voraussetzen. Aber auch hiervon darf man sich nicht allzuviel versprechen. Denn erstens ändert sich die Bedeutung der Wörter nicht selten und zweitens verschwinden mit dem Verschwinden von Gegenständen leicht auch deren Bezeichnungen, oder diese nehmen eine andere Bedeutung an. Immerhin hat es doch den Anschein, daß man für das Indogermanische das Vorhandensein mehrerer Namen von Bäumen behaupten darf, deren Verbreitungsgebiet feststeht.

Zweifellos besaß das Indogermanische einen Namen für die *Birke*. Dieser hat sich im ai. *bhūrjaḥ*, in den iranischen Dialekten der Gebirgsländer, z. B. im Ossetischen als *bärz*, im Altslavischen als *brěza*, im Russischen als *berëza* erhalten; im Litauischen finden wir *béržas*, im Schwedischen *björk* usw. Nun gedeiht aber diese Baumart ausschließlich in Gegenden von gemäßigter Wärme mit genügender Feuchtigkeit. Deshalb fehlt sie in den

Ebenen Indiens und Irans, in Griechenland und in Italien (außer auf den Abhängen einiger Gebirge des Nordens). Wenn sich das Wort 'Birke' im Griechischen nicht findet, so kommt dies daher, daß die Hellenen, als sie sich in den neuen Wohnsitzen einrichteten, ein für sie unnütz gewordenes Wort aufgaben. Im Lateinischen finden wir ein Wort *fraxinus*, das möglicherweise mit den bisher genannten verwandt ist, das aber zur Bezeichnung eines anderen Baumes dient, nämlich der Esche. Verschiedene Betrachtungen dieser Art in Verbindung mit der Art, wie sich die indogermanisch sprechenden Völker ausgebreitet haben, und im Zusammenhang mit der gut bezeugten Tatsache, daß deren geschichtlich nachprüfbaren Einfälle wie die der Gallier oder der Germanen in der Richtung von Nord und Süd, und nicht umgekehrt, verlaufen sind, lassen die Annahme als berechtigt erscheinen, daß das sogenannte 'Urvolk' ein mehr nach Norden zu gelegenes Land bewohnte, sei es in Europa, sei es auf der Grenze zwischen Europa und Asien. Keiner der uns gegebenen Anhaltspunkte widerspricht dieser Ansetzung, die ja im übrigen einen ziemlich weiten Spielraum läßt, vielleicht aber immer noch zu bestimmt ist.

Auch die Frage nach der Zeit, in der die «Ursprache» geredet wurde, läßt sich nicht mit befriedigender Genauigkeit beantworten. Die geschichtlichen Texte bieten keine Spuren, die über das XIV. vorchristliche Jahrhundert zurückreichen, wo man in Kleinasien die Namen indoarischer Götter antrifft. Wenn man schon so oft dem Rig-Veda ein sehr hohes Alter hat zuschreiben wollen, so muß doch zum mindesten erwogen werden, daß die Schrift in Indien verhältnismäßig jung ist. Zwar ist nicht zu bestreiten, daß der religiöse Charakter dieser Urkunden für ihre Erhaltung günstig gewesen ist, anderseits hat die mündliche Überlieferung so ausgedehnter Texte doch auch ihre nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten. Jedenfalls aber fällt die Aufzeichnung der ältesten Vedenlieder in der auf uns gekommenen Form nicht später als die der homerischen Gedichte. Die ältesten datierbaren Prosatexte von nennenswertem Umfang haben wir in den Inschriften des Perserkönigs Darius, der von 512—486 v. Chr. regiert hat.

Zweifellos hat es vieler Jahrhunderte bedurft, um die tiefgreifenden Veränderungen hervorzubringen, die sich in jeder der indogermanischen Sprachen vollzogen haben, bevor sie schriftlich festgelegt wurde, aber ein Zeitraum von 1000 bis 1500 Jahren ist mehr als genügend, um diese Umbildungen verständlich zu machen: wir brauchen uns bloß zu vergegenwärtigen, wie stark sich das Lateinische zwischen dem IV. und V. Jahrh. n. Chr. und heute verändert hat; denn das Französische ist ja nur abgeändertes Latein. Verlegt man die Zeit der indogermanischen Ungetrenntheit in den Schluß des 3. und den Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr., so wird man die Grenze des Wahrscheinlichen schwerlich allzusehr überschreiten. Nun weiß man aber, daß zur Zeit der Sprachentrennung die indogermanisch sprechenden Völker die Bronze oder das Kupfer kannten: das Altindische hat *ayaḥ*, das Avesta *ayō*, das Gotische *ais*, das Althochdeutsche *ēr*, das Altisländische *eir*, das Lateinische *aes*. Die gleichen Völker scheinen auch das Gold gekannt zu haben, und vielleicht waren sie mit dem Silber nicht unvertraut. Danach gehört die indogermanische Ursprache einer Stufe der Gesittung an, auf der die Metalle schon eine gewisse Rolle spielten. Nach dem zu urteilen, was wir aus den Zuständen der Länder schließen können, in denen die Gesittung wahrscheinlich weiter vorgeschritten war als in den mittleren und nördlichen Gegenden Europas, können wir diesen Zustand der Dinge kaum viel über das Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. zurückschieben.

Will man auch diesen Vermutungen keinen allzuhohen Grad von Sicherheit beimessen, so darf man doch soviel sagen, daß die indogermanische «Urzeit» zwar vorgeschichtlich, nicht aber besonders alt ist. Die vergleichende Grammatik muß sich deshalb vor dem naheliegenden Fehler hüten, auf eine Vergangenheit zurückzugreifen, über der das dämmerhafte Halbdunkel der vorgeschichtlichen Altertumskunde mit ihren alt- und neuzeitlichen Abschnitten liegt. Die indogermanisch redenden Völker waren keine «Wilden», sondern «Barbaren», etwa in demselben Sinne wie späterhin die keltischen und germanischen Eindringlinge; im ganzen wird man sich ihren Bildungsgrad durchaus nicht allzu nieder vorstellen dürfen.

Welcher Art eigentlich diese indogermanisch sprechenden Völker waren, darüber wissen wir nichts. Doch dürfen wir voraussetzen, daß sie von einem ausgesprochenen Tätigkeitsdrang beseelt, eroberungslustig und verwaltungstüchtig waren und viele andere durch diese Anlagen übertrafen. Denn es läßt sich feststellen, daß in dem sehr spät eintretenden Augenblick, in dem die Schrift in Europa durchdringt und die europäische Geschichte beginnt, mit wenigen Ausnahmen, unter denen das Etruskische hervorsticht, alle herrschenden Völker unseres Erdteils und auch eines erheblichen Gebietes in Asien indogermanische Sprachen reden. Der hellenische Stamm, um ihm den Namen zu geben, unter dem er jetzt bekannt ist, den er aber vielleicht noch nicht geführt hat, als er in Griechenland einzog, ist einer von denen gewesen, die der indogermanischen Sprache ein ihr bisher verschlossenes Gebiet neu eröffnet haben.

Was die nachbarschaftlichen Beziehungen der nachmals hellenisch genannten Völker zu denen betrifft, die dann als Träger der italischen Dialekte auftreten, so mögen sie im Anfang gewesen sein, wie sie wollen: soviel steht jedenfalls fest, daß sie sich späterhin von der italokeltischen Gruppe völlig getrennt haben. Keinen Augenblick hat es ein italo-griechisches Volk gegeben, denn es gibt keine Spur einer grundlegenden Neuerung, die dem Keltischen zusammen mit dem Griechischen allein eigentümlich wäre, so wie es Neuerungen gibt, die der durch das Keltische, das Lateinische und das Oskisch-Umbrische gebildeten Gruppe eigentümlich sind. Angesichts dessen liegt kein wissenschaftlicher Anlaß für die besonders in Frankreich nicht selten anzutreffende Neigung vor, die vergleichende Grammatik des Griechischen und Lateinischen im Unterricht miteinander zu behandeln. Dies hat z. B. ein Gelehrter getan, dessen Verlust wir sehr beklagen, nämlich V. Henry; es ist gewiß nicht unpraktisch und der Erfolg des von ihm herrührenden Lehrbuches wohlverdient. Aber trotzdem wäre es kindlich, anzunehmen, es gebe so etwas wie eine «Vergleichende Grammatik des Griechischen und Lateinischen». Das Lateinische hat eine Beeinflussung durch das Griechische erfahren, die übrigens, vom Wortschatz abgesehen, nicht sehr bedeutend

ist, und insbesondere das lateinische Schrifttum ist in weitem Umfang ein Ableger des griechischen; allein daraus folgt für die Sprachvergleichung rein gar nichts.

Die Trennung zwischen dem Griechischen und dem Lateinischen, oder genauer ausgedrückt zwischen den Mundarten, die dies einmal werden sollten, ist sehr ausgesprochen gewesen. Unter anderm hat der lateinische, oder allgemeiner der italische, d. h. der oskisch-umbrische und lateinische Wortschatz viel Worte mit dem Keltischen, dem Germanischen, dem Baltischen und Slavischen gemein, die sich im Griechischen nicht wiederfinden. So ist in letzterem der Begriff 'säen' durch σπείρω ausgedrückt, dagegen bietet das Lateinische *serō*, *sēnī*, *sēmen*, das Irische *sīl*, das Gälische *hād* 'Saat', das Gotische *saian* 'säen' und das Althochdeutsche *sāmo* 'Same'. Vergeblich würde man im Griechischen eine Entsprechung zu dem lateinischen *grānum*, dem irischen *grān*, dem gälischen *grawn*, dem gotischen *kaúrn* (deutsch 'Korn'), dem altslavischen *rzuno* suchen. Die lateinischen Worte *fār*, *farīna* 'Mehl' finden ihre Gegenbilder im Umbrischen: *farsiō* = *farrea*; im Germanischen, so aisl. *barr* 'Feldfrüchte', got. *barizeins* 'Gerste'; im Slavischen, so serb. *brašno* 'Mehl', nicht aber im Griechischen. Der Name der *Mālifera Abella* in Kampanien erklärt sich durch den Namen des 'Apfels' im ir. *aball*, ahd. *Apful*, litt. *obulas*, aslav. *abluko*: das Griechische dagegen steuert nichts zur Erklärung bei. Beispiele dieser Art sind nicht vereinzelt, sondern recht zahlreich. Ferner ist zu beachten, daß sich diese Bestandteile des westlichen und nördlichen Wörterbuchs, die das Griechische nicht besitzt, auch im Armenischen und Indo-Iranischen nicht wiederfinden. Danach hat es eine ganze Zone des indogermanischen Wortschatzes gegeben, die von den späterhin italischen, keltischen, germanischen, baltischen und slavischen Dialekten gebildet wurde und von der späterhin griechische, armenische und indoiranische Dialekte ausgeschlossen waren. Die große, vom Italo-Keltischen bis zum Slavischen reichende Sprachgruppe, die in ihrem Wortschatz so vieles Gemeinsame enthält, hat jedenfalls niemals die Fühlung mit dem Meere verloren, für das sie eine übereinstimmende Benennung hat: lat. *mărĕ*, ir. *muir*, lit. *marēs*, altslav. *morje*. Dem Griechischen fehlt sie, entweder, weil die Träger der später so genannten Sprache es nicht nötig hatten, oder weil sie es auf der Wanderung durch das meerferne Mitteleuropa verloren. Wahrscheinlich hat es einer eigenen Bezeichnung für das Meer zeitweilig ganz entbehrt, und als es dann einer solchen bedurfte, hat es zu ganz neuen Ausdrücken greifen müssen. Unter anderm wurde es ἡ ἅλς 'die Salzflut' genannt, das zu ὁ ἅλς 'Salzkorn' und οἱ ἅλες 'Salz' zu stellen ist. Dieses Wort gehört schon dem Gemeinindogermanischen an und geht mit Ausnahme des Indoarischen, das es eher verloren als nie besessen hat, durch seine sämtlichen Zweige, einschließlich des Tocharischen hindurch. Soviel wie «Meer» aber bedeutet es nirgends; darin liegt eine griechische Neuerung, in der sich das Bedürfnis kundtut, eine neue Sache mit neuem Namen zu belegen. Andere, aber ebenso junge Ausdrücke sind z. B. πόντος, urverwandt mit lat. *pōns*, *pontis* m. und ai. *pánthāḥ* 'Weg'. Es faßt das Meer unter dem Gesichtspunkt des Pfades auf, wozu man das homerische ὑγρὰ κέλευθα 'nasse Pfade' vergleiche; bei einem bisher durchaus landansässigen Volke prägt sich hierin eine völlig neue Stellung gegenüber der See aus. Das seiner Ableitung nach nicht recht feststehende, aber an lat. *plānus* 'eben' erinnernde πέλαγος dürfte wie lat. *aequor*, *-ōris* n. die weite Oberfläche des Meeres ins Auge gefaßt haben. Auf hohes Alter können die griechischen Namen alle miteinander keinen Anspruch erheben und den Adel ursprachlicher Abstammung trägt nur *mare* mit seiner Sippe an der Stirn.

Für die Vorgänge zwischen der Ur- und der geschichtlich griechischen Zeit stehen uns eigentliche Zeugnisse nicht zu Gebot. Die beiden Anhaltspunkte, die wir haben, sind auf der einen Seite das Indogermanische, d. h. der Stand, den wir mit Hilfe der Vergleichung aller indogermanischen Einzelsprachen erschließen können, und auf der andern Seite das Urgriechische, d. h. die Stufe, von der wir uns durch die Vergleichung aller uns in den griechischen Texten jeder Art und Gegend an die Hand gegebenen Tatsachen einigermaßen eine Vorstellung zu machen in der Lage sind. Das eine wie das andere ist lediglich ein durch Rückschluß gewonnenes Gedanken-

bild, weil wir für beide keine handgreiflichen Angaben besitzen. Immerhin sind es doch Begriffe, mit denen sich ein ausreichend deutlicher Sinn verbinden läßt.

So dürfen wir es doch versuchen, für den zwischen dem «Indogermanischen» und dem «Urgriechischen» liegenden Abschnitt vermutungsweise einen Aufschluß darüber zu gewinnen, wie sich der Übergang vom einen zum andern vollzogen hat, worin die Neuerungen bestehen und wie sie zu erklären sind. Vieles versteht man hier ohne weiteres. Wenn die Ableitung unregelmäßiger und starker Formen aus den Bedingungen des Griechischen nicht verfangen will, so feiert die «Vergleichende Grammatik» ihre Triumphe, insofern sie diese als Überbleibsel aus der «Urzeit» begreifen lehrt, die unter indogermanischen Verhältnissen entstanden sind. Dagegen bleiben die in dem Zwischenraum zwischen den beiden genannten Zeitpunkten geschaffenen Bildungen unaufgeklärt: über den Ursprung z. B. des Passiv-Aorists auf -θην können wir nur luftige Meinungen äußern, und selbst wo sie zutreffen, entziehen sie sich jeder Nachprüfung. Man versteift sich nicht selten darauf, diese grammatischen Neuheiten zu erklären, vergißt aber dabei, daß das sprachvergleichende Verfahren hierfür nur sehr ungeeignete Mittel liefert. Mit seiner Hilfe kann man sich klar machen, daß eine Form wie εἶμι 'gehe' alt und wie sie zustande gekommen ist. Das aber, was in der indogermanischen Zeit nicht vorhanden war und worüber man nichts wissen kann als über etwas, das sich in einem uns völlig unbekannten Zeitraum entwickelt hat, vermögen wir nur im günstigsten Falle zu erraten. Der oft hervorragende Scharfsinn, den man auf die Erklärung neuer vorgeschichtlicher Bildungen des Griechischen wie sonstiger indogermanischer Sprachen verwendet hat, muß großenteils als verlorene Liebesmühe bezeichnet werden.

Wir sind noch einigermaßen imstande, uns einen Begriff von den Vorgängen zu machen, durch die das Indogermanische allmählich den Anstrich des Griechischen erhielt. Aber die Art, wie die Sprache sich fortgepflanzt hat, ist nicht zu bestimmen. Man darf sich in der Tat nicht einreden, daß sie sich einfach durch Veränderungen umgebildet habe, die sich durch die Übertragung von

Geschlecht zu Geschlecht vollzogen, indem jedes Kind die Sprache seiner Eltern mit einer gewissen Zahl von Änderungen wiedergab: denn wie schon oben angedeutet, wird durch diese Annahme die Einheitlichkeit in der Richtung der Veränderungen nicht verständlich gemacht. Das Urgriechische, auf dem sämtliche griechische Mundarten beruhen, kann nur eine verallgemeinerte Sondersprache gewesen sein. Ebenso wie jenes eine gewisse völkische Einheit voraussetzt, erfordert dieses einen vorgeschichtlichen Zustand, in dem es ein hellenisches Volkstum mit einem wahrnehmbaren und sprachlich gekennzeichneten Zusammengehörigkeitsgefühl gab. Wie die selbständige Entwicklung nur zu Mundarten und örtlich völlig verschiedenen Sprachen führt, so geht diese gemeinsame griechische Sprache aus der Verbreitung einer herrschenden Mundart über Gruppen hervor, die vorher aus verschiedenen Dialekten und vielleicht ganz verschiedenen Sprachen bestanden. Jede Gemeinsprache ist das Ergebnis der Ausdehnung einer herrschenden Mundart über ihre anfänglichen Grenzen hinaus. Dabei läuft sie Gefahr, starke und immer mehr zunehmende Veränderungen zu erleiden. Am größten werden diese in dem Augenblick des Entstehens einer Reichssprache. So weist z. B. das Persische am frühesten gewisse Züge neuernder Entwicklung auf. Dies kommt daher, daß es einem Eroberervolke angehörte und zuerst von allen Zweigen unseres Stammes in die Geschichte eintritt. So kann man sich vorstellen, daß eine ganze Reihe der für das Griechische kennzeichnenden Merkmale aus der Zeit herrührt, wo es die Gemeinsprache eines bedeutenden eroberungsfähigen Volkes wurde. Im übrigen jedoch ist es durchaus unmöglich, hierüber etwas Genaues zu äußern und auch nur eine einzige Einzelheit dieses ganzen Vorganges herauszustellen, welcher der ganzen griechischen Sprachgeschichte zur Grundlage dient. Ebensowenig, wie man etwas von dem Zustandekommen der Einheit dieses Hellenentums weiß, dessen Stämme nacheinander Griechenland erobert und das Mittelmeergebiet besiedelt haben, vermag man anzugeben, wie sich ihre Spracheinheit gebildet hat, auch nicht, wie und unter welchen Bedingungen die Veränderungen eingetreten sind, die dem Griechischen sein eigentümliches Gepräge verliehen haben.

Bevor das Urgriechische entstand, auf dem die durch Texte bekannten Dialekte beruhen, hat es möglicherweise mehrere Trennungen der indogermanischen Sprache gegeben, auf die dann wieder Vereinheitlichungen folgten. Denn jede Sprache strebt infolge eines natürlichen Zuges fortwährend danach, sich zu spalten, anderseits aber widerstreben dem dann die redenden Menschen, indem sie Gemeinsprachen herstellen, die den zahlreichen Bewohnern eines ausgedehnten Gebietes ein brauchbares Verständigungsmittel bietet. Über diese der geschichtlichen Zeit voraufliegenden Spaltungen und Einigungen des Urgriechischen kann man nichts sagen; denn an keinem uns bekannten Fleck haben sich Reste von Verwandten des Griechischen erhalten, die Spuren dieser Übergangszeit des Auseinandergehens aufbewahrt hätten. Daraus folgt allerdings nicht, daß es etwas Derartiges nicht gegeben habe. Aber sie mußten verschwinden, weil ihnen ein für jede Sprache grundwesentliches Erfordernis abging, nämlich das, auf dem gesamten räumlichen Gebiet und geistigen Betätigungsfeld einer Gruppe ein Mittel nichtversagender gegenseitiger Verständigung zu bilden. Auf die Dauer besitzen eben nur Gemeinsprachen die Kraft, sich zu halten.

Zweites Kapitel.
Aufbau des Griechischen.

Die Mundarten der verschiedenen griechischen Städte erscheinen von dem Augenblicke an, in dem wir ihnen begegnen, ziemlich stark verschieden, aber diese Verschiedenheiten beziehen sich bloß auf Einzelheiten, die in verhältnismäßig später, der geschichtlichen nicht sehr weit vorangehender Zeit entstanden sind: am Ende beruhen alle griechischen Mundarten auf einer und derselben Grundsprache. Neben das Indogermanische gehalten, weisen sie sämtlich eine erhebliche Anzahl von übereinstimmenden Neuerungen auf, so daß jenem gegenüber ein bedeutender Abstand festzustellen ist. Die vergleichende Betrachtung setzt uns instand, das Urgriechische, aus dem die Dialekte sämtlich durch Spaltung hervorgegangen sind, wenn nicht wiederherzustellen, so doch nach seinen

wesentlichen Zügen mit ziemlicher Genauigkeit zu bestimmen. Ihre Gesamtheit begreift die Summe der Eigentümlichkeiten in sich, durch die sich das Griechische als Ganzes dem Ganzen der übrigen indogermanischen Sprachen gegenüberstellt.

Die Griechen haben nicht wie die Inder scharfsinnige Lautforscher gehabt, die ihre Aussprache peinlich zergliedert und davon genaue Beschreibungen hinterlassen hätten. Über ihren Lautbestand sind wir ausschließlich durch die Schrift und deren Abweichungen unterrichtet, wozu sich in späterer Zeit noch Umschreibungen, besonders ins Lateinische gesellen. Auch gibt uns die Verslehre manches Wertvolle an die Hand, wenngleich nur in einer beschränkten Anzahl von Fällen. So können wir uns über die Aussprache des Altgriechischen doch nur recht grobe Vorstellungen machen, die wir überdies nicht selten örtlich und zeitlich nur ungenügend zu bestimmen vermögen. Doch dürfte der Einblick, den wir zu gewinnen imstande sind, wohl zu dem Urteil berechtigen, daß sich neben einem bemerkenswerten Zuge zur Erhaltung von Altem die Neigung zu geradezu grundstürzenden Neuerungen findet.

Der mit überraschender Treue bewahrte Teil des indogermanischen Lautstandes sind die V o k a l e. Das Urgriechische bietet diese fast genau so, wie wir sie nach Anleitung der vergleichenden Sprachwissenschaft für die «Ursprache» vorauszusetzen haben. Allein das Oskische hat sie auf derselben Stufe der Altertümlichkeit erhalten. Es waren ihrer drei kurze, nämlich *ă, ĕ, ŏ* nebst ihren Längen, nämlich *ā, ē, ō*.

Der Akzent war Höhenton, d. h. der Tonvokal war nicht wie z. B. im Germanischen durch eine Verstärkung, sondern durch eine Erhöhung der Stimme gekennzeichnet. Dies ist noch heute an einigen Stellen Europas, z. B. bei den Litauern und Serben, der Fall und das Dahomei im Sudan vermittelt davon ein noch deutlicheres Bild.

Danach war der betonte Vokal höher als der nicht betonte, und zwar betrug der Unterschied nach Dionysios von Halikarnassos eine Quint. Ein sorgfältiger Tonsetzer mußte hierauf achten, ebenso wie ein solcher sich bemüht, im Französischen und besonders im Deutschen die starken

Rhythmusstellen mit dem natürlichen Wortakzent in Einklang zu bringen; diese Annahme hat in dem urkundlich vorliegenden delphischen Apollohymnus eine augenfällige Bestätigung gefunden.

Ein so beschaffener Akzent eignet sich nicht als Grundlage für einen Rhythmus. Tatsächlich ist denn auch der griechische Rhythmus nicht auf den Akzent aufgebaut; dieser hat in ihm niemals eine nennenswerte Rolle gespielt; während der ganzen klassischen Zeit bis tief in die christliche hinein haben die Dichter nie einen Versuch gemacht, die Ton- und die schwere Taktstelle in Übereinstimmung zu bringen. Vielmehr ist der griechische Rhythmus ebenso wie der indische und der klassisch-lateinische rein quantitativ, d. h. beherrscht von dem Wechsel von Längen und Kürzen ohne jede Rücksicht auf den Akzent, wie im ai. die Silbe für kurz gilt, deren Vokal kurz und «ungedeckt», d. h. so ist, daß auf ihn kein Konsonant folgt: φέρετε besteht aus lauter Kürzen. Eine Silbe, deren Vokal «von Natur» lang ist wie das η in φέρητε und das diphthongische οι in φέροιτε, oder aber eine solche mit «gedecktem», d. h. mit solchem (von Natur kurzem) Vokal, auf den mindestens ein zur selben Silbe gehöriger Konsonant folgt wie ἐς ʻin' oder das mittlere ε von φέρεσθε ʻihr werdet getragen', gilt als lang: im ersteren Fall spricht man von Natur-, im zweiten von Stellungslänge: diese Bezeichnung geht schließlich auf die sophistische Unterscheidung des φύσει und θέσει Bestehenden und die lateinische Übersetzung des letzteren mit *positione* anstatt *pactione* reiht sich den mancherlei anderen Mißgriffen ihrer Grammatiker in der Wiedergabe ihrer griechischen Vorlagen an. In den drei angeführten Punkten setzt das Urgriechische den indogermanischen Zustand einfach ohne merklichen Wechsel fort, und man kann dank dieser auch sonst zu beobachtenden Übereinstimmung aus ihm geradezu auf indogermanische Verhältnisse zurückschließen.

Dem stehen nun aber auf andern Gebieten Neuerungen gegenüber, die das ganze Aussehen der Sprache vollkommen umgestaltet haben.

Der Bestand an Verschlußlauten ist einfach, zugleich aber auch arm geworden. Das Griechische besitzt nur

drei Reihen der Lippen-, der Zahn- und der Gaumenlaute. Von diesen kann jede wieder stimmhaft oder stimmlos sein. Davon endlich erscheinen die ersteren unbehaucht, die letzteren unbehaucht oder behaucht. Danach ergibt sich folgendes Gesamtbild:

β π φ = *b p p*ʿ
δ τ θ = *d t t*ʿ
γ κ χ = *g k k*ʿ.

Je nach dem folgenden Vokal schwankte die Hervorbringungsstelle ein wenig, besonders bei den Gaumenlauten, wie auch bei uns das *k* in *k*alt, *K*ind, *K*uh nicht ganz dasselbe ist. Doch handelt es sich dabei nur um leichte Färbungen, die das Altlateinische durch den Wechsel von *ka*, *ce* (= *ke*), *qu* etwa in *kārus*, *cēra*, *pequnia* wiedergab und die auch in mehreren altertümlichen griechischen Alphabeten durch den Unterschied von Schreibungen wie κε, κι neben *qo* und *qv* angedeutet werden, wobei *v* noch den Lautwert von *u* hat. Nun hatte aber das Indogermanische mindestens zwei Reihen von Gaumenlauten, wovon die eine sich im Griechischen unter der Form γ κ χ erhalten hat, die andere dagegen je nach der Klangfarbe des folgenden Vokals entweder in Gestalt der Lippenlaute β π φ oder der Zahnlaute δ τ θ erscheint. So haben wir τε ʻund' neben ai. *ca* und lat. *que* oder ἕπονται ʻsie folgen' neben lat. *sequontur*. Ferner unterschied das Indogermanische zwei Reihen von behauchten Lauten, eine stimmhafte, wichtigere und eine stimmlose, weniger hervortretende. Das Griechische hat beide unterschiedslos in der letzteren zusammenfallen lassen: φ θ χ. Dabei ist zu beachten, daß diese etwa wie die bühnendeutschen *p t k* im Anlaut ausgesprochen wurden, denen allen ein deutlich wahrnehmbarer Hauch nachstürzt, während π τ κ den romanischen, insbesondere französischen *p t k* entsprechen, die ohne diesen hervorgebracht werden. Später allerdings gingen auf den verschiedenen Gebieten mit verschiedener Schnelligkeit φ θ χ in die Reibelaute *f þ* (vgl. engl. *th* in *think*) *ch* (in *ach* bzw. *ich*) über und diese Geltung haben sie noch heute.

Der Zischlaut *s* war im Altgriechischen vollberechtigt nur vor und nach Verschlußlaut oder am Wortende: danach finden wir ἐστι wie ai. *ásti*, lat. *est*, got. *ist* oder

ἕξ, d. i. *e͂kß* wie lat. *sex*, d. i. *ßẹkß*. Dagegen entspricht im Anlaut dem ai. oder lat. *s* ein ʽ, so daß wir neben ai. *sáce*, lat. *sequor*, ir. *sechur*, lit. *sekù* griech. ἕπομαι treffen. Zwischenvokalisch ist *s* zuerst in ʽ übergegangen und dann verstummt. Infolgedessen finden wir bei Homer an Stelle des att. γένους noch γένεος (< γενεʽος < γενεσος) neben ai. *jánasaḥ*, lat. *generis* (< **geneses*). Gelegentlich verrät sich *s* noch in geringen Spuren: so ist idg. **éu̯sō* 'brenne', das auch in ai. *óṣāmi* und lat. *ūrō* steckt, zu **éu̯hō* und dieses durch Angleichung zu *héu̯hō*, dies aber endlich zu *héuᵘō*, εὕω geworden. Das Indogermanische hatte Laute, die entweder vokalische oder konsonantische Geltung zugleich besaßen; im letzteren Fall konnten sie wieder vor einem Vokal oder diphthongisch nach ihm stehen. Z. B. finden wir **éimi* 'ich gehe', lit. *eimi*, gr. εἶμι, ai. *émi*. Die Mehrzahl dazu ist **imés* 'wir gehen', ai. *imáḥ*, gr.-dor. ἴμες; **i̯onts* 'gehend', ai. *yán*, während gr. ἰών sein ι an Stelle von *i̯* durch Angleichung an ἴμες erhalten hat. Das Wechselspiel der drei Erscheinungsformen des i̯ ist nur mangelhaft erhalten. Zumal das konsonantische i̯ hat man vielfach ganz ausgemerzt und da es eine große Rolle spielte, so ist das Gepräge der Sprache dadurch erheblich beeinflußt worden. Lat. *iecur*, ai. *yákr̥t*, avest. *yākarə* 'Leber' erscheint gr. als ἧπαρ, das lat. *iugum*, got. *juk* (deutsch *joch*), ai. *yugám* als ζυγόν. Binnenvokalisch ist *i*, man weiß nicht durch welche Zwischenstufen hindurch, einfach ausgefallen: ai. *tráyaḥ*, altslav. *trĭje* 'drei' entspricht gr. gortyn. τρεες, das dor. auf Thera τρης (*trēs*), jon.-att. aber τρεῖς (*trẹ̄s*) ergibt. Die vokalische Form *i* des *i* erscheint im kret. Akkusativ τρινς, das jon. mit «Ersatzdehnung» in τρῖς überging, und noch deutlicher in Zusammensetzungen wie τρίπους, lat. *trĭ-pēs*, ai. *tri-pad* 'dreifüßig'. Auch in der Beugung des Zeitworts vermögen wir mitunter trotz gelegentlicher Verdunkelung ähnliches aufzudecken. Beispielsweise gehört zu dem Perfekt δεδϝοι̯α 'ich fürchte' der Plural δέδ(ϝ)ιμεν 'wir fürchten' und das Hauptwort *δϝει̯ος 'Furcht'. Solange nun das i̯ noch lebte, war die Aufeinanderbeziehung dieser drei Formen noch leicht zu erfassen. Aber sie hat sich verwischt: *δϝεος > *δϝει̯ος ist zu *δέος abgeschwächt und *δεδϝοια zu *δεδϝοα, das noch bei Homer

in der Verkleidung δείδω erscheint, aber nur so, daß das ω nicht imstande ist, die starke Stelle eines Fußes zu bilden, weil dieses eben noch tatsächlich ο-α lautete, als der Grundstock der homerischen Sprache entstand. Als man die Lautgruppe δείδω nicht mehr zu deuten verstand, bildete man ein Perfekt δείδια, zu dem dann bei Homer leicht δείδιας, δείδιε hinzutraten.

Die Lautverbindungen, in denen *i̯* oder *j* nach Konsonant stand, haben verschiedene Behandlungen erfahren, die sich zum Teil aus der Verschiedenheit der Dialekte erklären und eines der verwickeltsten Gebiete der griechischen Lautgeschichte darstellen. Beispielsweise hat μορι̯α 'Schicksal' (zu μόρος) ergeben μοῖρα, φανι̯ω 'zeige' (zum Futurum φανῶ) φαίνω, ἀλι̯ος 'ein anderer' (zu lat. *ălius*) dagegen ἄλλος, **musi̯a* 'Mücke' (zu lat. *musca*) μυῖα; der Gen. **tosi̯o* (zu ai. *tásya*) 'dessen' ist hom. zu τοῖο oder je nachdem (über *τοο) zu τοῦ geworden, πρᾱκι̯ω 'tue' (vgl. das Fut. πρᾱ́ξω) zu πρᾱ́σσω, παντια 'jede' (Fem. zu πᾶς, παντός) über das im Thessalischen und Kretischen erhaltene πάνσα zu jon. att. πᾶσα, χαλεπι̯ω 'nehme schwer, übel' hinwiederum (neben χαλεπός) zu χαλέπτω, πεδι̯ος 'Fußgänger' aber (neben ποδός, lat. *pĕdis*) zu πεζός (sprich *pẹ̆zdọ̄s*) usw. Dabei ging der Einblick in den Zusammenhang verschiedener Formen manchmal verloren: man sieht nicht gleich auf den ersten Blick, daß ἅζομαι 'verehre' (sprich '*ắzdŏmai̯*) zu ἁγνός 'heilig' gehört und aus *ἁγι̯ομαι entstanden ist.

Das Griechische hat das *i̯* (bzw. *j*) so vollständig fallen lassen, daß in der geschichtlichen Zeit kein unmittelbares Beispiel mehr davon vorhanden ist. Bei der Einbürgerung des semitischen Alphabets hat man dessen Jod nicht in konsonantischer, sondern in vokalischer Verwendung übernommen, d. h. als *i*, gr. ι. Zwar besitzt das Kyprische unzweifelhaft Silbengruppen mit anlautendem *i̯* oder *j*, aber diese beruhen durchaus auf abgeleiteter Entwicklung, so z. B., wenn ein Akkusativ wie ἀτελέα 'unvollendet', der in vielen Mundarten zu ἀτελια geworden ist, dort in der Schreibung *a-te-li-ja* auftritt. Von einer Erhaltung eines idg. Jod kann dabei im Kyprischen so wenig die Rede sein wie sonst irgendwo auf griechischem Boden; zweifellos war hier das *i̯* (bzw. *j*) schon recht frühe

gänzlich unbekannt, und eben hierin haben wir eines der hervorstechendsten Merkmale des Urgriechischen. Zwar kennen wir auch andere Sprachen, in denen das *i̯* in diesem oder jenem Falle beeinträchtigt war. So hat beispielsweise das Lateinische das zwischen Vokalen stehende *i̯* verloren und der Nom. Plur. des Zahlwortes «drei» lautet *trēs*, eine Form, die aus idg. **trei̯es* herzuleiten ist und dem griechischen τρεῖς = *trēs* genau entspricht. Eine idg. Sprache aber, in der das *i̯* von alters her völlig ausgerottet oder erst spät und da nur in geringem Umfange wieder eingeführt worden wäre, gibt es außer dem Urgriechischen nicht.

Die Geschichte des *u* und *u̯* verläuft im Anfang in derselben Richtung wie die des *i* und *i̯*: das erstere ist vokalisch-silbisch, das letztere halbvokalisch-unsilbisch. Danach finden wir ai. *çrutáḥ* 'berühmt' neben *çrávaḥ* 'Ruhm'. Doch hat sich abweichend von *i̯*, *j* das unsilbische *u* (*u̯*) im Urgriechischen erhalten und ist noch zu Anfang der geschichtlichen Zeit in einem großen Teil der griechischen Mundarten ausgesprochen worden. Es geht hier unter dem Namen «Digamma»: neben κλυτός (< idg. **klŭ-tós*) 'berühmt' haben wir κλέϝος (< idg. **kléu̯ŏs*) 'Ruhm'. Das Verstummen des ϝ fällt in den meisten Mundarten in die geschichtliche Zeit; die einzige Dialektgruppe, die den Laut noch vor dieser verloren hat, ist die ionisch-attische.

Ein ähnliches Spiel treffen wir im Idg. zwischen konsonantischen *l*, *r*; *m*, *n* als zweiten Bestandteilen einer Art von Diphthongen einerseits und sonantischen, d. h. silbischen *l̥*, *r̥*; *m̥*, *n̥* anderseits. Beispielsweise stehen sich gegenüber ai. *bhr̥táh* 'getragen' und *bhárati* 'trägt'. Derselbe lautliche Grundbestandteil *r* erscheint hier in doppelter Rolle; in *bhárati* tritt er unsilbisch auf, in *bhr̥táh* dagegen als Silbenträger. Im Griechischen sind vokalisches («sonantisches») *l̥*, *r̥* vertreten durch ἄλ, ἄρ (bzw. λᾰ, ρᾰ); *m̥*, *n̥* durch einfaches ᾰ.

Vergleichen wir etwa ἀνήρ 'Mann' nebst seinem hom. Plur. ἀνέρες 'Männer' mit dem attischen Plur. ἀνδρᾰ́σι 'Männern' (wobei das auf nachträglicher Entwicklung beruhende δ ohne Belang ist), so gelangen wir zum Verständnis dieses Wechsels durch Heranziehung der entsprechenden ai. Formen *náraḥ* 'Männer', *nr̥ṣú* 'unter Männern'.

Zu στέλλω 'sende' lautet das Perfekt ἔσταλμαι 'bin gesandt' und zu κλέπτω 'stehle' der zweite Passivaorist ἐκλᾰ́πην 'wurde gestohlen'. Das Verbaladjektiv zu τείνω (< τεν-i̯ω, vgl. fut. *τεν-ῶ) 'spanne' ist τᾰτός 'gespannt'; es ist entstanden aus idg. **tn̥tós* und fällt in letzter Linie mit dem lat. *tentus* zusammen. Ebenso ist in dem hom. ἔκτᾰμεν 'wir haben getötet' neben κτείνω (< κτεν-i̯ω, fut. κτεν-ῶ) 'töte' das ᾰ nichts anderes als der Fortsetzer eines silbischen *n̥*; in ἅ-παξ 'einmal', ἁ-πλοῦς 'einfach' beruht es auf *m̥*, wie die Vergleichung mit dem lat. *sem-el* 'einmal' zeigt, dessen erster Bestandteil *sem-* in gr. ἕν 'eins' vorliegt und mit der Stammsilbe von ὁμοῦ 'zugleich' im Ablautverhältnis steht.

Somit kommen für den urgriechischen Vokalstand in Betracht die fünf Laute *a*, *e*, *o*, **i**, *u* und zwar die drei ersten nur in silbischer, die beiden letzten auch in unsilbischer Geltung (als *i̯*, *u̯*). Dazu treten die entsprechenden Längen *ā*, *ē*, *ī*, *ō*, *ū* als

ᾱ

η ω

ῑ ῡ (*ū*).

In Verbindung mit ι und υ (= *u*) ergeben die eigentlichen Vokale dann Diphthonge: αι, αυ, ᾱι, ᾱυ, ει, ευ, ηι, ηυ, οι, ου, ωι, ωυ (d. h. *ăi̯*, *ău̯*, *āi̯*, *āu̯*, *ĕi̯*, *ĕu̯*, *ēi̯*, *ēu̯*, *ŏi̯*, *ŏu̯*, *ōi̯*, *ōu̯*). Übrigens haben die Diphthonge mit langem erstem Bestandteil nur am Wortende ihre Stelle; die nicht eben zahlreichen Fälle, in denen man sie sonst antrifft, gehen auf mehr oder minder junge Zusammenziehungen zurück, und genau betrachtet gibt es überhaupt nur solche mit *i̯* als zweitem Bestandteil, z. B. in λύκωι 'einem Wolfe', μιᾶι 'einer', φέρηι 'er trage'. Diphthonge, die auf der Vereinigung zweier stark geschlossener Vokale unter einem Tonhub beruhen, wie etwa υι in μυῖα 'Mücke' aus altem **musi̯a*, entspringen stets griechischer Neuerung.

Das Wortende weist mehrere Eigentümlichkeiten auf. Im Urgriechischen duldet es keinen Verschlußlaut; dem ai. Imperfekt *abharat* 'trug' entspricht gr. ἔφερε, und der Vokativ von (ϝ)ἄναξ, (ϝ)ἄνακτος 'Herr', der an sich den Stamm (ϝ)ἀνακτ- darstellen sollte, lautet bei Homer (ϝ)ἄνα.

Auch -μ kann nicht am Ende eines griechischen Wortes stehen. Daher treffen wir neben ai. *yugám* und lat. *iugum* 'Joch' gr. ζυγόν, att. *ẑdüg̣n*, und idg. *sem* erscheint gr. als ἕν 'eins'; auch χθών 'Erde' lautete ursprünglich auf μ aus, das im Binnenlaut noch in hom. χθαμαλός 'niedrig' zutage tritt, ebenso wie in hom. χαμαί, lat. '*humī*' und in ai. *kṣam-* 'Boden', wonach das -ν- des Gen. χθονός an das des Nom. χθών angeglichen sein muß. Abgesehen hiervon haben sich die Auslaute gut erhalten.

Eine weitere kennzeichnende Eigentümlichkeit des Griechischen gegenüber dem Indogermanischen betrifft die Tonstelle. Diese ist nämlich dort in Abhängigkeit vom Wortschluß getreten, während sie hier vollkommen frei war. Der idg. Akzent konnte auf jeder beliebigen Silbe eines Wortes stehen, unbekümmert um die Anzahl oder die Sprechdauer der darauffolgenden Silben, während der griechische nicht über die drittletzte zurücktreten darf und auch diese nur erreichen kann, wenn die letzte nicht naturlang ist: beispielsweise hat das Ai. den Nom. im Mask. Sing. eines medialen Partizipiums *bháramāṇaḥ* 'tragend', zu dem das Femininum *bháramāṇā* und der Gen. *bháramāṇasya* heißt, mit dem Tone auf der viert- oder gar fünftletzten Stelle. Dem entsprechen im Griechischen je die Formen φερόμενος, φερομένη und hom. φερομένοιο mit dem Akzent zweimal auf der drittletzten, einmal sogar auf der zweitletzten Silbe.

Das Lautsystem, das in der griechischen Sprache so im Laufe der Zeit entstand, war wohl abgewogen und gut geeignet, sich länger zu erhalten. Seine Beständigkeit war besonders dadurch gesichert, daß die zwischenvokalischen Verschlußlaute der Abschwächung so gut wie nicht ausgesetzt waren. Die Sprachen dagegen, in denen die Neigung zu dieser und zur Abwerfung der Endsilben besteht, verändern ihr Aussehen in der einschneidendsten Weise; so ist das lat. *mātūrus* 'reif' in der französischen Lautgestalt *mûr* fast nicht mehr wiederzuerkennen. Umgekehrt haben die griechischen Worte mit ihrer Erhaltung des konsonantischen Knochengerüstes und ihrer Nichtverkürzung der Schlußsilben den Lautkörper der von ihnen vertretenen indogermanischen Worte mit überraschender Treue gewahrt: ein Nominativplural wie πατέρες

'Väter' deckt sich Laut für Laut mit der ihm entsprechenden ai. Form *pitáraḥ*, jedoch so, daß er der Ursprache unvergleichlich viel näher geblieben ist, und so sehr oft. Es läßt sich geradezu der Satz aufstellen: das griechische Wort bewahrt im allgemeinen denselben Rhythmus und dieselbe Silbenzahl, die das indogermanische Wort hatte, dessen Spiegelbild es ist.

Immerhin hatte das System auch seine schwachen Punkte. Das Verstummen des zwischenvokalischen *s* über ʽ, das des zwischenvokalischen *i̯* und teilweise vom Beginn der geschichtlichen Überlieferung an das des zwischenvokalischen ϝ hat den Zusammenstoß einer großen Zahl von Vokalen nach sich gezogen. Nun fällt es aber Vokalen in Hiatusstellung sehr schwer, ihre Geltung als Träger zweier selbständiger Silben zu behaupten. Dazu sind sie am ehesten in ganz kurzen Wörtern imstande, bei denen die Verschmelzung der beiden Vokale eine völlige Entstellung herbeiführen würde. So hat sich νέος 'neu' unzusammengezogen zu halten vermocht, obwohl das ursprünglich zwischen ε und ο stehende ϝ seit langem verschwunden war, so daß es in seinem Aussehen nicht erheblich von seinem Gegenbilde ai. *návaḥ*, lat. *nǒu̯ǒs* (seit der Kaiserzeit *nouus*) abweicht. Im allgemeinen jedoch neigen Hiatusvokale zur Aufgabe ihrer vollen Eigenart, sei es, daß sie zusammengezogen werden, sei es, daß sie in Diphthonge übergehen wie im att. νουμηνία 'Neumond' neben νέος. Wimmelt demnach das Griechische von Zusammenziehungen, so sind diese doch später als das Urgriechische, und ihre Form wechselt von Dialekt zu Dialekt: idg. **tréi̯es*, ai. *tráyaḥ* 'drei' entspricht, wie wir bereits gesehen haben, kret. τρέες, woraus jon. att. τρεῖς (= *trệs*, wie im Lateinischen), anderwärts aber τρῆς (= *trę̂s*) entstand, je nachdem das ε geschlossen oder offen gesprochen wurde. Diese Zusammenziehungen sind schuld daran, daß sich das Aussehen vieler griechischen Wörter von dem der ihnen anderwärts entsprechenden stark unterscheidet. So gleicht zwar der Nom. Akk. Sing. der sächlichen -*s*-Stämme wie γένος 'Geschlecht' dem der verwandten ai. Bildung in *jánaḥ*, aber der Gen. γένους (aus *γενεσος) weicht von dem ai. *jánasaḥ* und dem lat. *gę̆nę̆rį̆s* (aus idg. **ǵĕnĕs/es*) weit ab, und auch der Dat. γένει entfernt sich erheblich von dem ai. Lo-

kativ *jánasi* oder dem lat. Lokativ-Ablativ-Instrumentalis *genere* (sämtlich aus idg. **ʒĕnĕsĭ*). Der Nom. νέφος 'Wolke' gleicht vollständig dem ai. *nábhaḥ* und dem slav. *nébo*, aber der Gen. νέφους sieht ganz anders aus als der ai. Gen. *nábhasaḥ* oder slav. *nebese* (idg. **nebhes-es/os*). Die unzähligen Zusammenstöße, die im Griechischen durch den zwischenvokalischen Ausfall von *i̯* und *s* herbeigeführt und die durch den späteren, aber immerhin ziemlich alten, im Jonisch-Attischen noch vorgeschichtlichen Schwund von *ϝ* unter denselben Bedingungen vermehrt worden sind, haben in ihrem Gefolge Neuerungen gehabt, durch die das Aussehen der griechischen Worte großenteils in tiefgehender Weise verändert worden ist. Der Hiatus hat sich in weitem Umfang erhalten; die homerische Sprache ist voll davon, und auch das Jonische hat ihn, wenigstens in der Schrift, noch oft, während ihn das Attische dagegen fast ganz aufgegeben hat. Überall finden sich Zusammenziehungen oder Abänderungen der sich berührenden Vokale. Beispielsweise lautet der alte Nom. Akk. Plur. der *-s*-Stämme wie ἔτος 'Jahr' bei Homer noch ἔτεα, aber einerseits ϝέτη in Heraklea und ἔτη im Attischen, anderseits ϝέτια im Böotischen, Kretischen usw., ϝέτιjα auf Kypros. Ohne die Zusammenziehungen würden die griechischen Wörter noch einen überaus altertümlichen Anblick darbieten und nicht von Mundart zu Mundart so wechseln, wie sie es jetzt tun.

Jedoch bilden die Vokalzusammenstöße nicht die einzige Schwäche im lautlichen Aufbau des Griechischen. Noch an zwei anderen Stellen ist die Neigung zu Neuerungen entstanden.

Die idg. Diphthonge sind im Urgriechischen noch sämtlich vorhanden, aber von Anfang an hatten sie keinen rechten Halt und sind deshalb mehr oder weniger vereinfacht worden. Allein das Litauische gibt heute eine zwar nicht vollständige, aber doch einigermaßen deutliche Vorstellung von dem Wesen der idg. Diphthonge. Wie allerwärts haben sie auch im Griechischen den Weg der Vereinfachung eingeschlagen und sind schließlich einfache Vokale geworden. Je nach der lautlichen Umgebung und nach den Mundarten hat sich der Vorgang früher oder später abgespielt: ει und ου, die ursprünglich den Wert

von *ĕi̯* und *ŏu̯* hatten, gingen in geschlossenes *ẹ̄* und *ọ̄* über, dann aber weiter in *i* und *u*, und zwar früher als αι (*ăi̯*) in αε (*ăe̯*) und sodann ε (*ẹ*) oder wie αυ (*au̯*), das ngr. zu *av* (bzw. vor stimmlosen Lauten *af*), ebenso wie ευ (*eu̯*) zu *ev*, *ef* geworden ist. Am frühesten hat wohl das Böotische die Diphthonge in einfache Vokale übergeführt; jedenfalls ist es darin dem Attischen vorangegangen. Seit den ersten nachchristlichen Jahrhunderten gab es im Griechischen von den idg. Doppellautern überhaupt keinen mehr. Verhältnismäßig bald beginnen zumal mundartlich gewisse Vokale ihre Tonfarbe zu ändern; besonders gern werden die langen Vokale geschlossen und η z. B. entwickelt sich von *ē̜* über *ẹ̄* am Ende zu *i*.

Unter den Konsonanten haben sich die Verschlußlaute zum Teil als wenig fest erwiesen. Zwar die reinen stimmlosen Verschlußlaute, die als nichtbehauchte stimmlose Verschlußlaute mit ihren romanischen und slavischen (nicht aber deutschen) Brüdern *k*, *p*, *t* auf dieselbe Linie zu stellen sind, haben sich sehr gut erhalten. Eine Ausnahme bildet allein das τ, das zwar nicht an dem möglicherweise stärker ausgesprochenen Anfang, wohl aber in der Mitte des Wortes in σ überging, eine Erscheinung, die weit hinaufreichen wird. Von den anderen Verschlußlauten waren sowohl die stimmhaften β, γ, δ (= romanischen *b*, *d*, *g*, jedoch mit leichter Behauchung) wie die behauchten stimmlosen ϑ, φ, χ (= *tʿ*, *pʿ*, *kʿ* = deutschen Anlauts-*t*, *-p*, *-k*) nicht hervorragend widerstandsfähig. Augenscheinlich neigten sie dazu, die Verschlußbewegung nicht völlig durchzuführen, und früher oder später, oft aber schon recht früh, zumal in den dorischen Dialekten, gingen die stimmhaften (leichtbehauchten) Verschlußlaute β, γ, δ in stimmhafte (*ƀ*, *g̵*, *đ*), die stimmlosen behauchten ϑ, φ, χ in stimmlose Zischlaute (*þ*, *f*, *ch*) über. Dieser Wandel, dessen Anfänge bei einzelnen Mundarten schon in die vorgeschichtliche Zeit fallen, hat sich dann allgemein durchgesetzt, und seit dem ersten Jahrhundert n. Chr. sind wie im heutigen Griechischen β, γ, δ und φ, χ, ϑ nicht mehr Verschluß-, sondern Zischlaute.

Auch andere Teile des urgriechischen Lautstandes waren ebenso unbeständig, besonders die Vertreter von

ki̯, *ti̯* usw., die unter verschiedenen Gestalten wie σσ, ττ u. ä. erscheinen. Im ganzen aber war die Lautgestalt des Urgriechischen wohl abgewogen und aus klaren und deutlich voneinander unterschiedenen Bestandteilen zusammengesetzt und darum gediegen und dauerhaft. Während der ganzen alten Zeit hat es deshalb keine tiefgreifenden Veränderungen erlitten. So hat man das volle Recht, von einem Lautsystem des Griechischen zu sprechen.

Stärker als die Laute sind die grammatischen Formen des Indogermanischen im Urgriechischen verändert worden. Schon die ältesten griechischen Gedichte lassen uns keinen Einblick mehr in die idg. Formenlehre tun und stehen in dieser Hinsicht weit hinter der vedischen zurück. Zwar haben wir bei Homer noch zahlreiche Überreste des ursprünglichen Zustandes, aber nur in vereinzelten Trümmern, und so, daß das idg. System ganz zerbrochen ist.

Das Griechische läßt uns so wenig wie das Lateinische ahnen, daß gleichermaßen Bildungen des Hauptwortes wie die des Zeitwortes sich unabhängig voneinander an einen gemeinsamen Grundbestandteil anschlossen, der selbst weder als eigentliches Hauptwort noch als eigentliches Zeitwort galt. Es gibt Worte, die einen Haupt- oder Eigenschafts-, die anderen Zeitworte, die nicht voneinander abhängen, jedoch von derselben «Wurzel» kommen, so γένος und γίγνομαι, ἐγενόμην, γέγονα. Während der Sprachforscher ihre Zusammengehörigkeit ahnt, erblickten die Leute, welche die Sprache redeten, darin völlig getrennte Worte, die höchstens durch ein ganz loses Band untereinander zusammenhingen; die Einheiten und die ihnen zugrundeliegenden Bildungsgesetze kamen ihnen nicht zu Bewußtsein. Vom griechischen Standpunkt aus gibt es Hauptwörter, die von Zeitwörtern abgeleitet sind und umgekehrt: die Gruppierung beider um einen gemeinsamen Laut- und Bedeutungskern kam nicht ernsthaft in Frage, wobei hier nicht zu untersuchen ist, ob dieser im Indogermanischen als «Wurzel» ein selbständiges Dasein führte oder nur einen seelischen Kristallisierungsmittelpunkt darstellte. Jedenfalls ist ein solcher anzusetzen für die Wortfamilie, die wir z. B. in lat. *mēns* 'Sinn', *mentiō* 'Erwähnung', *meminī* 'gedenke', *reminīscor* 'erinnere mich', *moneō* 'ermahne' und in gr. μένος 'Trieb', Μέντωρ 'Mahner', μέμονα (μέμαμεν) 'strebe' einerseits, in gr. μέμνημαι 'gedenke' und μιμνήσκομαι 'erinnere mich' nebst den hieran sich anschließenden Verbalnomina μνῆμα 'Denkmal', μνημοσύνη 'Erinnerung', μνήμων 'gedenkend' usw. anderseits antreffen.

Für den Griechen dagegen war diese Verwandtschaft entweder nicht vorhanden oder höchstens nur ganz dunkel gefühlt, und für ihn führten all diese Wörter ihr Sonderdasein. Es gibt im Griechischen keine Grundform («Wurzel») **genə-*, **gnē:*, **gnō-* 'kennen' mehr, wie sie in irgendwelcher Weise für das idg. Sprachbewußtsein vorausgesetzt werden darf, sondern ausschließlich ein Zeitwort γιγνώσκω 'erkenne', ἔγνων 'erkannte', an das sich verschiedene Hauptwörter anschließen wie γνωτός 'erkannt', γνώμη 'Erkenntnis', γνώμων 'erkennend', γνῶσις 'Erkennung'; etwas ferner stehen dazu sodann das Eigenschaftswort γνώριμος 'bekannt' und das abgeleitete Zeitwort γνωρίζω '1. mache kenntlich, 2. erkenne' nebst den dazu gebildeten Hauptwörtern γνώρισμα 'Kennzeichen', γνώρισις 'Erkennung' u. ä.

Ebenso wie die zu derselben Grundform gehörenden Haupt- und Zeitwörter im Indogermanischen in hohem Maße unabhängig voneinander waren, bestanden die zu derselben Grundform «Wurzel» gehörenden Verbalstämme, die sog. Zeiten (Tempora) für sich und waren durch keine bestimmte Formbeziehung miteinander verknüpft. Dies ist recht fühlbar im homerischen Verbum, wo λείπω 'lasse', ἔλιπον 'ließ', λέλοιπα 'habe gelassen' oder τρέφω 'nähre', ἔτραφον 'wuchs auf', τέτροφα '1. bin aufgewachsen, 2. habe ernährt' ein ziemlich deutlich hervortretendes Eigenleben führen. Dieses offenbart sich noch schlagender da, wo wir zwei Präsentien haben, wie etwa in πεύθομαι und πυνθάνομαι 'erfahre', einen «Wurzel»aorist ohne Doppelung wie ἐπυθόμην 'erfuhr' und einen «Wurzel»aorist mit Doppelung wie πεπύθοιτο 'möge er erfahren', ein Perfekt πέπυσμαι 'habe erfahren'. Keine Form läßt einen Vorschluß auf die andere zu in πάσχω, πείσομαι, ἔπαθον, πέπονθα 'leide, werde leiden, erlitt, habe gelitten'; das Attische ist hierin genau so altertümlich wie das homerische Griechisch. Von ein und derselben Grundform («Wurzel»), die sich im lateinischen *fīdō* 'traue', *fīdēs* 'Treue', *foedus* 'Treubund' (aus **foi̯dos*) wiederfindet, bietet allein schon der Homertext so stark untereinander abweichende und zum Teil

so wenig vorherzusehende Formen wie πείθομαι 'gehorche' (nebst πείθω 'überrede'), πείσομαι 'werde gehorchen' (nebst πείσω 'werde überreden'), πιθόμην 'gehorchte' und mit Doppelung πεπιθεῖν 'überreden', einen Aorist und ein Futurum auf η, πιθήσας 'überredet habend', πιθήσεις 'wirst überreden', und eine mit Doppelung πεπιθήσω 'werde überreden', endlich ein Perfektum πέποιθα 'vertraue' nebst einem Plusquamperfektum, von dem wir noch die 1. Plur. ἐπέπιθμεν 'wir vertrauten' haben. Aber schon frühzeitig erschienen diese Überlebsel anstößig und man strebte danach, sie auszumerzen. So ersetzte man in Syrakus unter dem Einflusse des Präsens πάσχω sogar das Perfekt πέπονθα durch das bei Epicharm zu lesende πέποσχα. Für den dem Präsens πείθω entsprechenden Aorist des Bewirkens bietet Homer außerdem πεπιθεῖν 'überreden', aber der nachträglich nach regelrechtem Muster gebildete zweite Aorist ἔπεισα 'überredete' findet sich ebenso oft und ist im Attischen allein vorhanden; dieses hat sogar noch ein Perfekt des Bewirkens πέπεικα 'habe überredet' hinzugeschaffen, das im Urgriechischen noch nicht vorhanden war und das die homerische Sprache nicht kennt. Im allgemeinen geht die Richtung dahin, regelmäßige Abwandlungsreihen zu schaffen, innerhalb deren die eine Form von vornherein einen Schluß auf die anderen gestattet: μένω 'bleibe' läßt das Futurum μενῶ 'werde bleiben' und den Aorist ἔμεινα 'blieb' vorhersehen, φθείρω 'verderbe' entsprechend φθειρῶ und ἔφθειρα

mḗnǭ *mḗnǭ̂* *ḗmēnă*
pʽtʽḗi̯rǭ *pʽtʽẹ̆rǭ̂* *ḗpʽtʽēră* usf.

Die Formen, die sich nicht in den regelrechten Rahmen einfügen wollen, hatten Mühe, sich zu halten, und einer so häufigen Bildung wie ἔφθορα ersteht in ἔφθαρκα ein gefährlicher Nebenbuhler, dessen Auftreten man in ähnlichen Fällen beobachten kann. Trotzdem sind die «starken» Formen auch in klassischer Zeit zahlreich geblieben, und das idg. Verbalsystem hat im Griechischen sehr viele Spuren hinterlassen, ein Umstand, aus dem sich die eigenartige, ja gelegentlich verwirrende Fülle seiner Zeitwortform zum guten Teil erklärt.

Im Unterschied vom Altindischen hat das Griechische keine abgeleiteten Präsensbildungen mit Sonderbedeutungen

entwickelt, hat aber aus der Bildung auf *-se/o-*, die im Altindischen Desiderativa mit Doppelung geliefert hat, Futura und Desiderativa gezogen, die in die Abwandlung des Zeitwortes eingefügt worden sind. Die den altindischen auf *-aya-*, den slavischen auf *-i-*, den lateinischen wie *moneō* und *sōpiō* entsprechenden Wiederholungs- und Verursachungsformen auf -έω sind nur durch eine beschränkte Anzahl von Fällen vertreten, und das Bestehen von φορέω neben φέρω 'trage' (vgl. etwa lat. *gestō* neben *gerō*) bildet eine Ausnahme. Gelegentlich findet man mehrere Präsentien von einer «Wurzel»; so haben wir mit Doppelung μίμνω 'verbleibe' neben μένω 'bleibe', aber das ist selten und als Überlebsel zu betrachten.

Neben den starken Verben, die nach Regelmäßigkeit strebten, ohne sie freilich auch nur von fern zu erreichen, gab es eine Übermasse abgeleiteter und zwar meist von Hauptwörtern abgeleiteter Verben. Diese verfügten im Idg. nur über einen einzigen Stamm, den des Präsens. Das Griechische hat dann aber sämtliche Stämme der Wurzelverben hinzugebildet, so daß sich neben den Präsentien auch Futura, Aoriste, Perfekte und Passivaoriste einstellten; seit der homerischen Zeit gibt es Beugungen, die deshalb vollständig regelrecht erscheinen, weil sie ganz neu sind, wie z. B. τῑμ(άω)ῶ 'ehre', τῑμήσω, ἐτῑ́μησα, ἐτῑμήθην; φιλ(έω)ῶ 'liebe', φιλήσω, ἐφίλησα, πεφίληκα, ἐφιλήθην; βασιλεύω 'bin König', βασιλεύσω, ἐβασίλευσα, βεβασίλευκα usw. Wie man sieht, ist man selbst vor dem Wagnis nicht zurückgeschreckt, den abgeleiteten Verben ein gedoppeltes Perfekt zu geben. Tatsächlich war die Perfektdoppelung eine Andeutung der «Wurzel»doppelung; das λε- von λέλοιπα 'habe verlassen' war eine abgekürzte Wiederholung der ganzen «Wurzel» λειπ-. Dagegen ist es eigenartig, daß man in τετῑ́μηκα den Anfangskonsonanten eines Zeitwortes τῑμάω wiederholte, das nichts als eine Ableitung von τῑμή 'Ehre' ist. So ist denn auch diesem Verfahren keine lange Dauer beschieden gewesen. Das Perfekt ist nach und nach ausgemerzt worden, und das Neugriechische hat davon nur das Partizip des Mediopassivums (γραμμένος) bewahrt, und zwar ohne Doppelung, die in ihrer Anfügung an denominative Formen ihre eigentliche Bedeutung und ihre Daseinsberechtigung verloren hatte.

Seit der urgriechischen Zeit war so eine regelmäßige Abwandlung des Zeitwortes mit fünf verschiedenen, aber untereinander verbundenen Stämmen geschaffen, nämlich dem des Präsens, des Futurums, des Aktiv- und Medialaorists, des Passivaorists und des Perfekts. Wenn der Fall eintritt, daß dieser oder jener fehlt, so kommt dies daher, daß die Bedeutung des Zeitwortes sich nicht dafür eignet. Selbst die Wurzelverben neigen zur Entwicklung eines regelmäßigen Stammsystems, wo neben der nicht vorauszusehenden Präsensform die übrigen Formen regelrecht gebaut sind, so von Homer an in einem Beispiel wie κρύπτω 'berge', κρύψω, ἔκρυψα, ἐκρύφθην, κέκρυμμαι. Der Verbalstamm, auf dessen Grundlage man die von Hauptwörtern abgeleiteten Formen bilden kann, ist in allen Zeiten außer dem Präsens gleich. Insbesondere ist der Aorist seinem ganzen Wesen nach im allgemeinen leichter und weniger mit Anhängseln beschwert als das Präsens. Gegenüber dem Präsens ζεύγνῡμι 'verbinde', das mit dem übrigens ziemlich seltenen Suffix -νῡ- gebildet ist, finden wir sonst überall ζευγ- in ζεύξω, ἔζευξα, ἔζευγμαι, ἐζεύχθην usw. Ebenso beruhen auf ζευγ- Substantive wie ζεῦγμα 'Band', ζεῦξις 'Bindung', ζεύγλη 'Riemen' usf. Der alte zweite Aorist ἐζύγην und das Hauptwort ζυγόν gehen beide gleichermaßen und unabhängig voneinander auf die nullstufige Wurzelform ζυγ- zurück, die sich auch im ai. *yugám*, lat. *iŭgum*, got. *juk*, nhd. 'Joch' wiederfindet. Die von Haupt- oder Eigenschaftswörtern abgeleiteten Zeitwörter liefern ihrerseits wieder von ihnen abgeleitete Haupt- und Eigenschaftswörter. Beispielsweise haben wir zu δῆλος 'offenbar' zunächst δηλ(όω)ῶ 'offenbare', δηλώσω, ἐδήλωσα, dazu aber weiterhin δήλωμα 'Kundgabe', δήλωσις 'Offenbarung', δηλωτός 'geoffenbart' usw.

Bei sämtlichen abgeleiteten Verben ist das Präsens die einzige alte Form, und von ihm sind die übrigen erst ausgegangen. Das beliebteste Ableitungssuffix war *-i̯e-*, in der ersten Person Ind. Präs. *-i̯ō-*. Nun ist aber das *i̯* zwischen Vokalen bekanntlich geschwunden und infolgedessen der ursprüngliche Typ auf *-i̯ō-* in mehrere verschwundene Typen auseinandergegangen, deren Erklärung nicht stets ganz klar ist. Man versteht wohl, wie βασιλεύς 'König' zu βασιλεύω 'bin König', φίλος 'lieb' (Vokativ φίλε) zu φιλ(έω)ῶ 'liebe', δῆλος 'offenbar' zu δηλ(όω)ῶ 'offenbare', τῑμή 'Ehre' (dor. τῑμά) zu τῑμ(άω)ῶ 'ehre' und ὄνομα 'Name', dessen Schluß-α nach Ausweis des lat. *nōmen*, des deutschen '*Namen*' aus tönendem *n̥* entstanden war, zu ὀνομαίνω 'benamse' führen konnten. Auch vermag man noch einzusehen, wie ἰθύς unter Verwendung mehrerer mit Nasenlaut versehener Formen wie ἰθύντατα ein ἰθύνω aus sich hervorgehen ließ. Dagegen sind die Bildungen auf -άζω und -ίζω dunkler, trotzdem einige wie ἐρίζω 'streite' aus *ἐριδ-i̯ω zu ἔριδ-ος 'Streites' sich leicht verstehen lassen. Dazu hat jede der Bildungen auf -εύω, -έω, -όω, -αίνω, -ᾰζω, -ῐζω in der Folgezeit die anfänglichen Grenzen ihres Anwendungsbereiches überschritten. An Stelle eines einzigen Typs auf -i̯ω hat somit das Griechische neun oder zehn verschiedene Typen hervorgebracht, von denen jeder wieder auf dem Gebiete der Denominativa mehr oder weniger schöpferisch geworden ist und seine eigene Rolle gespielt hat. Das hat nicht verhindert, daß sich einige alte abgeleitete Verben hielten wie κορύσσω 'rüste' aus *κορυθ-i̯ω zu κόρυθ-ος 'Helms', φορμίζω 'leire' zu φόρμιγγ-ος 'einer Leier' (wobei ζ = γi̯ ist unter Ausfall des *n* vor ζ), φυλάσσω 'bewache' zu φύλακ-ος 'Wächters' usw.

Während sich die Bildungstypen des griechischen Zeitwortes so von Grund aus veränderten und die regelmäßigen Abwandlungen meistenteils abgeleiteter Verben an die Stelle der alten selbständigen Zeitwortstämme traten, bewahrte es anderseits in einzigartiger Weise das Gepräge der Altertümlichkeit. Es hielt die Aussageweisen fest, indem es Indikativ, Konjunktiv und Optativ rettete; die beiden letzteren sind sonst nur noch im Indoiranischen getrennt geblieben und selbst da nur in der alten Zeit; während z. B. das Vedische noch beide aufweist, hat das klassische Sanskrit bloß noch den Optativ.

Was ferner die Endungen angeht, so hat das Griechische die beiden Reihen der Aktiv- und der Medialendungen nach Form und Bedeutung bewahrt; die der «Hauptzeiten» dienen im allgemeinen zur Kennzeichnung von Gegenwart und Zukunft (λείπω 'lasse', λείψω 'werde lassen'), die der «Nebenzeiten» zu der der Vergangenheit und der Mehrzahl der Personen des Optativs (ἔλειπον 'ließ', ἔλιπον 'verließ', λίποιεν 'sie mögen verlassen'). Der Perfekt-

stamm blieb häufig im Vollbesitze seines Bedeutungsinhalts und entwickelte sich sogar weiter.

Das hervorstechendste Merkmal am griechischen Zeitwort ist die Entwicklung der nominalen Formen, der Partizipien und Infinitive, und ihre Eingliederung in das Ganze.

Jeder Verbalstamm liefert eine adjektivische Bildung, ein Partizipium, und dieses kann zugleich aktiv und medial auftreten. Wir haben λείπων 'lassend' und λειπόμενος 'lassen werdend', λείψων 'lassen werdend' und λειψόμενος 'für sich lassen werdend', λιπών und λιπόμενος, λελοιπώς 'verlassen habend' und λελειμμένος 'verlassen seiend', wozu sich noch das Part. Aor. Pass. λειφθείς 'verlassen' gesellt. Dieses ausgenommen, gehen alle schon auf indogermanische Ursprünge zurück, aber das Griechische hat ihnen eine besondere Geltung verliehen. Das anderwärts seltene Part. Aor. ist in eine bevorzugte Stellung eingerückt, wie denn überhaupt die Partizipien zu einem der hervorragenden Bestandteile griechischer Satzfügung geworden sind. Die natürliche Folge davon ist, daß die Verbaladjektive um so seltener wurden. So ist zwar die Bildung auf -το- vorhanden, z. B. in τατός 'gespannt', das dem lat. *tentus* genau entspricht, aber seine Rolle ist sehr bescheiden, während sich in den anderen Sprachen ihre Zahl sehr stark vermehrt hat. Im Neugriechischen ist die Form nur noch vereinzelt anzutreffen und steht hier außerhalb des Zusammenhangs mit dem übrigen Gefüge des Zeitwortes; dagegen hat sich die auf -μένος, die im Altertum die Bedeutung des Part. Perf. Med. (Pass.) hatte, in das Neugriechische herübergerettet, trotzdem im übrigen der ganze Perfekttyp aufgegeben worden ist.

Die Infinitive, die dazu dienen, den Sinn des Verbums rein zur Darstellung zu bringen, sind im Indogermanischen kaum vorhanden. Um zu erkennen, wie sehr sie insbesondere von der Beziehung auf eine Person absehen, vergleiche man «lassen» mit «ich lasse, du läßt, er läßt; wir lassen, ihr laßt, sie lassen». Das Griechische hat sich nicht wie das Germanische, Slavische, Litauische, Armenische, Persische darauf beschränkt, nur einen Infinitiv zu jedem Zeitwort zu bilden, sondern hat jedem seiner

Stämme einen solchen verliehen und zwar gleich in zwei Arten der Handlung, der aktiven und der medialen. So hat z. B. λείπω 'lasse' im Aktiv einen Inf. Präs. λείπειν 'lassen', Fut. λείψειν 'lassen werden', Aor. λιπεῖν 'verlassen', Perf. λελοιπέναι 'gelassen haben', im Medium entsprechend λείπεσθαι 'für sich lassen', λείψεσθαι 'für sich lassen werden', λιπέσθαι 'für sich verlassen', λελεῖφθαι 'für sich gelassen haben'; anhangsweise hierzu ist dann noch zu nennen der Infinitiv des passiven Aoristes λειφθῆναι 'verlassen werden', der sich auf Umwegen aus einer aktiven Form herausgebildet hat, während sonst das Medium die Grundlage für das Passivum abgibt. Zwar schwanken die Infinitivformen in den einzelnen Dialekten erheblich und zeigen damit, daß diese Bildung im Urgriechischen noch im Fluß war; aber in der geschichtlichen Zeit war die Entwicklung schon abgeschlossen. Die einzige Sprache, die etwas einigermaßen Vergleichbares bietet, ist das Lateinische, das zu den beiden Verbalstämmen, dem der nicht abgeschlossenen und dem der abgeschlossenen Handlung, je einen Infinitiv *linquere* 'lassen' und *liquisse* 'gelassen haben' bietet und überdies einen Inf. Präs. Akt. hat: *linquī* 'gelassen werden'.

Schon zu Beginn der geschichtlichen Zeit hat der griechische Infinitiv keine Kasusbiegung gehabt, selbst nicht in dem geringen Umfang des lateinischen Supinums. Nach Homer vertritt die Vorsetzung des das Kasusverhältnis andeutenden Artikels eine solche in einem recht befriedigenden Grade der Genauigkeit. Hierin ist das Griechische bedeutend über andere Sprachen, insbesondere das Sanskrit oder das Keltische hinausgegangen.

Die persönlichen Formen des indogermanischen Zeitwortes waren teils betont, teils unbetont.

Wo der Akzent auftrat, da bildete er für jede Form ein festes Merkmal. Beispielsweise stellt das Altindische die Einzahl *ḗmi* 'ich gehe' der Mehrzahl *imáḥ* 'wir gehen' gegenüber. Das Griechische hat unbetonte Formen nur in Spuren erhalten, vor allem in εἰμι 'bin' und φημι 'sage'. Im ganzen hat es die Tonstelle in den persönlichen Verbalformen so weit vom Schluß zurückgeschoben, als es die Lautgesetze überhaupt gestatteten: gegenüber *ḗmi*, *imáḥ* hat es daher gleichermaßen εἶμι und ἴμες (jon. att. ἴμεν) durchgeführt. Indes haben die im Ai. stets betonten un-

persönlichen Formen des Zeitwortes im Griechischen die alte Tonstelle beibehalten. Beim Infinitiv und Partizip ist im Griechischen der Wechsel der Tonstelle ein kennzeichnendes Merkmal für die einzelnen Tempusstämme geblieben. Beispielsweise vergleiche man die Infinitive und Partizipien erstens des Präsens λείπειν, λείπων mit denen des Aorists λιπεῖν, λιπών, sowie des Futurums λείψειν, λείψων und des Perfekts λελοιπέναι, λελοιπώς und im Mediopassiv λελειμμένος, woneben λελεῖφθαι. Der Passivaorist trägt den Ton auf dem η: σαπῆναι, σαπείς. Dagegen legt ihn der -σ-Aorist auf den dem -σ- unmittelbar vorangehenden Bestandteil wie in πεῖσαι, πείσας; παιδεῦσαι (παιδεύσας beweist nichts); παιδεύσασθαι, παιδευσάμενος (und nicht *παιδευσαμένος); τῖμῆσαι, φιλῆσαι usw. Hierher gehören noch einige Imperative: so λαβέ, λαβοῦ, welche die alte Tonstelle erhalten haben gleich λαβεῖν, λαβέσθαι, λαβών, λαβόμενος. Stärker als die Abwandlung des Zeitwortes ist die der Haupt- und Eigenschaftswörter vereinfacht worden.

Die indogermanische Deklination ist allem Anschein nach höchst verwickelt gewesen. Sie schloß Verschiedenheiten der Sprechdauer, der Färbung, selbst des Vorhandenseins oder Fehlens von Vokalen in sich, von denen noch geringe Überreste gelegentlich eine Ahnung geben. Beispielsweise finden wir bei Homer πατήρ, πάτερ, πατέρα, πατέρος und πατρός, πατρί, πατρῶν, also nebeneinander die Suffixgestalt -τηρ, -τερ, -τρ-, wozu sich späterhin noch εὐπάτωρ, εὐπάτορος gesellt. Durchgehend hat das Griechische den Klangablaut bewahrt in den -*s*-Stämmen, wo etwa neben homerischem νέφεσσι, attischem νέφεσι, der Nom. Sg. νέφος erscheint, genau wie im Slavischen neben dem Gen. Sg. *nebese* der Nom. Akk. *nebo*.

Wechsel der Tonstelle zur Kennzeichnung der Kasus haben wir u. a. in μιᾶς neben μία und in θυγατρός neben θυγατέρα und θυγάτηρ. Im großen ganzen jedoch ist hier eine starke Ausgleichung eingetreten, und es sind Auslautssilben entstanden, bei denen es oft recht schwer fällt, genau auseinanderzuhalten, was dem Stamm und was der Endung zugehört. Dies trifft z. B. zu auf Formen wie λύκος, λύκου, λύκῳ, λύκοι oder σκιά, σκιᾶς, σκιᾷ, σκιαί oder πόλις, πόλεως, πόλει, πόλεις oder σαφής, σαφοῦς, σαφεῖ, σαφῆ, σαφεῖς, wo der Versuch einer reinlichen Scheidung ziemlich fruchtlos sein würde. Worte, bei denen er so leicht gelingt wie bei θήρ, θηρ-ός, θηρ-ί, θῆρ-α, sind vollkommen in der Minderzahl.

Außer diesen Veränderungen lautlicher Art ist die größte griechische Neuerung auf dem Gebiete der Deklination die Verminderung der Kasus. Das Indogermanische zählte deren wenigstens acht: Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ, Vokativ, Lokativ, (Soziativ-)Instrumental, Ablativ. Ein Teil davon war begrifflicher Art, wie der Nominativ, der das Subjekt des Satzes bezeichnete. Der Akkusativ gehört zum Teil hierher, nämlich insoweit er das nähere Objekt angibt (*rēgem petīvit)*. Zum anderen Teil aber greift er bereits in den Bereich der örtlichen Kasus über, nämlich sofern er die Richtung auf einen Punkt zu (*eō Rọmam*) oder die Erstreckung über einen Raum (*trīgintā pedēs longus*) oder eine Zeit (*rēgnāvit quadrāgintā annōs*) bezeichnet. Rein örtlich sind drei Kasus: der Lokativ, der den Umkreis nennt, innerhalb dessen etwas vorgeht oder ist (*versātur Rōmae*), der Ablativ, der den Ausgangspunkt kenntlich macht (*prōficīscitur Genavā*), und der Instrumental, der das Mittel, mit dessen Hilfe etwas geschieht, angibt (*secūrī̧ percussus est*). Das Griechische zeigt auch darin einen Fortschritt vom bloß Anschaulichen zum Gedanklichen, daß es die ausdrückliche Kennzeichnung der rein örtlichen Kasus mehr und mehr aufgegeben hat. Der Ablativ hat sich mit dem Genitiv vermischt, eine Vermischung, die in der Einzahl bis zu einem gewissen Grad schon im Indogermanischen begonnen hat. Der Lokativ und der Instrumental sind mit dem Dativ zusammengeflossen. Somit besitzt das Griechische nurmehr noch drei Nebenkasus von recht verwickelter Art der Verwendung. Der Akkusativ bezeichnet, wie schon erwähnt, zugleich das unmittelbare Ziel der Handlung und die Erstreckung über Raum und Zeit. Der Genitiv enthält einesteils die Ergänzung zu einem Nomen und führt die Teilnahme an irgend etwas ein, andernteils weist er auf den Punkt hin, von dem etwas ausgeht, der Dativ endlich nennt nicht bloß den oder das, für den oder das die Handlung bestimmt ist, sondern auch den Ort, an dem man sich befindet oder in dessen Umkreis man hinstrebt;

den, mit dem man zusammen ist; das, mit dessen Hilfe man etwas betreibt. Bei dieser Sachlage ist es nicht auffallend, daß der Gebrauch der Präpositionen sich sehr weit ausgedehnt hat, um den Wert der Kasus im einzelnen Falle überall da schärfer zu bestimmen, wo die Bedeutung nicht rein grammatisch war, sondern etwas Sinnenfälliges an sich hatte. Zwar haben sämtliche indogermanische Sprachen die Neigung gehabt, die Zahl der Kasus einzuschränken. Am stärksten ist sie aber doch im Griechischen gewesen und hier auch schon sehr früh aufgetreten. Viel später und auf weit entwickelterer Stufe bekannt gewordene Sprachen, wie das Slavische, das Litauische, das Alt- und Neuarmenische, sind hierin viel weniger entschieden vorgegangen. Hiernach darf die möglichst weit getriebene Ausmerzung der örtlichen Kasus geradezu als ein Hauptkennzeichen des Griechischen in Anspruch genommen werden.

Noch in einem weiteren Punkte hat das Griechische die Deklination vereinfacht. Die hinweisenden Fürwörter hatten im Indogermanischen eine von der der Haupt- oder Eigenschaftswörter erheblich abweichende Biegung, wovon das Lateinische mit seinem Gegensatz von *lupus*, *lupī*, *lupō* und *iste*, *istīus*, *istī* einen kleinen Begriff gibt.

Im Griechischen ist davon kaum etwas zu merken. Der einzige in die Augen springende Überrest ist hier noch der Unterschied des Nom. Akk. Neutr. Sing. der Haupt- und Eigenschaftswörter wie ζυγόν, καλόν und derselben Form der Fürwörter auf -ο wie ἄλλο, ἐκεῖνο, τοῦτο, bei der nach Ausweis des lat. *aliud*, *istud* am Schluß ein Dental abgefallen ist. Dazu nehme man τί, τι aus *τίδ, *τιδ = lat. *quid? quid* und ziehe heran *iugum* neben *illud*.

Trotzdem herrscht in der griechischen Deklination immer noch reiche Mannigfaltigkeit, die zum Teil auf der altererbten Verschiedenheit des Stammauslautes, zum Teil aber auch auf den lautlichen Ergebnissen der auf griechischem Boden vollzogenen, schon oben gestreiften Verschmelzungen des Auslautes und der Endungen beruht. So entstehen die Abwandlungen nach Art der von λύκος, σκιά, πόλις, πέλεκυς, βασιλεύς, σαφής, φύλαξ usf. Infolgedessen ist die Deklination doch noch recht knifflig geblieben trotz der mehr und mehr eindringenden Züge der

Vereinheitlichung, die im Laufe der Zeit das ursprüngliche System zerbröckelt und ein neues, stark ausgeglichenes an seine Stelle gesetzt haben.

Der Artikel, der in der geschichtlichen Zeit eine so ausgesprochene Rolle spielen sollte, war im Urgriechischen noch nicht vorhanden und ὁ ἅ τό stand durchaus noch auf der Stufe des hinweisenden Fürwortes. Bei Homer kommt er streng genommen noch nicht in Frage, und auch auf einer alten kyprischen Inschrift hat er sich seinen Platz noch nicht unbestritten erobert.

In einem Punkte jedenfalls ist das Griechische einem der wesentlichen Merkmale des Indogermanischen treu geblieben, nämlich darin, daß ein jedes Wort an sich selbst das Kennzeichen der grammatischen Kategorie und seiner Rolle im Satze an sich trägt. Zahl und Person werden durch die Verbalform angegeben, ohne der näheren Bestimmung durch ein Pronomen zu bedürfen; wo ein solches im Nominativ beigefügt ist, da dient es nicht der bloßen Nennung, sondern der ausdrücklichen Hervorhebung der Person: φέρω heißt ʻich trageʼ, ἐγὼ φέρω ʻich trageʼ. Die begrifflichen Kasus (Nominativ, Vokativ, teilweise Akkusativ, wohl auch Dativ) haben standgehalten, und darum ist die Rolle eines jeden im Satze eindeutig gegeben. Die Unterscheidung des Mask. Neutr. vom Fem. bleibt unversehrt in den drei Kasus, wo sie von Anfang an vorhanden war: im Nominativ, Akkusativ und Vokativ. In entsprechender Weise treten die Adjektive häufig in doppelter Form auf, je nach dem Geschlecht ihres Beziehungswortes: ʻDas Leben ist lang, groß, schwerʼ heißt entweder ὁ βίος μακρός, μέγας, βαρύς ἐστιν oder ἡ ζωὴ μακρά, μεγάλη, βαρεῖα ἐστιν, wodurch das Erkennen der Zusammengehörigkeit von Substantiv und Adjektiv sehr erleichtert wird.

Eine sehr schätzbare Folge dieser Verhältnisse ist die, daß man zur Ermittelung der Bedeutung einer Form im Ganzen des Satzes nicht auf die Wortstellung zurückzugreifen braucht. Ja, man darf geradezu behaupten, daß die Wortstellung überhaupt keine grammatische Rolle im Altgriechischen gespielt hat. Zwar streben die kleinen Flickworte naturgemäß der ersten Stelle nach dem Hauptbegriffe jedes Satzes zu, so Hom. A, 106 οὔ πώ

ποτέ μοι τὸ κρήγυον εἶπας, wo drei nebensächliche Worte πω ποτε μοι, alle drei unbetont und enklitisch, dem οὐ folgen und den hauptsächlichen Worten des Satzes vorangehen. Auch werden die Worte, die dem Sinne nach zusammengehören, möglichst nah nebeneinander gestellt und nur zur Erzielung besonderer Wirkungen, wie sie besonders bei Kunstsprachen angestrebt werden, getrennt. Endlich gibt es Stellungen gewisser Worte, die mehr gebräuchlich sind als die anderen, und jede gegebene Ausdrucksform hat eine Ordnung, die nicht mehr wechselt. So heißt es ἔδοξεν τῷ δήμῳ, nicht aber τῷ δήμῳ ἔδοξεν. Mit Ausnahme jedoch der oben mitgeteilten, sehr strengen Regel über die Stellung der kleinen Wörter schließt eine zulässige Stellung Ordnung so gut wie nie jede andere aus; insbesondere ist eine bestimmte Ordnung als solche niemals die vollwertige Trägerin einer grammatischen Beziehung. Nirgendwo ist demgemäß die Wortstellung freier (was nicht dasselbe ist wie willkürlich) als eben im Griechischen; nirgendwo steht sie ungeschminkter im Dienste des reinen Gedankenausdrucks und hat eine geringere grammatische Geltung. Dank dieser Freiheit, die sonst nirgends ihresgleichen findet, hat der griechische Satz eine ganz einzigartige Geschmeidigkeit erlangt, die den Schriftstellern sehr zu Paß kam. Im Gegensatze hierzu hat der Satz im Sanskrit wenigstens in Prosa eine nahezu völlig feste Anordnung der Worte, und auch das Lateinische neigt trotz gewisser Freiheiten doch im ganzen gleichfalls stark zur Gebundenheit. Praktisch genommen, ist die Bewegungsfähigkeit des Griechischen in diesem Punkte unbeschränkt, und die Schriftsteller haben davon nach Herzenslust Gebrauch machen können.

Zusammenfassend können wir sagen, daß das Griechische sowohl nach dem, was es an altem Gut bewahrt hat, als auch nach dem, was es an Neuerungen eingeführt hat, das Gepräge eines im Ganzen des indogermanischen Sprachstammes völlig selbständig dastehenden Zweiges zeigt. Das System war gut gegründet und auf eine längere Dauer angelegt. Während der klassischen Zeit hat es denn auch keine grundwesentlichen Veränderungen durchgemacht.

Drittes Kapitel.
Das Griechische und die Nachbarsprachen.

Wüßten wir, welche Sprachen die, welche das Urgriechische mit sich brachten, im festländischen Griechenland oder auf den von ihnen besiedelten Inseln vorfanden, so könnten wir den Versuch machen zu scheiden, welche Eigentümlichkeiten in Aussprache, Wortschatz und Satzbau bis auf die mittelmeerisch-ägäische Urbevölkerung zurückreichen und welche von den indogermanischen Einwanderern herrühren. Vorläufig kann man diese Frage wohl aufwerfen, aber nicht beantworten. Soviel ist jedoch sicher, daß der Übergang vom Indogermanischen zum Urgriechischen den Eintritt in eine ganz neue Welt bedeutet und auf einen starken Einfluß der vorhellenischen Schicht hinweist.

Was die auf der griechischen Halbinsel gesprochenen Sprachen betrifft, so ist uns darüber nichts bekannt. Die Pelasger sind für uns nur ein leerer Name. Für die ägäischen Inseln und Kleinasien sind wir etwas weniger schlecht daran. Auf Lemnos hat man eine Inschrift gefunden in einer Mundart, die von fern an das Etruskische erinnert. Desgleichen sind im Westen Kretas, in Praisos, mehrere Inschriften in griechischen Buchstaben, aber in einem unbekannten Dialekt entdeckt worden. Ebenso hat man sich auf Kypros eines kyprischen Alphabetes bedient, das vielfach griechische Texte wiedergeben mußte, aber augenscheinlich von Anfang an nicht dazu erfunden war und sich deshalb für diese Aufgabe schlecht eignete, weil die beiden in Betracht kommenden Sprachen rein nichts miteinander zu tun hatten. All diese Inschriften sind für uns unverständlich. Nichts deutet auch nur darauf hin, daß es sich bei ihnen um indogermanisches Gut handelt, vielmehr ist es mehr als wahrscheinlich, daß es fremden Ursprungs ist. Bis uns ein unvorhergesehener glücklicher Zufall den Schlüssel für diese rätselhaften Texte in die Hand gibt, wird man schwerlich etwas anderes aus ihnen entnehmen können als die Tatsache, daß es bis in geschichtliche Zeiten hinein auf Lemnos, Kreta und Kypros Sprachen gegeben hat, die weder griechisch

noch semitisch waren. Es ist ganz wertlos, sich auf das unmittelbare Verständnis dieser Inschriften zu versteifen: den Sinn einer unbekannten Sprache kann man nicht erraten, und um soweit zu gelangen, daß man einen Text in einer Sprache zu erklären vermag, deren Überlieferung unterbrochen ist, muß man zum mindesten eine buchstäblich genaue Übertragung in eine bekannte Sprache besitzen, m. a. W., man muß gute zweisprachige Texte haben, oder die in Frage stehende Sprache muß einer oder mehreren bekannten Sprachen sehr stark ähneln, d. h. sie muß schließlich doch selbst eine bekannte Sprache sein.

Auf kretischen Denkmälern aus dem zweiten Jahrtausend v. Chr., die man minoisch nennt, hat man zahlreiche Texte gefunden, die mit Hilfe eines ziemlich verwickelten, vielleicht syllabischen Alphabetes geschrieben sind. Bislang ist ihre Entzifferung nicht gelungen. Dieser Umstand macht es wahrscheinlich, daß ihre Sprache nicht griechisch ist; denn eine unbekannte Lautschrift, die eine bekannte Sprache verhüllt, ist grundsätzlich betrachtet entzifferbar.

In Kleinasien haben wir in unmittelbarer Berührung mit den Griechen vier nicht hellenische Sprachen: das Phrygische, das Lydische, das Karische, das Lykische.

Im Norden ist das Phrygische angesiedelt, von dem wir wenig besitzen: es handelt sich nur um einige, dazu teilweise recht spät überlieferte Zeilen. Immerhin berechtigen uns die geringen Überreste, das Phrygische dem indogermanischen Sprachstamm zuzuweisen. Dazu stimmt die Tatsache, daß alte Zeugnisse die Phryger als thrakische und die Armenier wiederum als phrygische Siedler bezeichnen. Von diesen dreien ist nur das Armenische vollständig bekannt, aber auch dieses erst in sehr später Zeit, nämlich etwa im fünften Jahrhundert n. Chr. (nach der üblichen Zählung). Unsere spärlichen Kenntnisse des Phrygischen widersprechen den alten Angaben über seine Verwandtschaft mit dem Armenischen nicht, jedoch verfügen wir über keine sonstige Bestätigung. In weiterem Verlauf scheint das Phrygische tiefgehenden hellenischen Einfluß erfahren zu haben, dagegen kann man nicht behaupten, daß es selbst eine erhebliche Wirkung ausgeübt hätte,

und wenn dies doch der Fall gewesen sein sollte, so weiß man nicht, worin er bestand.

Das Karische und das Lydische sind erst durch kürzlich entdeckte Inschriften bekannter geworden. Vom Lykischen besitzen wir seit längerer Zeit eine ziemlich große Anzahl von Inschriften, die zum Teil recht ausgedehnt sind. Dadurch, daß sie sich besonders auf dem Gebiete der Leichenbestattung bewegen, sind wir instand gesetzt worden, ihren Inhalt einigermaßen zu enträtseln, obwohl wir von einer bis ins einzelne reichenden sicheren Deutung vielfach noch weit entfernt sind. Die bisherigen Ergebnisse genügen zu der Feststellung, daß das Lykische keine indogermanische Sprache im eigentlichen Sinne ist. Doch sind mehrere der Gelehrten, die sich mit der Frage eingehend beschäftigt haben, nicht abgeneigt, das Lykische in nähere Beziehung zum Indogermanischen zu bringen. Dabei könnte man an eine weiter zurückliegende Verwandtschaft denken, etwa so, wie das Germanische keine der romanischen Sprachen, aber doch mit ihnen allen verwandt ist, weil es gleichermaßen wie das Lateinische, die Mutter sämtlicher romanischen Mundarten, indogermanischen Ursprungs ist. Danach wäre es nicht ausgeschlossen, daß das Lykische und das Indogermanische auf eine gemeinsame Wurzel zurückgingen. Auf dem Punkte, an dem heute die Entzifferung des Lykischen angelangt ist, die übrigens seit mehreren Jahren keinen recht merklichen Fortschritt aufzuweisen hat, besitzen wir keinen zuverlässigen Anhalt, um irgend etwas bestimmt zu versichern, und selbst Vermutungen sind wahrscheinlich verfrüht. Alles, was wir sicher sagen können, beschränkt sich auf die Behauptung, daß die von den Griechen in Kleinasien, in Südphrygien, vorgefundenen Sprachen ein von dem der alten indogermanischen völlig abweichendes Aussehen an sich tragen.

Vom Hettitischen kennt man tatsächlich noch wenig; hettitisch-babylonische Wörterverzeichnisse bieten bis jetzt wenig Brauchbares, und ähnlich steht es mit keilinschriftlichen Texten, die hettitische Bestandteile enthalten. Die Keilinschriften von Van bieten zwar die Sprachen der Bevölkerungen des armenischen Landes, die vor die Ankunft der Siedler fallen, welche die unter dem Namen

armenisch bekannte indogermanische Mundart mitgebracht haben; aber sie sind ausschließlich mit Hilfe der in ihnen enthaltenen Schriftbilder gedeutet und erweisen sich vom sprachwissenschaftlichen Gesichtspunkt aus bis jetzt fast ganz unergiebig. Die einzige kaukasische Sprache, die alte Schriftwerke besitzt, ist das Georgische, das mit dem Lazischen, Mingrelischen und Suanischen eine ganz deutlich abgegrenzte Gruppe bildet, nämlich die des Südkaukasischen. Besonders in den Tälern der Nordabdachung des Gebirges findet man eine große Anzahl von Sprachen, die großenteils noch ganz ungenügend beschrieben sind, deren vergleichende Behandlung noch nicht vollkommen durchgeführt, deren Verwandtschaft mit der südlichen Gruppe zwar an sich möglich, jedoch nicht scharf bewiesen ist, und deren gegenseitige Beziehungen noch recht sehr im Dunkeln liegen. Immerhin sind wir soweit, daß die Arbeit in all diesen Punkten in Angriff genommen werden kann; sie ist auch bereits begonnen und harrt nur der Arbeiter. Wenn die vergleichende Grammatik der kaukasischen Sprachen fest begründet und unanfechtbare Klarheit über die sie untereinander einigenden Beziehungen geschaffen sein wird, aber erst dann, wird man daraus Nutzen ziehen können für die Ermittlung von Berührungen mit dem Elamitischen oder den alten kleinasiatischen Sprachen.

Ein im 14. Jahrhundert v. Chr. entstandener, in Kappadokien gefundener Text enthält vier Namen indoiranischer Götter, nämlich den des *Indra* und der *Nāsatja*, des *Mitra* und des *Varuṇa* und beweist damit, daß sich in diesem Zeitraum der Einfluß des Indoiranischen bis nach Kleinasien erstreckt hat. Gleichzeitig gewähren uns die Keilinschriften eine große Zahl Namen, deren allgemeiner Anblick indoiranisch ist. Man darf behaupten, daß im 14. Jahrhundert hinter den verschiedene Sprachen redenden Völkern, welche die Griechen in Kleinasien angetroffen haben, ein indoiranischer Einfall erfolgte. Der Einzug der Hellenen in Asien und im östlichen Mittelmeergebiet und der Einzug der Arier in die Gegend, die späterhin das Land der Iranier wurde, haben sich nebenund in der Hauptsache auch miteinander vollzogen. Wir bezeichnen hier mit dem Worte Arier nur Völker von

indoiranischer Sprache, die einzigen, von denen man weiß, daß sie sich jemals diesen Namen beigelegt haben, der von manchen der heutigen Gelehrten mißbräuchlich auch zur Bezeichnung aller Indogermanen benützt wird. Es ist wahrscheinlich, daß seit mindestens dem 15. Jahrhundert v. Chr. die Arier in Asien eine lebhafte Tätigkeit entwickelt haben; aber diese ganze Tätigkeit hat im Norden und Osten der Reiche und Königtümer stattgefunden, von denen wir geschichtliche Urkunden besitzen, und was man zu erkennen vermag, sind die Beziehungen, welche diese Königreiche, von denen uns Schriftdenkmäler erhalten geblieben sind, mit den am weitesten gegen Westen vorgedrungenen arischen Stämmen unterhalten haben.

Die semitisch redenden Völker waren weit von den Griechen entfernt, und erst in geschichtlicher Zeit kam es dahin, daß sich zwischen beiden Gruppen einigermaßen bedeutsame Berührungen herausbildeten. Außerdem beschränkten sich diese überall auf die Grenzgebiete. Auch waren die Phöniker nicht das Volk, das im zweiten Jahrhundert v. Chr. und in dem Zeitraum, in dem sich die Griechen daselbst einzustellen begannen, die beherrschende Stellung im Mittelmeergebiete innehatte. Deshalb ist die Kultur, die den von Norden her einwandernden Hellenen zum Muster diente, nicht die phönikische; dafür hat die Altertumskunde den vollgültigen Beweis geliefert. Somit liegt kein Grund zur Überraschung darüber vor, daß sich im Griechischen nur eine verschwindend geringe Zahl von phönikischen Lehnwörtern findet, bei denen überdies für einige selbst wieder die Möglichkeit nichtsemitischen Ursprungs zu berücksichtigen ist. Zwar haben Phönikisch und Griechisch eine Reihe von Ausdrücken des Handels miteinander gemein, so das Wort für Sackleinwand σάκκος; das für ein Gefäß zur Aufnahme flüssiger Gegenstände κάδος; das für eine Münze μνᾶ und auch wohl das für Gold χρῡσός; das für ein Untergewand χιτών (*kʿĭtǭʹn*) und mit Hauchversetzung jon. κιθών (*kĭtʿǭʹn*)), das dann die Römer ihrerseits unter Anfügung einer lateinischen Bildungssilbe in der Form *tunica* (spr. *tŭ̜ʹnĭ̜kă̜*) übernommen haben. Der Name der Myrte μύρρα kann vom babylonischen *murru* nicht getrennt werden, dessen eigene Zugehörigkeit damit freilich auch noch nicht

eindeutig bestimmt ist. Zieht man dies alles in Betracht, so dürfte sich die Gesamtzahl der phönikischen Lehnwörter im Griechischen auf höchstens ein schwaches Dutzend belaufen, und wären nicht die phönikischen Benennungen der Buchstaben vorhanden, so würde sich der semitische Einschlag überhaupt fast völlig der Wahrnehmung entziehen. Auch so zeigt sich, daß die Entlehnungen vom Alphabet an ganz überwiegend technisches Gepräge tragen und im wesentlichen dem Gebiete des Handels angehören, in keiner Weise jedoch eine tiefergehende Beeinflussung der griechischen Sprache oder gar des griechischen Sprachgeistes durch die semitischen Sprachen erkennen lassen.

Aus den Texten weiß man, daß im XIII. Jahrhundert v. Chr. die übers Meer gekommenen *Akaiwuši* Ägypten angegriffen haben; die Namensübereinstimmung sowie die bedeutende Rolle, welche die Griechen späterhin im Mittelmeergebiet innehatten, lassen der Annahme Spielraum, daß wir es hier mit den Ἀχαιοί Homers zu tun haben könnten, die auf einer kyprischen Inschrift mit der in diesem Dialekt regelrechten Bewahrung des zwischenvokalischen *ṷ* noch als ΑχαιϜοι erscheinen und die als *Achīvī* ins Lateinische übergegangen sind.

Dafür, daß in alter Zeit ein nennenswerter Einfluß des Ägyptischen auf das Griechische stattgefunden habe, fehlt es an jedem brauchbaren Anhalt.

Was die ursprünglichen Balkansprachen angeht, so sind wir noch erheblich schlechter über sie unterrichtet; sie müssen deshalb außer Betracht bleiben.

Vom Makedonischen besitzen wir keine Inschrift, keine Zeile fortlaufenden Textes. Unsere ganze Kenntnis beschränkt sich auf einige von griechischen Schriftstellern überlieferte Wörter, aber wir sind nicht einmal imstande, einen scharfen Unterschied zwischen echt einheimischem und griechischem, nur in der Aussprache an das Makedonische angeglichenem Lehngut zu machen. Eines der auffallendsten Kennzeichen ist das, daß den griechischen behauchten stimmlosen Verschlußlauten (unbehauchte?) stimmhafte entsprechen: beispielsweise steht neben θώραξ 'Panzer' ein δωραξ, und Hesychios bietet für 'Augenbrauen' αβρουτες· ὀφρῦς, Μακεδόνες. (Wenn man statt dessen αβρουϜες vermutet hat, so ist dagegen die anderwärts auftretende Form αβροτες ins Feld zu führen und der Umstand zu berücksichtigen, daß auch in anderen indogermanischen Sprachen außer dem Makedonischen ein *-t*-Laut auftritt, so in dem avestischen Dual *brvaṭbyąm* und in dem altirischen *brūad*.) Wir wissen so wenig, daß wir nicht einmal sagen können, ob das Makedonische ein weit abgeirrter griechischer Dialekt oder aber ein selbständiger Zweig des indogermanischen Stammes ist wie das Italische oder das Armenische. Es gibt viele bekannte makedonische Beispiele, die genau mit den entsprechenden griechischen Formen übereinstimmen. Aber wie das Makedonische seine gesamte höhere Bildung in der geschichtlichen Zeit dem Griechischen verdankt und wie die Schriftsprache stets griechisch gewesen ist, so lassen sich auch die meisten Entlehnungen unschwer auf diesem Wege genügend erklären. Dies trifft wahrscheinlich eben auf δωραξ 'Brustkorb' zu, einen ärztlichen Fachausdruck, von dem nicht bezweifelt werden kann, daß er hellenischen Ursprungs ist. Andererseits zeigen Formen wie das erwähnte αβρουτες, αβροτες eine alte Bildungsweise, zu der wir auf griechischem Boden keinem Gegenstück begegnen. Es ist wertlos, eine Frage zu erörtern, zu deren erfolgreicher Behandlung uns die nötigen Unterlagen fehlen und deren Lösung uns von selbst in die Hand fallen würde, wenn der Zufall uns einen Text von zehn zusammenhängenden Reihen bescherte. Aber die Makedonen haben sicherlich ihre heimische Sprache niemals geschrieben, und ihr Adel hat sobald als möglich griechisches Wesen angenommen. An Einflüssen kommen dabei zuerst der des Thessalischen und danach der des Attischen in Betracht.

Was das Thrakische betrifft, so besitzen wir davon höchstens eine natürlich ganz unverständliche Linie. Die Handhaben, die uns einige Glossen und Eigennamen bieten, reichen nicht aus, um die alten Zeugnisse, die es in die Nähe des Phrygischen und Armenischen rücken, zu bestätigen oder zu entkräften. Übrigens ist das erstere noch unbekannter, und das letztere tritt erst spät und auf einer weit fortgeschrittenen Entwicklungsstufe in unseren Gesichtskreis ein. Das Thrakische ist jedenfalls indogermanisch, steht jedoch in keinem

nahen Verwandtschaftsverhältnis zum Griechischen. Seine Lage auf der Landkarte, die offenbar einem alten Zustande entspricht und Wanderungen von Siedlern nach Kleinasien erklärt, setzt voraus, daß der Einzug der Hellenen in Griechenland nicht von Osten, sondern von Westen nahe bei dem heutigen Albanien erfolgt ist.

Das Albanesische gehört gleichfalls zum indogermanischen Stamm, stellt sich aber unter dem Gesichtspunkt der Gaumenlaute betrachtet zur östlichen Gruppe. Was man von ihm kennt, ist sehr spät und es ist zuletzt von allen indogermanischen Mundarten schriftlich festgelegt worden. Die ältesten Texte reichen nicht über das XVII. Jahrhundert zurück und bieten uns nur ganz junge Formen. Das Altgriechische hat keinen in die Augen springenden Einfluß darauf ausgeübt, während das Volkslatein der Kaiserzeit, das Mittel- und Neugriechische, das Slavische und Italienische es mit Lehnwörtern durchsetzt haben. Wann und wie das Albanesische zur Herrschaft in seinem gegenwärtigen Ausdehnungsbereich gelangt ist, können wir nicht sagen.

Im Westen, in Italien, haben die Hellenen sehr verschiedene Sprachen angetroffen, die mit Ausnahme des Etruskischen insgesamt indogermanisch gewesen sein können und von denen die bedeutendsten zu der sogen. italischen Gruppe gehören, die sich in das Lateinische auf der einen, das Oskisch-Umbrisch-Sabellische auf der anderen Seite spaltet.

Beim weiteren Vordringen ihrer Siedlungstätigkeit sind die Griechen fernerhin auf das mit dem Italischen nahverwandte Keltische gestoßen.

In Spanien endlich haben sie das Iberische gestreift, von dem man einige Texte besitzt und dessen Verwandtschaft mit dem Baskischen wahrscheinlich, jedoch nicht streng zu beweisen ist. Kurz, es gab dort nichtindogermanische Mundarten, aber die Griechen sind erst spät auf sie gestoßen, und ihre Einwirkung war auf weit vom hellenischen Heimatland abliegende Siedelstädte beschränkt.

Auf die Beschaffenheit des Libyschen näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, ganz abgesehen davon, daß wir von ihm nur wenige kümmerliche Bruchstücke besitzen, die für die Geschichte des Griechischen nicht in

Frage kommen. Wie heutzutage werden damals die nördlichen Striche Afrikas durch Sprachen vom Berberntyp eingenommen gewesen sein.

Alles in allem genommen wird man zugeben müssen, daß wir uns keinerlei klare Vorstellung von den sprachlichen Zuständen zu bilden vermögen, die im Mittelmeergebiet vor der Einwanderung der Hellenen herrschten. Weitaus für die meisten Gegenden fehlt es uns an allen und jeden Texten. Sind aber je einmal solche vorhanden, so sind sie in einer Sprache abgefaßt, die sich in der Folgezeit nicht erhalten hat, so daß man nichts oder fast nichts davon versteht. Die später in geschichtlicher Zeit erscheinende Verteilung bietet nicht den mindesten Anhalt für einen sicheren Schluß auf die einige Jahrhunderte vorher dagewesene. Nur das eine steht fest, daß in der Lagerung der Völkerschaften dort tiefeinschneidende Änderungen der verschiedendsten Art stattgefunden haben und daß dementsprechend auch starke Verschiebungen auf sprachlichem Gebiete eingetreten sein werden.

Wie so oft, wenn andere wissenschaftliche Mittel versagen, sei es, daß geschichtliche Zeugnisse fehlen, sei es, daß die Sprachen nicht überliefert sind oder daß man nicht die Möglichkeit hat, sie mit Hilfe der vergleichenden Grammatik zum Reden zu bringen, hat man auch hier zu der Befragung der Eigennamen seine Zuflucht genommen. Aber die aus ihnen zu ziehenden Schlüsse bleiben stets schwankend und unsicher. Sie sind denselben Veränderungen unterworfen wie die übrigen Wörter und unterstehen außerdem noch mancherlei unvorhergesehenen Zufälligkeiten. Wüßte man nicht, daß der Name der französischen Stadt *Riom* im Gallischen *Ritu-magos* (Akk. *-om*) lautete, d. h. *Furtfeld[en]* und daß *Lyon* wiederum bei den Galliern ursprünglich *Lugu-dūnom* 'Lugfeste' hieß, so würde kein Mensch auf diesen Einfall kommen. Ebensowenig würde die heutige Form des Flußnamens *Allier* (gesprochen *ạlịẹ́*) ein Mittel an die Hand geben, zu dem lateinischen *Ĕlăvĕr* zurückzugelangen. Will man mit den Eigennamen überhaupt etwas anfangen können, so muß man sich eines durchaus zuverlässigen Deutungsverfahrens bedienen. An der Erklärung von *Ritu-magos* als *Furt-feld[en]* zweifelt kein Urteilsfähiger, weil der dabei herauskommende Sinn sehr

natürlich ist und weil das Zusammentreffen zweier bekannter keltischer Wörter auf gallischem Boden, wo nachgewiesenermaßen Gallier gesessen haben, nicht zufällig sein kann. Ein Land, in dem man in großer Menge Eigennamen antrifft wie *Villeneuve*, *Vieilleville*, *Pont-Saint-Esprit* u. a. m., gehört oder gehörte zum französischen Sprachgebiet, ebenso wie Gegenden, die mit einem Netze von Ortsnamen auf *-witz*, *-witsch* bedeckt sind, ehemals von Slaven bewohnt gewesen sein müssen, eine Annahme, die durch die Siedlungskunde bestätigt wird. Aber derartige Fälle sind verhältnismäßig selten. Ein Eigenname, dem sich wie meist kein begrifflich fest bestimmbarer Sinn abgewinnen läßt, gestattet nur eine willkürliche Deutung. So fehlt uns hier der immerhin doch recht annehmbare Grad von Sicherheit, der bei der Herleitung gewöhnlicher Wörter in dem Zusammenwirken von Lautgestalt und Bedeutung gegeben ist. Dagegen beruht die Sicherheit in der Herleitung von Eigennamen weit überwiegend allein auf bloßen Anklängen der Form. Außerdem sind sie der Gefahr der Übertragung in die Ferne ausgesetzt, was zur Folge hat, daß sie mit den Lautgesetzen der Ortsmundart nicht mehr zusammenstimmen. Ja, man darf behaupten, daß nichts in demselben Maße willkürlichen Verschleppungen und zufälligen Umgestaltungen unterliegt wie ein Eigenname; in demselben Lande, wo *Saturnīnus* zu *Sornin* oder *Sorlin* geworden ist, findet man massenhaft Orte des Namens *Saint-Saturnin*, worin sich gelehrte Entlehnung aus der lateinischen Grundquelle widerspiegelt. Freilich kommt anderseits auch der Fall vor, daß Eigennamen von äußerster Zähigkeit sind. Auch dieser Umstand kann wenigstens dazu beitragen, das Verständnis zu erschweren, weil hier je nachdem lautliche Überreste einer völlig andersartigen und uns nicht mehr erreichbaren Vergangenheit vorliegen. Alle diese Gründe tragen dazu bei, daß die Erklärung von Eigennamen in einem gegebenen Zeitpunkt nur in einer verschwindend geringen Anzahl von Fällen sicher ist. Niemals ist an und für sich die Annahme berechtigt, ein uns aufstoßender Eigenname könne mit Hilfe einer in dem Lande seines Vorkommens gerade eben gesprochenen Sprache gedeutet werden: weder das Gallische, noch das Lateinische, noch

das Germanische liefert die Erklärung des Namens der *Seine* oder der Stadt *Paris*. Bei Berg-, Strom- und Flurbezeichnungen («Gewannnamen») darf man von vornherein voraussetzen, daß sie einer älteren, ja mitunter einer sehr viel älteren Schicht angehören, als die gegenwärtige Mundart darstellt. Beispielsweise findet man in Frankreich solche, die hinter das Gallische zurückgehen, wie *Seine* und *Paris*, und solche, die gallisch sind wie *Riom*; solche, die aus dem Lateinischen stammen wie *Aix* und endlich neufranzösische wie *Villeneuve* oder *Moulins*. Ebenso ist es im Deutschen, wo wir Ortsbezeichnungen haben, die von einer Urbevölkerung herrühren; andere, die keltisch; wieder andere, die germanisch; noch andere, die slavisch sind, gelegentlicher Einsprengungen noch anderer Herkunft nicht zu gedenken.

Besonders gut daran sind wir, wenn auf die Eigennamen durch feste geschichtliche Angaben Licht geworfen wird. So erklärt sich *Agde* von selbst, wenn man weiß, daß Ἀγάθη (*ȃgắt'ẹ̄*) eine griechische Pflanzstadt in Südfrankreich war, und nicht bloß jede sonstige Herleitung wäre haltlos, sondern auch die an sich richtige aus dem Griechischen würde nichts als eine in der Luft schwebende Vermutung sein, sobald wir von der oben erwähnten geschichtlichen Tatsache nichts wüßten. Doch damit noch nicht genug: der Umstand, daß sich *Marseille*, Μασσαλία nicht aus griechischem Sprachgut ableiten läßt, bildet kein Hindernis dafür, es als griechische Pflanzstadt anzuerkennen.

Alles in allem genommen, gilt also das Urteil, daß das Namenwörterbuch manchmal überraschende Bestätigungen der geschichtlichen Überlieferung bringt, daß es aber ein völliger Verzicht auf alle Methode wäre, wollte man Namen als solchen den Wert einer geschichtlichen Überlieferung zugestehen. Gerade der Sprachforscher weiß am besten, wie überaus viel dazu gehört, einen sprachwissenschaftlichen Beweis in strengem Sinne zu führen, und so wird ihm vor andern leicht werden, der Versuchung zu widerstehen, weittragende Vermutungen auf dem schwankenden Boden der Schlußfolgerungen aus Eigennamen aufzubauen.

Immerhin steht eine Tatsache fest, nämlich die, daß sich die meisten der griechischen Ortsnamen nicht aus

der griechischen Sprache erklären lassen. Eine große Zahl hat Endungen auf -σσος (attisch -ττος) oder auf -νθος, die an die entsprechenden Endungen auf -σσος und -ινδος im Süden von Kleinasien erinnern. So finden wir ganz in der Nähe Athens die Berge Λυκαβηττός und Ὑμηττός, sowie die Gaue Προβάλινθος und Τρικόρυνθος. Die Möglichkeit ist nicht abzuweisen, daß in vorgeschichtlicher und u. U. auch noch in geschichtlicher Zeit an beiden Ufern und auf den Inseln des Ägäischen Meeres dieselbe Sprache gesprochen wurde. Aber darüber, wie beschaffen diese war und wer die gewesen sein mögen, die sich ihrer bedienten, kann man nichts sagen, auch nicht, in welchen Zeitraum sie genauer fällt; ja, es ist nicht einmal sicher, welche Namen ihr zuzuweisen sind, und noch viel weniger, was sie bedeuteten. Nur soviel läßt sich aus ihnen entnehmen, daß die Griechen, die in das östliche Mittelmeerbecken als Eroberer eindrangen, dort eine ganz und gar abweichende, mit anderen daselbst einheimischen möglicherweise verwandte Sprache einer vorher dort ansässigen Bevölkerung verdrängt haben müssen. Dieser Schluß bietet nichts Überraschendes und enthält nichts, was unsere Aufmerksamkeit in besonderem Maße fesseln könnte. Sucht man seine Anziehungskraft dadurch zu erhöhen, daß man ihm größere Bestimmtheit verleiht, so gerät man unmittelbar auf den Boden des Willkürlichen.

Durch unsere Unkenntnis der Bevölkerungen, durch welche die Hellenen hindurchgezogen sind, und die sie sich auf ihrer Wanderung aus der «Urheimat» bis nach Griechenland einverleibt haben, sind wir der Notwendigkeit überhoben, zu untersuchen, inwieweit das im Urgriechischen erscheinende Aussehen des Indogermanischen durch ein jedes dieser Zwischenvölker mitbestimmt ist. Freilich steht es mit unserer Erkenntnis selbst da nicht besser, wo wir Anhaltspunkte in der Hand haben, um die Art der Einwohner eines Landes festzustellen, in dem eine ältere Sprache durch eine jüngere verdrängt worden ist: auch hier vermögen wir durchaus nicht genau anzugeben, worin eigentlich die Abänderungen den fremden Einfluß verraten und inwiefern die Verdrängung auf den weiteren Entwicklungsgang eingewirkt hat. Die Romanisten sind zu keiner Übereinstimmung darüber gelangt, was die in Gallien entwickelte Form des Lateinischen dem Keltischen verdanken mag, und mancher hervorragende Forscher geht soweit, jede Einwirkung dieser Art schlankweg zu bestreiten. Einzig und allein der Wortschatz gibt uns ein sicheres Zeugnis dafür, daß die Gallier, wenn sie Latein sprachen, etwas von ihrer eigenen Sprache zurückbehielten. Aber auch die zweifellos keltischen Wörter sind in nur geringer Anzahl anzuführen, viele davon wie *carrus* (*-um*) 'Karren', franz. *char*, und *carrūca*, franz. *charrue*, sind nicht auf das Gallo-Romanische beschränkt, sondern erstrecken sich auf das gesamte Volkslatein. Andere dagegen, wie *benna* 'Tragekorb', franz. *benne*, überschreiten innerhalb des romanischen Gebiets nicht die Grenzen des ehemals von Kelten besetzten Gebietes, wozu auch Norditalien nebst dem Engadin gehörten: diese allein können als Überbleibsel des Gallischen auf gallischem Boden gelten. Um zum Griechischen zurückzukehren, so ist es immerhin wahrscheinlich, daß darin fremde Worte vorhanden sind, die es unterwegs sozusagen aufgelesen oder die es in Griechenland und in sonstigen Ländern des ägäischen Kreises vorgefunden hat.

Davon gewinnt man nicht den richtigen Eindruck, wenn man die etymologischen Wörterbücher durchliest. Die Verfasser dieser Werke sind durchweg Sprachvergleicher; ihre Fachstudien haben sie daran gewöhnt, das Griechische systematisch in die Nähe anderer indogermanischer Sprachen zu rücken. Ausgenommen die Fälle, in denen es sich um die Worte handelt, welche sich ersichtlicherweise im Semitischen wiederfinden, wie σάκκος, und die in andere indogermanische Sprachen allein durch Vermittlung des Griechischen und Lateinischen Eingang gefunden haben, lauern demgemäß die Etymologen stets auf die Möglichkeit, jedes griechische Wort durch Heranziehung irgendeiner anderen indogermanischen Sprache zu erklären. Gibt man jedoch der Wahrheit die Ehre, so muß man zugestehen, daß es nur recht wenige Wörter gibt, deren Herleitung aus indogermanischem Sprachgut feststeht. Man weiß wohl, woher πατήρ 'Vater', πόσις 'Herr', βοῦς 'Ochse', μέθυ 'Met', πῦρ 'Feuer', ὕδωρ 'Wasser' stammen, Wörter, an deren indogermanischer Herkunft kein Zweifel

besteht. Daneben aber gibt es eine schwere Menge von Fällen, in denen eine derartige Herleitung äußerst ungewiß oder gezwungen erscheint. Wer hier nicht vom Fache ist, der weiß nicht, daß da auf eine sichere Etymologie zehn kommen, die zweifelhaft sind und die es nicht vertragen, daß man an sie mit Anwendung eines strengen Beweisverfahrens herantritt. Gerade die geläufigsten Ausdrücke, wie der für das Haar κόμη, entbehren der festen Anknüpfung; mit κομμοῦν 'putzen' steht es nicht besser und desgleichen mit κόμπος 'Lärm'. Die Zusammenstellung von κομψός 'fein' mit litauisch ***szvankus*** 'passend' wäre dem Sinne und einigermaßen auch den Lauten nach an sich möglich. Allein sie beschränkt sich auf den Wurzelbestandteil, und da sich das Wort überdies außerhalb des Griechischen und Baltischen nicht vorfindet, so verdient sie schwerlich erstere Beachtung. Κόναβος, das ein Geräusch bezeichnet, gehört zu einer großen Gruppe mit Gaumenlaut beginnender idg. Schallwörter, aber die Ähnlichkeit mit lat. *canō* 'singe' geht ebenfalls nicht über den Wurzelbestandteil hinaus und vermag nicht zu überzeugen. Mag man aufs Geratewohl eine beliebige Seite eines etymologischen Wörterbuchs aufschlagen, so wird das Ergebnis so ziemlich immer dasselbe sein: obwohl seit einem verhältnismäßig frühen Zeitpunkt bekannt, obwohl neben dem Indoiranischen die einzige vor dem fünften Jahrhundert bezeugte Sprache darstellend, bietet das Griechische doch eine ungeheuere Menge nicht ableitbarer Wörter, wie das Slavische, dessen erste Texte ins neunte nachchristliche Jahrhundert fallen.

Wenn sich der griechische Wortschatz so schwer aus dem Indogermanischen erklären läßt, so kommt dies zweifellos daher, daß in ihm eine Masse nichtindogermanischer Lehnwörter steckt. Dies ist in der Tat das, was man erwarten muß, und die Ergebnisse der in den letztverflossenen Jahren vorgenommenen Ausgrabungen stimmen dazu. Sie haben gezeigt, daß während des zweiten vorchristlichen Jahrtausends im Mittelmeerbecken eine schon sehr weit fortgeschrittene Zivilisation bestand, deren glänzendster Mittelpunkt auf Kreta zu suchen ist. Nun war aber die einheimische Sprache daselbst nicht griechisch. Vor den aufeinanderfolgenden Einfällen der Hellenen hat

es auf Kreta eine Bevölkerung gegeben, die bei Homer noch unter dem Namen Ἐτεόκρητες, d. h. entweder «Urkreter» oder nach anderer Vermutung Chetiter-Kreter auftritt, Odyss. τ 175:

ἄλλη δ' ἄλλων γλῶσσα μεμειγμένη· ἐν μὲν Ἀχαιοί,
ἐν δ' Ἐτεόκρητες μεγαλήτορες, ἐν δὲ Κύδωνες
Δωριέες τε τριχάϊκες δῖοί τε Πελασγοί.

Die noch nicht gedeuteten Inschriften von Praisos sind vielleicht in der Sprache dieser alten Landeseinwohner abgefaßt, und wir haben oben gesehen, daß die in den «minoischen» Denkmälern gefundenen Texte wahrscheinlich nicht griechisch sind. Man kann sich hierfür u. a. darauf berufen, daß das einzige Wort, für dessen «minoisches» Gepräge man halbwegs einstehen kann, nämlich λαβύρινθος 'Irrgang', keinen indogermanischen Anstrich an sich trägt und die Endung -νθος hat, die bei anderen, zweifellos vorgriechischen Wörtern beobachtet worden ist. Wenn die Hellenen, was sehr wahrscheinlich ist, im Mittelmeergebiet eine Kultursprache vorgefunden haben, so war es gar nicht zu vermeiden, daß sie aus ihr eine beträchtliche Anzahl von Wörtern zur Bezeichnung ihnen unbekannter Gegenstände entnahmen, genau so wie die Germanen bei ihrer Ausbreitung über das römische Reich mit der Aufnahme gewisser Bestandteile der in diesem herrschenden Kultur auch die entsprechenden Ausdrücke dafür entlehnt haben. Die großen Adelsherrn am Ende des zweiten Jahrtausends v. Chr., die uns durch die Funde in den Totenstädten von Mykenä und Tiryns so anschaulich vor Augen gestellt worden sind, waren vielleicht schon Hellenen und sicher Achäer; allein sie hatten viel «Ägäisches» beibehalten, und erst nach ihnen kam die Zwischenzeit der Barbarei und Verwirrung, aus der dann das Wunder der griechischen Geistesblüte entsprang.

Da die ägäischen Sprachen unbekannt sind, so kann man das Maß der vom Griechischen bei ihnen gemachten Anleihen nicht feststellen; jedenfalls muß man vorsichtig sein, das, was möglicherweise ägäisch ist, zu Indogermanischem zu stempeln.

Beispielsweise muß der Name des Ölbaumes ἐλαίϝᾱ, der ins Lateinische in der Form *ǒlịvą̆* übergegangen ist, und

der dazugehörige des Olivenöles, ἔλαιϜον, gleichfalls vom Lateinischen entlehnt in der Form *ǫlęųm*, von einem ägäischen Worte herkommen, eine Annahme, zu der jedenfalls die Tatsache gut stimmt, daß man auf Kreta u. a. auch Öllager gefunden hat. Der armenische Name für Öl, *ewl* (Gen. *iwłoy*), dessen alte Lautgestalt *eł* gewesen sein muß und das in den neuarmenischen Mundarten als *eγ* fortlebt, ist nicht als Entlehnung aus dem Griechischen zu fassen, sondern muß mittelbar oder unmittelbar auf dieselbe Grundsprache zurückgehen, die dem Griechischen ἐλαίϜα, ἔλαιϜον geliefert hat. Im Ägyptischen und Semitischen hatten Olive und Öl einen anderen Namen, der im östlichen Mittelmeergebiet sein Glück gemacht und sich bis zum Armenischen hin verbreitet hat.

Für «Wein» haben die an den Ufern des Mittelländischen Meeres gesprochenen indogermanischen Sprachen augenscheinlich untereinander verwandte Ausdrücke und einen Namen, der sich ganz ähnlich im Semitischen wiederfindet: arabisch heißt er *wain*[un], äthiopisch *wayn*, hebräisch mit dem herkömmlichen Übergang von *w* in *y* *yayin*, babylonisch *īnū*. Im Griechischen treffen wir (Ϝ)οἶνος für 'Wein' und (Ϝ)οἴνη für 'Weinstock', wofür die gewöhnliche, in ihrem Ursprung völlig dunkle Bezeichnung ἄμπελος 'Rebe' ist. Das lateinische *vīnum* ist sächlich, was allein schon genügt, um den Gedanken an eine Entlehnung aus dem Griechischen abzuweisen; im übrigen verbietet das *i* des umbrischen *vinu*, *uinu* als Grundform ein **ųoįnom* anzusetzen, das lat. zu **ųeįnom*, *vīnom* geworden wäre. Im Osten bietet das Armenische *gini* 'Wein', das auf **ųoįnįo* beruhen kann und augenscheinlich nicht aus dem Griechischen stammt. Das georgische γ*vino* zeigt noch den Zwischenlaut γ[ų], über den das *ų* schließlich zum armenischen *g* geworden ist. Das albanesische *vēnε* (im Toskischen *vērε* mit regelrechtem Übergang von zwischenvokalischem *n* in *r*) hat eine ähnliche Entwicklung durchgemacht. Alle Formen der übrigen indogermanischen Sprachen, *fin* im Irischen, *gwin* im Gälischen, *wein* im Gotischen (gesprochen *ųīn*), *Wein* im Deutschen, *vino* im Slavischen, sind nichts als mehr oder weniger geradlinige Entlehnungen aus dem Lateinischen. Es gibt keinen triftigen Grund für die Annahme, das semitische

Wort sei aus irgendwelchen indogermanischen Sprachen herübergenommen oder umgekehrt. Mag man selbst (z. B. mit Herm. Möller) an eine weit zurückliegende Verwandtschaft zwischen dem Semitischen und dem Indogermanischen denken, so ist die Möglichkeit doch ausgeschlossen, daß beide das Wort für «Wein» aus ihrem vorausgesetzten gemeinsamen Urbesitz bezogen hätten. Weitaus das Wahrscheinlichste ist, daß sowohl das Semitische als die indogermanischen Sprachen des Mittelmeergebietes es aus einer dritten Sprache entlehnt haben.

Bevor sie sich dieser Gegend näherten, kannten die indogermanischen Völker den Wein nicht. Ihr Gärtrank war Honigwasser, benannt mit dem Worte, das man auch zur Bezeichnung des einfachen Honigs gebrauchte, **médhu*, vgl. *mádhu* im Altindischen, *medŭ* im Slavischen, *medus* im Lettischen. Das Griechische hat es in der letzteren Bedeutung nicht erhalten, sondern durch μέλι ersetzt, das verwandt ist mit armenischem *mełr*, lateinischem *mel*, irischem *mil*, gotischem *miliþ*. Daneben hat es das alte μέθυ bewahrt, und zwar zunächst im Sinne des ahd. *metu*, nhd. *Met*, das den Honigrauschtrank bezeichnet. Anderseits aber hat es ihm eine zweite Bedeutung zugelegt, nämlich die von «Wein»; ganz genau denselben Bedeutungswandel beobachten wir im Iranischen, wo das persische *may*, das auf altpersisches **madu* zurückgeht, gerade so «Wein» heißt.

Eine Beziehung zwischen griechisch σῦκον (böot. τῦκον) 'Feige', lat. *fīcus* und armen. *thuz* ist wahrscheinlich. Da nun aber keines dieser Wörter die beiden anderen erklärt, so liegt es nahe zu fragen, ob sie nicht sämtlich unabhängig voneinander aus einer gemeinsamen fremden Wurzel stammen.

Das *e* von lat. *menta* 'Minze' ist schwerverständlich, wenn man vom gr. μίνθη ausgeht. Es ist natürlicher anzunehmen, daß es beiderseits einer dritten unbekannten Sprache zu verdanken sei. Tatsächlich findet man denselben Wechsel zwischen lat. *e* und griech. ι bei einem im wesentlichen mittelmeerischen Baum, der Zypresse, die im Griechischen seit Homer κυπάρισσος, im Lateinischen aber *cupressus* heißt und deren augenfällige und aus indogermanischem Gute nicht ableitbare Endung

bei manchen sonstigen Pflanzennamen wie νάρκισσος wiederkehrt.

Die Bezeichnung für «Rose» lautet griechisch ῥόδον, lesbisch βρόδον, das auf ursprüngliches ϝρόδον zurückgeht; es begegnet uns schon bei Homer in dem bekannten Beiwort der Morgenröte ῥοδοδάκτυλος 'rosenfingrig'. Lat. *rosa* kann davon nicht geradewegs herkommen: gr. *ῥοδεα, *ῥοζα, das man wohl zur Vermittlung herangezogen hat, ist eine rein erschlossene, eigens zu diesem Zweck der Herleitung ersonnene Bildung. Eine Entsprechung findet es allein im Iranischen, wo *gul* 'Rose' auf ein altes **wṛdi* zurückweist; das armenische *vard* 'Rose' ist irgendwie aus diesem Kreise entlehnt. Deshalb handelt es sich dabei um ein altes «ägäisches» Wort, ohne daß wir jedoch die gemeinsame Urform wiederherstellen könnten, von der das Iranische, das Griechische und das Italische ausgegangen sind. Die griechische Lautgestalt ρο- trägt ausgesprochen äolisches Gepräge an sich, unter dessen Kennzeichen eben diese Behandlung eines alten silbenbildenden *r̥* zu nennen ist. Darnach hat die Übernahme auf äolischem Boden stattgefunden, und von da aus ist das Wort zu den übrigen Hellenen weitergetragen worden.

Die Bezeichnung der Lilie durch λείριον steht der lateinischen durch *lilium* zu nahe, als daß sie davon getrennt werden könnte, aber auch zu fern, um als ihre Quelle zu gelten. Nur war diese Blume auf Kreta im «minoischen» Zeitalter bekannt, und im Koptischen findet man ein Wort ρηρι, das damit verwandt scheint, ohne daraus entlehnt zu sein.

Einen Gebrauchsgegenstand auf der Stufe höherer Lebensführung haben wir in der Badewanne. Sie tritt bei Homer als ἀσάμινθος auf mit einer Bildungssilbe -ινθ-, die durchaus «ägäische» Färbung an sich trägt.

Stellt man fest, daß Ausdrücke wie βασιλεύς 'König' und ἄναξ 'Herr' nichts an sich haben, was entweder im allgemeinen oder in den wesentlichen Bestandteilen an indogermanische Art erinnert, so wirft man damit zugleich die Frage auf, ob nicht die ägäische Welt auch die staatlichen Einrichtungen der Hellenen in beachtenswertem Maße beeinflußt hat.

Es wäre ein eitles Beginnen, wollte man sich über einen Gegenstand in Vermutungen ergehen, zu dessen Aufhellung es völlig an den nötigen tatsächlichen Anhaltspunkten fehlt. Aber nicht minder verfehlt ist der Versuch, allein mit Hilfe des Indogermanischen sämtliche Kulturausdrücke des griechischen Wortschatzes zu deuten, von dem ein nicht unerheblicher Teil unter allen Umständen «ägäisch» sein muß. Möglich, daß zukünftige Entdeckungen da feste Handhaben bringen werden, wo wir bislang nur Anlässe zur Setzung von Fragezeichen zu haben glauben. Wie die Dinge heute stehen, scheint es am geratensten, die indogermanische Herkunft eines griechischen Wortes bloß dann als verbürgt anzunehmen, wenn wir es zu tun haben mit Verben, zumal unregelmäßigen, mit Für-, Verhältnis- und Zahlwörtern, mit geläufigen Adjektiven wie βαρύς 'schwer' oder νέος 'neu' und mit Bezeichnungen, deren indogermanischer Ursprung durch unzweideutige Beziehungen gewährleistet ist, wie bei den Verwandtschaftsbezeichnungen πατήρ 'Vater' usw., bei Tiernamen wie βοῦς 'Ochs' oder ἵππος 'Pferd', bei Abstrakten wie μένος 'Mut' oder κῦρος 'Verfügungsgewalt' usf. Handelt es sich dagegen um Kulturwörter, die sich nicht auf einleuchtende Weise aus dem Indogermanischen herleiten lassen, so tun wir am klügsten, wenn wir uns nicht auf das Bestreben versteifen, sie um jeden Preis durch irgendwelche Ableitungen aus diesem zu erklären. Wir würden uns mit unseren Schlüssen nur der Gefahr aussetzen, daß zukünftige Funde gar zu häufig deren Unhaltbarkeit entlarvten.

Während das Indoiranische im wesentlichen die idg. Kulturstufe und damit auch den idg. Wortschatz beibehielt, hat das Griechische erhebliche Neuerungen eingeführt. Denn hier gab es nicht wie bei den Indoiraniern und auch den Italo-Kelten priesterliche Körperschaften, um das Ursprüngliche festzuhalten. Wo man in der Grundsprache zwei Wörter für die Benennung göttlicher Wesen besaß, das eine männlich-weiblichen Geschlechts zu ihrer Kennzeichnung als persönlicher Wesen, das andere sächlichen Geschlechts zur Vergegenwärtigung der in ihnen verkörperten Kraft, da hat sich das Griechische hie und da mit dem letzteren begnügt; so entbehrt πῦρ 'Feuer' des

religiösen Beiklanges, der dem ai. *agniḥ* und dem lat. *ignis* anhaftet. Als die Griechen in die mittelmeerische Welt eintraten, haben sie den ganzen grammatischen Bau ihrer Sprache beibehalten. Was den Wortschatz betrifft, so haben sie von den heiligen Wörtern manche fallen lassen, während sie die dem alltäglichen Gebrauch dienenden teils bewahrten, teils auch mit einer abgeänderten Bedeutung versahen wie μέθυ, das, wie wir gesehen haben, idg. «Rauschtrank» bedeutete, von ihnen dann aber auf den Wein übertragen wurde, oder endlich haben sie für neue, ihnen erst im Süden der Balkanhalbinsel oder im ägäischen Gebiet entgegentretende Dinge fremde Bezeichnungen entlehnt, wodurch der Wortschatz gegenüber dem Indogermanischen stark beeinflußt werden mußte.

In manchen Fällen junger Wortbildung ist es uns immerhin möglich, eine überzeugende Ableitung zu geben. So ist das alte Wort für «Bruder» φρᾱ́τωρ oder φρᾱ́τηρ, ai. *bhrātā*, lat. *frāter*, auf den Angehörigen einer religiösen Bruderschaft (φρᾱτρίᾱ) eingeschränkt worden und an seine Stelle ἀδελφός getreten. Dieses ist zusammengesetzt mit dem alten indogermanischen Ausdruck für «Mutterleib», den wir u. a. auch in dem Eigenamen Δελφοί wiederfinden. Wie fast immer, wenn eine Wortableitung richtig ist, so wird sie auch hier durch den Tatsachenbeweis gestützt: im griechischen Rechte ist die Ehe zwischen Bruder und Schwester von demselben Vater, aber verschiedenen Müttern gestattet; nur die Geschwister von der gleichen Mutter gelten für verwandt im vollen Sinn.

Viertes Kapitel.
Die Dialekte.

Die Formen, unter denen das Griechische auftritt, sind sehr verschieden. Seit dem Beginn der Überlieferung hat jede Gegend, jede Stadt ihre eigene Redeweise, und es ist die Ortssprache, die fast durchweg in den amtlichen Akten oder privaten Urkunden geschrieben erscheint. Jede Schriftgattung hat ihre besondere Sprachform, und fast jeder Schriftsteller handhabt sie in eigentümlicher Weise. Wenigstens in der alten Zeit, dem sechsten und fünften Jahrhundert v. Chr., gibt es fast ebensoviele Arten Griechisch, als es Texte gibt. Diese Fülle gliedert sich in eine kleine Zahl von Familien, die man Dialekte nennt.

Diese sind im Griechischen nur unvollkommen bekannt. Wenn es wirklich wahr ist, daß in alten Tagen jede Gegend und Stadt in öffentlichen und persönlichen Urkunden ihre eigene Mundart verwendete, so muß man zugeben, daß wir für die Frühzeit sehr wenig Inschriften von örtlichem Gepräge haben. Mit dem Ausgang des vierten Jahrhunderts aber, wo wir mehr Texte besitzen, erstreckt sich der Einfluß der jonisch-attischen Gemeinsprache (κοινή) über ganz Griechenland; die aus diesem und noch mehr die aus dem dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr. stammenden Urkunden lassen durchweg erkennen, daß ihre Urheber diese kannten, und man hat nicht ganz selten den Eindruck, daß man es eher mit einer mundartlich gefärbten κοινή als mit der rein erhaltenen Fortsetzung der örtlichen Dialekte zu tun habe. Selbst in dem Zeitraum des vierten und dritten Jahrhunderts v. Chr., wo die Inschriften weit weniger selten auftreten, sind sie für die einzelnen Städte doch immer noch nicht eben zahlreich vorhanden. Der größere Teil davon ist kurz und wenig lehrreich. Meist dreht es sich um eintönige Formeln, in denen die Eigennamen eine hervorragende Rolle spielen. Alles in allem machen sich dieselben Unzuträglichkeiten wie bei jeder inschriftlichen Bezeugung fühlbar: man erhält dadurch nur bruchstückhaften Tatsachenstoff, der überdies auf wenige Gebiete beschränkt ist. Oft sieht man sich auch auf vereinzelte

Belege angewiesen. Zur Not bekommt man dadurch den Schattenriß einiger bemerkenswerten Eigentümlichkeiten der Mundarten in die Hand, aber man kann nicht behaupten, daß man dadurch diese selbst kennen lerne. Abgesehen von den Koine-Inschriften sind die einzigen, die eine wenngleich nicht vollkommene, so doch wirklich einigermaßen genügende Vorstellung von der Sprache zu vermitteln geeignet sind, die von Athen; das Attische aber ist hinwiederum der einzige Ortsdialekt, der durch ein reichhaltiges und vielseitig verzweigtes Schrifttum bekannt ist.

Außer in Attika, auf der Insel Lesbos und vielleicht in Syrakus hat sich dieses im allgemeinen wirklicher Ortsmundarten nicht bedient. Wir kommen später auf die Schriftsprachen zurück; ihr Tatsachenbestand ist getrübt und gibt nur ein entstelltes Bild der wirklichen Verhältnisse; außer in Athen und Lesbos fällt keine Schriftsprache genau mit dem durch die Inschriften gelieferten Typ zusammen. Immerhin stimmen ihre Zeugnisse in weitem Umfang mit denen der Inschriften überein und ermöglichen es uns, wenn auch nicht scharf abgegrenzte eigentliche Ortsmundarten, so doch eine Art von Typen gewisser Bezirkssprachen zu unterscheiden. Jedenfalls haben die Schrifttexte das Verdienst, einen Schatz abwechslungsvoller Wendungen und zahlreicher Wörter zu bieten. Eine einzige Seite aus einem zusammenhängenden Schriftstellertext lehrt uns oft mehr über die Sprache als eine ganze Sammlung von Inschriften.

Von diesen darf man genauere Aufschlüsse über Fragen der Aussprache und der grammatischen Formen für jede Stadt erwarten. Dagegen können allein die Schriftsprachen einen Begriff von der Art und Weise geben, wie man sich dieser Ausdrucksmittel stilistisch bediente, und sie allein setzen uns instand, die Quellen des Wortschatzes richtig einzuschätzen, sei es durch die Zahl von Worten, die sie in sich schließen, sei es durch die Feinheit und Mannigfaltigkeit des Gebrauches, den sie davon machen. Im übrigen haben sich die Griechen der klassischen Zeit nicht wie die Inder auf eine einzige, in starre Regeln eingeschnürte und dem belebenden Hauche der Umgangsrede entrückte Gelehrtensprache festgelegt; viel-

mehr haben ihre Schriftsprachen das ganze Altertum hindurch die Fühlung mit dem Alltag aufrecht erhalten. Zwar stehen sie in diesem Punkt nicht alle auf derselben Stufe, aber darin stimmen sie überein, daß sie sämtlich mehr oder minder dem Einfluß der Sprechsprache unterstehen und deren örtliche Verschiedenheiten wie zeitliche Abänderungen widerspiegeln.

Zu den durch die Inschriften gebotenen Zeugnissen über die Ortsmundarten liefern die Texte manche Ergänzungen: die Parodien des Aristophanes enthalten brauchbare Winke über die Aussprache und Grammatik besonders des Böotischen und Lakonischen, und die Äußerungen, die Xenophon oder Plutarch Spartanern in den Mund legen, vermitteln uns eine hübsche Zahl schätzbarer Einzelheiten, besonders für den Wortschatz.

Endlich haben wir, wenngleich nur in Bruchstücken, Verzeichnisse, welche die alten Philologen über die Ortsmundarten angelegt haben. In der Zeit, in der diese noch in lebendigem Gebrauch waren, also im dritten oder zweiten Jahrhundert v. Chr., haben die Grammatiker mehr oder weniger vollständige Wörterbücher gewisser Dialekte angefertigt. Zum Teil sind sie in Glossensammlungen übergegangen, und ziemlich bedeutende Überreste haben sich insbesondere in dem großen Verzeichnis des Hesychios erhalten, so daß es den Herausgebern von Dialektinschriften geradezu die Dienste eines Wörterbuchs leistet. Unter anderem finden wir darin lakonische Glossen, die als solche teilweise ausdrücklich bezeichnet, teilweise aber auch an hervorstechenden Eigentümlichkeiten zu erkennen sind. Beispielsweise liest man dort βίωρ· ἴσως, σχεδὸν Λάκωνες. Hier stehen drei dialektische Merkmale beieinander: das anlautende Digamma von ϝισϝως, bezeichnet durch β, der Übergang des zwischenvokalischen σ in (später geschwundenes) ῾, die Verwandlung des Schluß-ς in ρ. Nimmt man ebendaselbst hinzu κασαιρῆον· κάθελε, Λάκωνες, das augenscheinlich soviel ist wie καθαιρῆσον, und erinnert sich, daß auch sonst ϑ (= *þ*?) in lakonischen Glossen durch σ vertreten ist, so braucht man kein weitläufiges Beweisverfahren mehr anzuwenden, um zu versichern, daß βέσορ· ἔθος bei demselben ein lakonisches Wort darstellt; denn ἔθος 'Sitte' lautete im Urgriechischen ϝέθος (**u̯ĕt῾ŏs*)

und hatte vorn ein Digamma. Die Inschriftenfunde haben diesen alten Zeugnissen einen erhöhten Wert verliehen, indem sie unanfechtbare Bestätigungen erschlossener Ansätze brachten.

Fast alle diese Zeugnisse sind später als das sechste vorchristliche Jahrhundert. Aber wir vermögen uns auch für dieses von den Sondersprachen fast aller Städte ein wenn auch bescheidenes Bild zu machen. Für keinen anderen Zweig des Indogermanischen besitzen wir etwas Ähnliches. Das Griechische ist neben dem Indoiranischen die in der altertümlichsten Form bezeugte Sprache unseres Stammes, und überdies die, welche weitaus die größte Mannigfaltigkeit von Anbeginn der Überlieferung an aufweist.

Soviel man aus den uns vorliegenden Anhaltspunkten schließen kann, waren die griechischen Mundarten des fünften vorchristlichen Jahrhunderts erheblich voneinander verschieden. Die Schreibung, die überall fast dieselbe ist, verdeckt die Abweichungen in den Einzelheiten der Aussprache stark und läßt nur die gröbsten Unterschiede durchschimmern. Das schon recht ausgedehnte Schrifttum strebte dahin, in Redewendungen und Wortschatz möglichst auszugleichen. Trotzdem aber zeigen die in den Ortsmundarten abgefaßten Inschriften, zumal die alten, große Abweichungen untereinander; Griechen aus verschiedenen Städten und mit verschiedenen Dialekten wird es doch recht schwer gefallen sein, wo nicht sich obenhin zu verständigen, so doch sich genau zu verstehen. Anderseits waren die Abweichungen nicht so stark, daß die Hellenen jemals die Empfindung verloren hätten, im Grunde doch eine und dieselbe Sprache zu sprechen; unter diesem Gesichtspunkt betrachtet ist das griechische Einheitsgefühl niemals abgerissen.

Was die uns übrigbleibende Aufgabe betrifft, die Mundarten anzuordnen, so läßt sie eine restlos genaue Lösung nicht zu. Denn ihre Verteilung ist das Ergebnis geschichtlicher Sondererlebnisse und vermittelt uns die Art und Weise, in der sich die Bevölkerungen in verschiedenen Augenblicken ihrer Vergangenheit geschoben und aufeinander eingewirkt haben. Wenn diese Verschiebungen und gegenseitigen Einwirkungen einfach wären, so könnten wir uns vielleicht durch die Prüfung der geschichtlichen Einzeltatsachen eine annähernd zuverlässige Rechenschaft darüber geben. Aber diese Einfachheit ist selten, und die sprachlichen Anhaltspunkte, über die wir zu verfügen haben, reichen gerade zu, um uns ahnen zu lassen, daß die Verteilung der griechischen Mundarten auf sehr verwickelten Vorgängen beruht. Infolgedessen darf man sich nicht der Einbildung hingeben, daß eine geordnete Aufzählung der Übereinstimmungen und Abweichungen, welche die griechischen Mundarten darbieten, uns auch schon die genügende Handhabe liefere, um daraus die Geschichte der griechischen Stämme zu erschließen. Nun ist aber diese wegen des Mangels fast aller Zeugnisse so gut wie unbekannt. Geschichte beginnt auf sprachlichem Gebiete so gut wie auf staatlichem mit schriftlichen Aufzeichnungen: ohne diese gibt es weder die eine noch die andere. Die Geschichtsschreiber möchten gerne die Sprachforscher bitten, ihnen einen Zipfel der Vorgeschichte der Hellenen zu lüften, und die Sprachforscher hinwiederum brauchten genaue geschichtliche Anhaltspunkte, um die verworrenen Angaben der Mundartenkunde zu sichten. Die Tatsachen, womit die Sprachforscher arbeiten können, um die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Mundarten, insoweit diese geschichtlichen Stoff übermitteln, richtig anzuordnen, sind folgende.

Von Anfang an hat das Griechische nie eine vollkommene Einheit dargestellt. Die 1. Person der Mehrzahl konnte in dem einen Gebiet auf -μες, in dem anderen auf -μεν auslauten; der Infinitiv des Präsens endigte in einem Teil der Dialekte auf -ναι, in einem anderen auf -μεναι oder -μεν usw. Übrigens konnten die Grenzen für diese Schwankungen des Gebrauches wieder auseinandergehen. Als man in Frankreich die Trennungslinie zwischen den nördlichen und südlichen Mundarten festlegen wollte, mußte man schließlich zu der Einsicht gelangen, daß jede Eigentümlichkeit, in welcher die beiden Gruppen auseinandergehen, ihre eigenen Grenzen hat, und ganz dasselbe Bild liefert uns etwa der Sprachatlas des Deutschen Reiches von Wenker. So hat man allen Grund anzunehmen, daß der Umfang dialektischer Verschiedenheiten im Urgriechischen durch wesentlich dieselben Erscheinungen bezeichnet wurde.

Völkerwanderungen vollziehen sich in der Regel nicht bloß in einem einzigen Schube. Vielmehr löst sich eine Gruppe nach der andern los, und so ergeben sich eine ganze Reihe von Einfällen, bis das heimgesuchte Gebiet schließlich ganz besetzt ist. Was Griechenland betrifft, so weiß man allerdings über diese aufeinanderfolgenden Einwanderungen nichts; aber man hat wenigstens einige dunkle Andeutungen über die zeitlich letzte, nämlich die dorische, die jedenfalls nach den anderen stattgefunden hat. Die Horden der Eindringlinge gehören nicht immer zu derselben Gruppe des Ursprungsvolkes. So wenig wir auch über die griechische Besiedelungsgeschichte unterrichtet sind, so steht doch soviel fest, daß die Teilnehmer an ein und demselben Wanderzug oft verschiedenen Städten zugehörten. Demnach haben zwischen den Menschen, welche die Einwanderergruppen bildeten, Dialektmischungen stattgefunden, oder sie konnten wenigstens stattfinden. Eine der Mundarten hat dabei naturgemäß die Oberhand gewonnen, wie sich aus der Beobachtung ergibt, daß jede griechische Pflanzstadt einem bestimmten Dialekt zugehört; aber wir vermögen nicht zu sagen, ob und inwieweit sich nebenher noch andere Mischungsbestandteile gehalten haben mögen. Auf dem bei der Wanderung eingeschlagenen Wege oder an dem Punkte, wo sie sich endgültig niedergelassen haben, sind diese Wandergruppen auf nichthellenische Bevölkerungsschichten gestoßen. Die Sprachen, welche bei diesen im Schwang waren, sind wahrscheinlich nicht durchweg vollständig gleich gewesen; deshalb waren auch die dadurch ausgeübten Einflüsse nicht durchweg die gleichen.

Auch innerhalb des Hellenentums selbst haben sich die Schichten übereinander gelagert: auf eine Gruppe, die eine bestimmte Mundart sprach, folgten andere mit anderen Dialekten. So verdrängten sich in manchen Gegenden die Mundarten gegenseitig. Die Hellenen, die von einem neuen Stamme überwältigt und in dienende Stellung hinabgedrückt wurden, mußten die Sprache ihrer Herren annehmen und ihre eigene aufgeben, aber dieser Wechsel war nicht stets vollkommen. Tatsächlich glaubt man hie und da Spuren der alten Dialekte feststellen zu können: beispielsweise findet man Reste des alten Äolischen im

Jonischen von Chios, im Dorischen von Kreta aber solche, die an das Arkadisch-Kyprische erinnern.

Im Laufe ihrer Sonderentwicklung haben die verschiedenen Mundarten viele Neuerungen durchgeführt. Da der Ausgangspunkt für alle so ziemlich derselbe war, so finden sich oftmals dieselben an vielen Orten zugleich, aber sie treten je nach den Gegenden früher oder später auf. So zum Beispiel neigt das Digamma Ϝ, u̯ fast überall dazu, stumm zu werden, aber die Erscheinung ist zu sehr verschiedenen Zeitpunkten eingetreten: im Jonischen und Attischen liegt sie vor den ältesten Denkmälern; anderswo, etwa im Arkadischen, ist das anlautende Digamma gut erhalten, nicht so dagegen das zwischenvokalische; wieder anderswo, besonders in Korinth, sind alle alten Ϝ bis zum Beginn der geschichtlichen Zeit geblieben; im Lakonischen scheint das Anlauts-Ϝ niemals verloren gegangen zu sein, ja ein neuzeitlicher lakonischer Dialekt, das Tsakonische, das überhaupt insofern eine Ausnahme bildet, als es eine Anzahl von Eigentümlichkeiten der alten Landessprache gerettet hat, zeigt dieses Anlauts-Ϝ noch in dem Worte *vanne*, dem Nachkommen des alten ϝαρνίον 'Lamm'. Die Neuerungen, die zwei Mundarten gemeinsam sind, beweisen also nicht stets einen gemeinsamen Ursprung.

Nachdem sich die großen Einwandererstämme einmal in den eroberten Ländern häuslich niedergelassen haben, spalten sie sich in kleinere Gruppen, von da ab nimmt jede von diesen ihre eigene Entwicklung. Aber zwischen der vorgeschichtlichen Zeit des Urgriechischen und den geschichtlich bezeugten Formen liegt eine für mehrere Mundarten gemeinsame Entwicklungsstufe. Um hierüber zu völliger Klarheit zu gelangen, müßte man imstande sein, eine scharfe Trennung vorzunehmen zwischen den Neuerungen, die ganz naturgemäß aus allgemeinen Neigungen der Sprache entsprungen sind und deshalb für eine gemeinsame Zwischenstufe nichts beweisen, und solchen von ausgesprochenem Sondergepräge, die, weil zufällig und nicht vorherzusehen, die Annahme einer mehr oder minder langen Zeit sprachlicher Gemeinschaft begründen.

Die einzelnen, die zwei verschiedene Mundarten derselben Sprache reden, verstehen sich bei Entlehnungen

aus einem von dem ihrigen abweichenden Dialekt ganz gut darauf, gewisse Umformungen eintreten zu lassen, die notwendig sind, um die entlehnten Worte wenigstens bis zu einem gewissen Grade anzupassen. Beispielsweise wußte ein Jonier, daß man, um ein dorisches Wort jonisch zu färben, in manchen Fällen ᾱ durch η (ẹ̄²) ersetzen mußte. Ebenso wußte ein Athener, daß man ein jonisches Wort dadurch aufs Attische abtönte, daß man an die Stelle von σσ ein ττ brachte u. ä. m. Immerhin sind diese Umformungen oft unvollkommen, und die Tatsache, daß die griechischen Mundarten in großer Anzahl gegenseitige Anleihen gemacht haben, verrät sich einigemal durch Unstimmigkeiten in den Lautentsprechungen. So weist in dem εἰρᾱνᾱ (ʾẹ̄rā́nā) gewisser örtlicher Dialekte nichts darauf hin, daß es entlehnt sei, aber εἰρηνᾱ (ʾẹ̄rẹ̄²nā) in Delphi, εἰρήνη (ʾẹ̄rẹ̄́²nẹ̄²) in Athen, εἰρηνᾱ (ʾẹ̄rẹ̄²nā) oder ἱρηνᾱ (ʾīrẹ̄²nā) auf Kreta mit ihrem η (ẹ̄²) oder ἱρᾶνᾱ im Arkadischen, Böotischen, Lakonischen mit ihrem ῑ erwecken den Verdacht, daß das Wort unter allen Umständen aus dem Jonischen stammen müsse. Hier ist es die Form, die auf die Entlehnung hinweist; in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle dagegen ist die Anpassung an die Lautgestalt des entlehnenden Dialekts vollkommen, und die Form enthüllt uns nichts. Rein grundsätzlich kann man daher niemals von vornherein sagen, wieviel eine griechische Mundart einer jeder von den anderen verdankt, wieviel vor allem alle Mundarten der ersten großen Bildungssprache, der jonischen, schulden.

Die Übereinstimmungen, die wir zwischen verschiedenen Dialekten finden, lassen an sich mehrere Erklärungen zu: sie können 1. auf eine gemeinsame Muttersprache zurückgehen, wobei außer dem Indogermanischen vor allem das Urgriechische oder eine andere nach diesem aufgetretene Sprachgemeinschaft in Betracht kommt; 2. herstammen aus den Rückständen einer früher in dem Lande herrschend gewesenen Sprache; 3. hereingekommen sein aus einer ausländischen Sprache. Anderseits jedoch mag gelegentlich auch selbständige und unabhängig nebeneinander herlaufende Entwicklung an verschiedenen Orten zu demselben Ergebnis führen. Es wäre nichts als eine Selbsttäuschung, wollte man hoffen, ohne geschichtlich beglaubigte Zeugnisse so verwickelte Tatsachengeflechte in ihre Bestandteile auseinanderlegen zu können. Trotzdem ist man zu einer bestimmten Anzahl leidlich genauer Erkenntnisse über diesen Punkt gelangt und vermag sich ein gewisses Bild von der Verteilung der griechischen Dialekte zu machen, m. a. W., einen Überblick darüber zu gewinnen, wieviel große Eroberergruppen es waren, wie sie aufeinanderfolgten, wie sie Griechenland und einen Teil der Ufer des Mittelmeeres einnahmen. Denn die Geschichte der griechischen Dialekte schreiben heißt ebensoviel als die Geschichte der griechischen Siedelungstätigkeit schreiben.

Liegt nun aber auch die griechische Einwanderung größtenteils vor allen geschichtlichen Zeugnissen, die uns ausdrücklich über die Vorgänge unterrichten könnten, so erreicht das griechische Siedlungswesen seinen Abschluß doch erst in geschichtlicher Zeit, und man kann auf den ersteren Abschnitt vom letzteren aus einen gewissen Rückschluß wagen. Die ersten griechischen Eroberer waren ja von demselben Schlage wie die kühnen Gründer von Selīnūs, die von sich und ihren Göttern rühmen: δια τος θεος τοσδε νικοντι τοι Σελινοντιοι · δια τον Δια νικομες και δια τον Φοβον και δια Ηερακλεα καὶ δι᾽ Απολλονα και δια Ποτειδανα. Wegen allzuweit vorgeschobener Lage hat sich der Posten in Selīnūs nicht halten können; aber die Trümmer seiner Tempel legen in ihrer herben und etwas rohen Schönheit Zeugnis ab von dem festen Willen der Selbsterhaltung, der seine Bürger beseelte, und geben Kunde von ihrem Glauben an die unbesiegliche Kraft ihres Volkes. Krieger und Dichter in einer Person, hat der Bastard von Paros, Archilochos, gesungen:

ἐν δορὶ μέν μοι μᾶζα μεμαγμένη, ἐν δορὶ δ᾽ οἶνος
Ἰσμαρικός · πίνω δ᾽ ἐν δορὶ κεκλιμένος.

Die griechische Dialektgeschichte spiegelt die Eroberungsgeschichte eines kühnen Kriegerstammes wider, der seine Landerwerbungen den Waffen verdankte und der, stolz auf sich selbst und seine Stärke, sich überall Knechte und Sklaven unterworfen hat, deren Sprachen verschwunden sind, ohne allzu bemerkbare Spuren zu hinterlassen.

Leicht kann man vier große Mundartengruppen unterscheiden, die uns ebensoviele Erobererschübe vergegen-

wärtigen: das Jonisch-Attische; das Arkadisch-Kyprische; das Äolische; die westliche Gruppe.

I. Das Jonisch-Attische.

Das Jonisch-Attische ist die einzige Gruppe, von der wir eine ausgedehnte Kenntnis besitzen, und zwar zugleich durch verschiedenartige schriftstellerische Denkmäler und durch zahlreiche, über eine ganze Reihe von Jahrhunderten hin sich erstreckende Inschriften. Anderseits ist es aber auch die Gruppe, bei der man am wenigsten von Ortsmundarten weiß, weil seit alter Zeit sowohl im amtlichen Gebrauch als im Schrifttum ausschließlich Gemeinsprachen zugelassen waren; dadurch sanken die örtlichen Dialekte, soweit sie vorhanden waren, zu bloßen Bauernmundarten herab und wurden nicht mehr geschrieben.

In Athen hatte die früh erfolgte «Zusammensiedelung» (συνοικισμός), der die Entstehung der Stadt zu verdanken war, eine völlige Vereinheitlichung der Sprache zur Folge, und wir haben nicht die leiseste geschriebene Spur eines sprachlichen Unterschiedes zwischen den verschiedenen Örtlichkeiten Attikas. Das heißt nicht, daß es keine solchen gegeben habe, aber wenn sie vorhanden waren, sind sie niemals durch die Schrift bezeichnet worden. Alles verläuft so, als ob in Attika nur eine einzige Art sich auszudrücken dagewesen wäre. Da es ferner keine attischen Siedelungen aus alter Zeit gibt, so trifft man im sechsten Jahrhundert v. Chr. das Attische nirgends außerhalb der kleinen Halbinsel, auf der man sich der so lückenlos vereinheitlichten Sprache bediente.

Gerade entgegengesetzt steht es mit den jonischen Dialekten: sie begegnen sich an weit entfernten Punkten. Dagegen kennen wir nirgends auf dem Boden des festländischen Griechenlandes eine jonisch redende Stadt, und wir haben nur ganz verschwommene Vorstellungen von den Landschaften, von denen die Siedler ausgehen konnten, die das Jonische nach Kleinasien verpflanzt haben. In geschichtlicher Zeit findet man es auf Euböa, der Mehrzahl der Kykladen (nur die südlichen Melos, Thera, Kos, Knidos, Rhodos ausgenommen), auf der ganzen Südküste des Griechenland zugekehrten Kleinasiens von Halikarnaß bis Smyrna und Phokaia, in den Pflanzstädten von

Chalkis und Eretria, sowie in den von Kleinasien ausgehenden Siedelungen; ferner auf der Chalkidike und an den Gestaden des Hellespontos; sodann auf Sizilien, in Italien (sicher in Kyme-Cumae) und bis hinein nach Gallien in Massilia (Marseille) und Agathe (Agde). Allerdings herrscht auf diesem Gebiete das Jonische zum Teil erst infolge recht später Ausbreitung. Der Norden des jonischen Gebietes ist vom Äolischen erobert; Herodot I, 150 erzählt, wie sich die Griechen von Kolophon Smyrnas bemächtigten, das schon bis dahin eine äolische Stadt war. Auch zeigen unverkennbare äolische Eigenheiten auf Chios, wie das auf einer Inschrift um 600 v. Chr. stehende Bindewort αἰ oder der Konjunktiv πρήξωισιν 'sie vollbringen', mit genügender Deutlichkeit, daß die Jonisierung von Chios zu Beginn der geschichtlichen Zeit noch nicht vollendet war: das Äolische schimmert auf den Steinen noch durch und hat sich in der Umgangssprache jedenfalls noch erheblich länger gehalten. Man hat selbst die Frage aufgeworfen, ob nicht vielleicht Formen wie κότερος *uter* anstatt πότερος in einem Teile der Urkunden im asiatischen Jonisch ein Überrest aus dem Äolischen seien. Die geistige Überlegenheit der Jonier hat es ihnen ermöglicht, ihre Sprache Halikarnaß aufzuzwingen, das ehedem dorisch redete und doch die Heimatstadt des Klassikers der jonischen Prosa, Herodots, wurde.

Das Jonische wurde in seinem gewaltigen Geltungsbereich nicht überall in ganz derselben Weise gesprochen. Die euböischen Städte Chalkis und Eretria, die im griechischen Altertum und auch noch im siebenten vorchristlichen Jahrhundert eine hervorragende Stellung einnahmen, haben eigene Dialekte gehabt, wofür die Inschriften noch den genügenden Beweis liefern. Die auffallendste der euböischen Besonderheiten, der Übergang von σ in ρ zwischen Vokalen in Eretria, so in παιριν = παισίν '(den) Knaben', hat schon die Aufmerksamkeit der Alten auf sich gelenkt. Nun ist aber bekanntlich zwischen Wort- und Satzmitte kein grundsätzlicher Unterschied, und so konnte auch ein am Ende eines Wortes vor vokalisch anlautendem nächstem Wort stehendes σ in ein solches ρ übergehen. Demgemäß treffen wir einmal auf einer Inschrift von Eretria οπωρ αν = ὅπως ἄν 'wie immer',

und es war ja eine Tatsache dieser Art, die Platon Kratyl. 434 C zu der Angabe veranlaßt hat, die Griechen von Eretria sagten für σκληρότης 'Härte' σκληροτήρ (so im Bodleianus; unbetont im Venetus; in anderen Handschriften σκληρότηρ geschrieben); wenn uns hierfür die Inschriften keinen vollwichtigen Beleg liefern, so kommt dies daher, daß die Auslautsbezeichnung nicht immer genau gehandhabt wurde. Außerdem kann noch angeführt werden, daß die alten Inschriften der Städte von Euböa und ihrer Tochtergründungen das Anlauts-῾ angeben, während das kleinasiatische Jonisch es frühe verloren und H für einen hier aus ᾱ neu entwickelten Vokal mit dem Wert eines überoffenen $\bar{\text{ę}}^2$ ($\bar{\bar{a}}$) verwandt hatte. Jedoch beschränken sich alle diese Abweichungen auf recht nebensächliche Kleinigkeiten; im großen ganzen bieten die jonischen Dialekte den Anblick einer außergewöhnlichen Einheitlichkeit.

Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß die Jonier frühe zu einer höheren Gesittungsform gelangt sind. Sie waren Schiffer und Kaufleute, die bald auch Neuländer in der Ferne besiedelten. So lernten sie lange vor den übrigen Griechen die Vorzüge einer Einheitssprache kennen und schätzen und verstanden, diese festzuhalten, wenngleich nicht in den niederen Bevölkerungsschichten, so doch wenigstens in den herrschenden Klassen. Soweit etwa Abweichungen vorhanden waren, hat die Schrift darnach gestrebt, diese zu verdecken. Bei seiner Ausführung über die jonischen Zwölfstädte Kleinasiens stellt Herodot I, 142 fest, daß sie vier sprachlich unterschiedene Gruppen bilden: γλῶσσαν δὲ οὐ τὴν αὐτὴν οὗτοι νενομίκασι, ἀλλὰ τρόπους τέσσερας παραγωγέων. Μίλητος μὲν αὐτέων πρώτη κεῖται πόλις πρὸς μεσαμβρίην, μετὰ δὲ Μυοῦς τε καὶ Πριήνη· αὗται μὲν ἐν τῇ Καρίῃ κατοίκηνται κατὰ ταὐτὰ διαλεγόμεναι σφίσι, αἵδε δὲ ἐν τῇ Λυδίῃ· Ἔφεσος, Κολοφών, Λέβεδος, Τέως, Κλαζομεναί, Φώκαια, αὗται δὲ αἱ πόλιες τῇσι πρότερον λεχθείσῃσι ὁμολογέουσι κατὰ γλῶσσαν οὐδέν. σφισι δὲ ὁμοφωνέουσι, ἔτι δὲ τρεῖς ὑπόλοιποι Ἰάδες πόλιες, τῶν αἱ δύο μὲν νήσους οἰκέαται, Σάμον τε καὶ Χίον, ἡ δὲ μία ἐν τῇ ἠπείρῳ ἵδρυται, Ἐρυθραί. Χῖοι μέν νυν καὶ Ἐρυθραῖοι κατὰ τωὐτὸ διαλέγονται, Σάμιοι δὲ ἐπ' ἑωυτῶν μοῦνοι, οὗτοι χαρακτῆρες γλώσσης τέσσερες γίνονται. Τούτων δὴ ὦν τῶν Ἰώνων.....

Das Zeugnis ist beweisend. Wenn man nun aber die Inschriften prüft, die man von diesen zwölf Städten hat, so ist es so gut wie unmöglich, zwischen ihnen irgendeinen nennenswerten Unterschied zu entdecken. Das soll nicht heißen, daß man Herodots Angabe verwerfen müsse. Denn diese bezieht sich augenscheinlich auf die gesprochene Rede der verschiedenen Städte, während die Inschriften in der allen kleinasiatischen Joniern zugehörenden geschriebenen Gemeinsprache abgefaßt sind. Selbst diese aber stimmt nicht ganz genau mit der Buchsprache überein: während die Schriftsteller und besonders Herodot beim fragenden und unbestimmten Fürwort die ausschließlich jonischen Formen mit *k* verwenden, wie κόσος *quantus*, κῶς *quōmodō* usw., bieten die Inschriften nie eine andere als die in allen Dialekten übliche mit π wie πόσος, πῶς usw. Unser Ergebnis ist demnach das, daß die Jonier zwei verschiedene Mundarten hatten, daß sie aber auch zuerst von allen Griechen ein reges Geschäftsleben und eine höhere Gesittung entwickelten und deshalb vor allen anderen den Wert einer Gemeinsprache empfanden, und daß, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, die Gemeinsprache anfangs die Aufzeichnung und dann das Dasein der Ortsdialekte verhindert hat. An dem aus dem Volke hervorgegangenen und von ihm stark beeinflußten Dichter Hipponax mit seinen vielen anderwärts seltenen oder gar nicht vorkommenden Wörtern kann man noch sehen, daß sich die Schriftsprache von der gesprochenen abhob.

Manche Tatsachen machen die Annahme zur Gewißheit, daß das Jonische und das Attische eine Zeitlang eine Einheit gebildet haben und daß beide zwei Ausprägungen einer und derselben geraume Zeit auf das Urgriechische folgenden Sprachstufe sind.

Das auf sie beschränkte Hauptmerkmal beider ist die Verwandlung von ᾱ in η ($\bar{\bar{a}}$, d. h. stark offenes $\bar{\text{ę}}^2$), das späterhin mit dem urgriechischen η ($\bar{\text{ę}}$, d. h. doch wohl sicher schwächer offenem $\bar{\text{ę}}^1$) zusammengeronnen ist und sich über $\bar{\text{ẹ}}$ schließlich zu *i* weitergebildet hat. Der erste Beginn des Übergangs von *ā* zu $\bar{\bar{a}}$ mag noch in die jonisch-attische Gemeinschaft hineinfallen, während der Zusammenfall mit dem ursprünglichen $\bar{\text{ę}}^1$ teilweise erst der geschicht-

lichen Zeit angehört und in den verschiedenen jonischen und attischen Mundarten unabhängig voneinander erfolgt ist. Im sechsten Jahrhundert v. Chr. ist er auf den Kykladen noch nicht durchgedrungen. So haben wir im Urgriechischen anzusetzen μάτηρ, das dem lat. *māter*, altir. *māthir*, armen. *mayr* entspricht, ein indogermanisches **mā-tē(r)* fortsetzt und in dieser Form im Äolischen, Arkadisch-Kyprischen und Westgriechischen erhalten ist: auf den Kykladen Naxos, Keos, Amorgos treffen wir Schreibungen wie MHTEP, wobei das ursprüngliche ᾱ durch H (hier = ẹ̄^{2}, ǟ) vertreten ist und E sowohl kurzes ε als langes ε̄ (letzteres = ẹ̄^{1}) bezeichnet. In derselben Zeit läßt die Schrift auf Euböa und in Kleinasien beide ē zusammenfallen; in Chalkis, wo das H dazu diente, den Hauchlaut *h* (bzw. den harten Vokaleinsatz ʿ) zu bezeichnen, hat man das alte wie das neue ē mit E wiedergegeben und METEP geschrieben (Lautwert wohl *mẹ̄′^{1}tẹ̄′^{1}r*). Umgekehrt hat man in den jonischen Dialekten Kleinasiens, wo ʿ durch Schwund des harten Vokaleinsatzes (ψῑλωσις) verstummt war, hier wie dort H verwandt und MHTHP geschrieben (mit Lautwert *mẹ̄′^{2}tẹ̄^{1}r*, oder gleichfalls bereits *mẹ̄́^{1}tẹ̄^{1}r*?), wobei bemerkt sei, daß der Gebrauch von H für ẹ̄ eine Eigentümlichkeit des jonischen Alphabetes ist. das seit dem vierten Jahrhundert v. Chr. so ziemlich ganz Griechenland eroberte. Zeigen die auf den Kykladen beobachteten Tatsachen, daß der Übergang von ǟ, ẹ̄^{2} zu ẹ̄^{1} in den verschiedenen jonischen Städten das Ergebnis erst nach der Trennung eingetretener parallel laufender Entwicklungen ist, so muß der von ā zu ǟ, ẹ̄^{2} erheblich früher fallen. Das folgt auch daraus, daß die Fremdnamen, die ein ᾱ enthielten, den Wandel mit durchgemacht haben: die Meder, die im Iranischen als *Māda* auftreten, erscheinen auf Kypros als Μαδοι (mit ᾱ), im Jonischen als Μῆδοι; der augenscheinlich vorhellenische Name von Milet hatte gleichfalls ein ᾱ: die anderen Griechen sagen Μῑλᾶτος an Stelle des jonischen Μῑλητος; ferner erfahren wir aus Herodot III, 112, daß die Araber das Wort für «Baumharz, Gummi», das er in seiner Schreibart als λήδανον anführt, λᾱ́δανον (*lādan*) nannten. Wenn wir daneben Δᾱρεῖος, lat. *Dārēus* aus altpers. *Dārayava(h)uš* antreffen, so beruht dies auf der bekannten Erscheinung des sogenannten ᾱ

purum, wobei nach ε, ι, ρ ein jonisch-attisches η als ᾱ auftritt und zwar wahrscheinlich infolge einer Rückverwandlung.

Der Übergang von ā zu ǟ in Fremdwörtern ist um so bemerkenswerter, als sich die Jonier späterhin von neuem ᾱ geschaffen haben durch Vokalzusammenziehung wie in ἡμᾶς *nēs* oder durch «Ersatzdehnung» wie in πᾶσᾱς 'cūnctās' aus *παντιανς. Als sie die Meder oder die Stadt Milet kennen lernten, waren diese ᾱ noch nicht vorhanden, woraus zu schließen ist, daß gewisse Lauterscheinungen, die dem ganzen Jonischen gemeinsam angehören und sich im Attischen wiederfinden, nach dem Zeitpunkt eingetreten sind, in dem sich die beiden getrennt haben. Daraus, daß ein und dieselbe Besonderheit in zwei verwandten Dialekten auftritt, folgt niemals, daß sie bis in eine Zeit zurückreicht, in der sie noch vereinigt und nicht geschieden waren. Während aber gewisse ganz natürliche Entwicklungen wie die Vereinigung von -εας in -ᾶς und von -ανς in -ᾱς in den jonischen und attischen Mundarten auf gleiche Weise stattfinden konnten zu einer Zeit, als diese bereits völlig getrennt waren, ist eine so auffallende und überraschende Neuerung wie der Übergang von ᾱ in ǟ, die nirgends sonst in Griechenland anzutreffen ist, ein sehr starker Beweis für die Annahme, daß es eine Stufe gegeben hat, auf der die Sprachen, aus denen das Jonische auf der einen und das Attische auf der anderen Seite hervorgehen sollte, nur eine einzige Gruppe bildeten, es müßte denn sein, daß unabhängig voneinander hier wie dort ein anderweitig nicht wirksamer Einfluß einer vorgriechischen Unterschicht stattgefunden hätte.

Die attische Vermischung von ẹ̄^{2} (ǟ) mit altem ẹ̄^{1} ist dagegen sicher erst nach der Trennung vom Jonischen erfolgt. Wie wir bereits sahen, weiß man, daß der Übergang von ẹ̄^{2} (ǟ) zu η (ẹ̄^{1}) durch ein vorhergehendes ε, ι, ρ verhindert wurde: in Fällen wie καρδίᾱ 'Herz', ἡμέρᾱ 'Tag' ist wohl, wie oben bemerkt, ẹ̄^{2} (ǟ) in ā zurückverwandelt worden, und dasselbe wird auf das neben Μῆδοι (aus *Μᾱδοι) entstandene Δᾱρεῖος (= *Dārệọ̆s*) zutreffen. Hier handelt es sich also nicht um die Erhaltung eines ursprünglichen ᾱ, ebensowenig wie in ἐνδεᾶ 'bedürftig' > *ἐνδεεα, ὑγιᾶ 'gesund' > *ὑγιεα. Anhangsweise sei erwähnt, daß vorangehendes υ im klassischen Attisch keine Rückver-

wandlung von η in ᾱ herbeiführt, wie εὐφυῆ 'begabt' beweist. Darnach ist die Verschiebung von ǟ zu ā hinter ε, ι und ρ ein nach der Loslösung vom Jonischen vollzogener ausschließlich attischer Vorgang. In der Lautverbindung -ρεα führt die Zusammenziehung regelrecht zu -ρη, so im Nom. Plur. ὄρη 'Berge' oder im Akk. Sg. τριήρη 'Dreiruderer'. Die Wirkung des ρ auf ǟ ist älter als die von ε und ι oder sie hat wenigstens früher aufgehört: κόρϝᾱ 'Mädchen' ist im Attischen ebenso κόρη geworden, weil der Verlust des ϝ in der Gruppe ρϝ hier erst eingetreten ist, als die Wirkung des ρ auf das η bereits erloschen war. Der Einfluß, den das ϝ im Attischen übt, zeigt übrigens, daß sein Schwund, wenn auch noch so weit in vorgeschichtliche Zeit zurückreichend, doch im Jonischen und Attischen unabhängig voneinander eingetreten ist.

Die Schließung des ā in der Richtung auf ǟ, ę̄^{2} und dann auf ę̄^{1} (an die sich in nachklassischer Zeit die zu ẹ̄ und schließlich zu dem noch jetzt bestehenden *i* angereiht hat) ist der hervorstehendste Zug des Jonisch-Attischen, durch den es sich von sämtlichen anderen Mundarten abhebt. Da das ᾱ im Griechischen ein sehr häufiger Laut war, so kehrt dieses Kennzeichen ungemein oft wieder und hat stets dazu gedient, diese Gruppe von den übrigen zu unterscheiden. Es bedarf keiner Versicherung, daß die Neuerung hier auf seiten des Jonisch-Attischen ist und daß die Gesamtheit der anderen Dialekte in diesem Punkte den urgriechischen Zustand bewahrt hat.

Jedoch gibt es noch mehrere weitere Eigentümlichkeiten, in denen die genannten beiden Dialekte eine Sonderstellung einnehmen und auf Grund deren wir mit noch besserem Rechte als auf Grund des Überganges von ᾱ zu η eine jonisch-attische Gemeinschaft annehmen dürfen.

Die persönlichen Fürwörter mit der Bedeutung «wir», «ihr» hatten im Urgriechischen Akkusative von der Form *ἄσμε, *ὔσμε oder wohl *ἄˋμε, ὐˋμε. Sie haben sich überall in der Gestalt erhalten, die nach den jeweils geltenden Lautgesetzen zu erwarten ist: dor. ᾱ̔μέ, ῡ̔μέ; lesb. ἄμμε, ὔμμε; thess. ἄμμε; ark. ἀμε (d. h. ᾱ̓με). Zu diesen Akkusativen sind neue Nominative hinzugebildet worden: dor. ᾱ̔μές, ῡ̔μές; lesb. ἄμμες, ὔμμες; böot. ἁμές (d. h. ᾱ̔μές), οὑμές. Der unterscheidende Zug des Jonisch-Attischen besteht in der Hinzufügung der sonstigen Akkusativendung -ας an die ursprüngliche Form, wodurch *ἡμέας, *ῡ̔μέας entstanden, die dann att. (mit auffallendem ᾱ statt η) in ἡμᾶς, ῡ̔μᾶς zusammengezogen wurden. Hiernach entstanden dann wieder Nominative auf -έες, nämlich ἡμέες, ῡ̔μέες, deren Zusammenziehung ἡμεῖς, ῡ̔μεῖς (sprich *ę̄mẹ̄ß*, *ūmẹ̄ß*) ergab, während die übrigen Mundarten, ausgehend vom Akkusativ auf ε, Nominative schufen in der Art des dorischen ᾱ̔μές, ῡ̔μές und des lesbischen ἄμμες, ὔμμες. Somit haben wir hier eine dem Jonisch-Attischen gemeinsame doppelte Neuerung, die sich im ganzen übrigen Griechisch nicht wiederfindet.

In der 3. Pers. Plur. der Vergangenheitszeiten bewahrt die thematische Form vom Typus ἔλειπον bzw. ἔλιπον 'hinterließ' die alte Bildungsweise, die wenigstens in der alten Zeit durch ein einfaches Schluß-ν gekennzeichnet ist. Auch in der athematischen Abwandlung der Verben auf -μι wie φημί 'sage', τίθημι 'stelle' oder den Passivaoristen wie ἐσάπην 'faulte' war die 3. Pers. Plur. durch dasselbe -ν gekennzeichnet. Die indogermanische Endung war in beiden Fällen dieselbe, und wir haben ἔδον 'sie gaben', ἔθεν 'sie setzten', ἔλυθεν 'sie wurden gelöst' usw., oder mit Herstellung der passivischen Aoristlänge διελέγην 'sie besprachen sich' im Kretischen, ἐστεφανώθην 'sie wurden bekränzt' auf Korkyra, ἀπελύθην 'sie wurden losgelöst' in Delphi. Anderwärts hat eine Endung -αν, deren Herkunft nicht näher erörtert werden soll, die Stelle des einfachen -ν eingenommen. Daher treffen wir im Böotischen ανεθεαν 'sie stifteten', im Kyprischen κατεθιγαν 'sie legten nieder' usf. Allein das Jonische und das Attische bieten die Endung -σαν in ἔδοσαν 'sie gaben', ἔθεσαν 'sie setzten', ἐλύθησαν 'sie wurden gelöst' usw., deren Entstehung etwas so wenig Natürliches ist, daß man kaum eine recht einleuchtende Erklärungsmöglichkeit sieht. Formen wie ελαβοσαν 'sie nahmen', απηλθοσαν 'sie gingen weg', die man auf böotischen Inschriften des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts liest, oder αποδιδοιησαν 'sie mögen zurückgeben', αντιλεγοισαν 'sie mögen widersprechen' auf delphischen In-

schriften derselben Zeit beweisen einfach, daß das Böotische und das Delphische damals von Leuten geschrieben wurden, die sich der Übung der κοινή anschlossen; es sind Neuerungen desselben Schlages wie ἤλθοσαν 'sie gingen', das man in gleichzeitigen κοινή-Inschriften und -Papyri antrifft.

Das ν ἐφελκυστικόν ist fast ausschließlich dem Jonisch-Attischen eigen; sonst trifft man es fast nur auf Inschriften, die dessen Einfluß erlitten haben. Eine Ausnahme bildet nur der Dat. Plur. auf -σιν in einer der Gegenden Thessaliens, der Thessaliotis, wo eine Inschrift aus dem fünften Jahrhundert χρεμασιν 'Geldern' (anstatt der im Äolischen üblichen Endung auf -εσσι) bietet, und Heraklea, wo man die Dative εντασσιν 'seienden' = οὖσιν, ποιοντασσιν 'tuenden' nebst πρασσοντασσι 'handelnden', ὑπαρχοντασσι 'vorhandenen' liest.

Die urgriechischen Wörter zur Bezeichnung eines Handelnden lauteten auf -τηρ und -τωρ in einfachen, auf -τᾱς in zusammengesetzten Bildungen aus. Demnach haben wir dorisch ἁρμοστηρ 'Ordner', aber στρατᾱγετᾱς 'Feldherr', und es scheint, daß so ziemlich alle Dialekte diese Verteilung gewahrt haben. Nur das Jonisch-Attische hat -τᾱς unter der Form -της verallgemeinert und es auch auf die einfachen Worte übertragen: das Attische sagte ἁρμοστής. Allerdings hat das Arkadische, das, wie wir noch sehen werden, Berührungspunkte mit dem Jonisch-Attischen aufweist, schon in seinen alten Inschriften an Stelle des alten, im Lokrischen und Pamphylischen erhaltenen δικαστηρ vielmehr δικαστᾱς 'Richter', aber noch spät, nämlich gegen das dritte und zweite Jahrhundert v. Chr., findet sich dort ἐσδοτηρ 'Verdinger' neben ἁλιαστᾱς 'Geschworener'. Diese Verallgemeinerung von -τᾱς (-της) zu ungunsten von -τηρ ist ein auffallender, dem Jonisch-Attischen beinah ausschließlich eignender Zug; -τηρ, -τωρ erscheint hier bloß noch als ziemlich seltenes und auf gelehrte oder altertümliche Worte wie das attische σωτήρ 'Retter' beschränktes Überlebsel.

Es wäre leicht, noch andere Unterscheidungsmerkmale beizubringen. So lauten die Umstandswörter des Ortes auf die Frage wo? im Jonisch-Attischen auf -ου aus wie in ὅπου *ubī*, sonst dagegen durchweg auf -ει wie in ὅπει.

Überhaupt darf man wohl sagen, daß man überall da, wo es sich um Besonderheiten handelt, die nur einem Teile des griechischen Sprachgebietes zugehören, das Jonische und Attische gegenüber den anderen Mundarten zusammengehen sieht. Unter anderem haben sie die Partikel ἄν 'wohl, etwa', die sich fast allein im Arkadischen wiederfindet, während sämtliche übrigen Mundarten in demselben Sinne κεν, κε, κα o. ä. verwenden. Der Nom. Plur. des hinweisenden το-, τᾱ- hat unter dem Einfluß des Sing. die Form οἱ, αἱ, niemals aber die alte Form τοί, ταί, die in der Mehrzahl der Dialekte fortlebt. Das Jonische und Attische sind sich in Einzelheiten sehr ähnlich, und fast alle Verschiedenheiten, die man zwischen den beiden beobachten kann, fallen in die Zeit nach ihrer Trennung. Beispielsweise gehen beide in den Vokalzusammenziehungen merklich auseinander; aber es ist ja bekannt, daß diese in den griechischen Mundarten größtenteils jung sind.

Außerdem darf noch hervorgehoben werden, daß die beiden Gruppen von denselben Entwicklungsneigungen beherrscht werden. Da, wo ein langer Vokal einem anderen voranging, schlug er hier wie dort gleichermaßen den Weg zur Abkürzung ein; war dabei der zweite kurz, so wurde er gern verlängert; ᾱ(ϝ)ώς *aurōra*, im Dorischen noch durch eine Reihe von Glossen bezeugt wie ἀβώρ · ἠώς; ἀβώ · πρωί; ἀβόος · ἐξ ἕω, Ταραντίνοις, ist im Jonischen und Attischen durch ἕως vertreten. Der Gen. Plur. auf -ᾱ́ων, im Böotischen und Thessalischen, ferner bei Homer wohl bezeugt, ist im Dorischen zu -ᾶν, im Jonischen zu -έων und im Attischen mit Zusammenziehung zu -ῶν geworden. λᾱ(ϝ)ος 'Volk' wird im Jonischen und Attischen zu λεώς; dies ergibt eine Abwandlung, die trotz ihres Namens nicht auf das Attische beschränkt ist und sich ebensogut in dem jonischen Eigennamen Ἀναξίλεως wiederfindet wie in dem attischen λεώς. Man könnte sich versucht fühlen, darin eine Erscheinung zu sehen, die auf die jonisch-attische Gemeinschaft zurückgeht, wären nicht Verbindungen wie -ηο-, -ηω- in den ältesten jonischen Urkunden noch ziemlich häufig, läse man nicht in Oropos in einer ο oder ω nebeneinander führenden Inschrift ηος, und hätte man es nicht zweimal auf Naxos auf einem

hexametrischen Weihgeschenk aus dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert, die schöne Beispiele der Unterscheidung von ϵ = $\bar{ę}$ als Zeichen für das alte $\bar{e}$ und von η = $\bar{\ddot{a}}$ ($\bar{ę}^2$) als Zeichen für das alte $\bar{a}$ bietet. Die Verse lauten:

Νικανδρη μ' ανεθεκεν *h*εκηβολοι ιοχεαιρηι
Ϙορη Δεινοδικης το Να*h*σιο, ε*h*σοχος αλ(λ)ηον,
Δεινομενεος δε κασιγνετη, Φρα*h*σο δ' αλοχος [ ].

Aber eine gleichgerichtete Entwicklung in beiden Mundarten wie die von -ηω-, -ηο- beweist für eine Gemeinschaft nicht weniger als Übereinstimmungen, die sich seit der Zeit des Urjonisch-Attischen vollzogen haben.

Das Jonisch-Attische stimmt ferner überein in der Erhaltung des Schlußvokales der Präpositionen wie ανα 'hinauf', κατα 'hinab', παρα 'neben' usw., während die anderen Mundarten, sei es in bestimmten Fällen, sei es ausschließlich, Formen ohne diesen wie αν (ον) im Lesbischen und Thessalischen, υν im Arkadisch-Kyprischen), κατ, παρ usw. gebrauchen.

Endlich finden sich einige besonders in die Augen springende Neuerungen des Attischen in den nächstbenachbarten jonischen Dialekten wieder, nämlich in denen von Euböa. Die Gruppe -ρσ- ist -ρρ- geworden wie in Athen, während sich -ρσ- auf den Kykladen und in Kleinasien gehalten hat. Dem -σσ- derselben Gegenden entspricht in den Mundarten von Euböa und Attika -ττ-; so haben wir in Eretria πρήττω 'handle' wie in Athen πρᾱ́ττω gegenüber πρήσσω im asiatischen Jonisch. Dieser Zug ist in der Sprachwissenschaft wohlbekannt; er läuft darauf hinaus, daß verschiedenen Gruppen angehörige, aber sich räumlich berührende Dialekte dieselbe Lautveränderung mitmachen.

Es ist ein günstiger Zufall, daß wir eine Inschrift aus dem Beginn des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts haben, die sowohl in jonischer als in attischer Fassung vorliegt und sinnenfällig zeigt, worin die beiden seit dem Anfang der Überlieferung zusammenstimmten und worin sie voneinander abwichen. In der aus Milet stammenden Urkunde ist das ʽ bereits verstummt und H zur Wiedergabe von η verwandt, während das attische Gegenstück ϵ und η (nicht jedoch mehr «unechtes» ει, d. h. $\bar{ę}$) durch E, ο und ω (und auch noch «unechtes» ου, d. h. $\bar{u}$) durch

O wiedergibt. Wir haben jonisch: Φανοδικο εμι τορμοκρατεος το Προκοννησιο· κρητηρα δε και υποκρητηριον και ηθμον ες πρυτανηιον εδωκεν Σ[ιγεευσι]ν. Daneben steht attisch: Φανοδικο ειμι το Ηερμοκρατος το Προκοννεσιο· καγω κρατερα καπιστατον και *h*εθμον ες πρυτανειον εδοκα μνεμα Σιγεευσι.

Außer dem ᾱ von κρᾱτῆρα '(den) Mischkessel', der Zusammenziehung in Ἑρμοκράτους, dem ει von πρυτανεῖον 'Stadthaus', einer Einzelheit des Wortschatzes und der Erhaltung des ʽ, die man im Jonischen von Euböia und Italien wieder antrifft, decken sich die beiden Fassungen.

Das Jonische und Attische sind sich somit sehr ähnlich. In abgesonderter Vereinzelung auf dem Festlande zurückgeblieben, hat das Attische ein recht eigenartiges und gelegentlich altertümliches Aussehen bewahrt, aber hier wie dort erkennt man unschwer den gemeinsamen Ursprung.

II. Das Arkadisch-Kyprische.

So gut bekannt das Jonisch-Attische ist, so unbekannt mutet uns das Arkadisch-Kyprische an. Dies ist kein Zufall. Nur drei Mundarten sind es, aus denen sich die Gruppe zusammensetzt: das Arkadische, das Kyprische und das Pamphylische. Sie bilden nicht wie die jonischen Dialekte eine geschlossene Masse; sie stehen nicht in voller Entwicklung und greifen nicht auf die benachbarten Sprachgebiete über. Es sind nur Trümmer einer Gruppe, die einstmals eine große Bedeutung hatte, die das Griechische in den ganzen Südosten des Mittelmeeres, jedenfalls aber nach Kreta und Kypros getragen hat und die im Laufe der Zeiten aus den Fugen gegangen ist.

Im eigentlichen Griechenland hält sich das Arkadische nur noch in einer Art von Binnenlandswinkel, in der Mitte der Peloponnes: es ist hier die Sprache einer zahlreichen hellenischen Bevölkerung, die der dorischen Einwanderung voranging und durch die Dorier beiseite gedrängt worden ist. Dort saß sie abgesondert vom Meer, zurückgestoßen in eine Berggegend, in der jeder Handel unmöglich war. Infolgedessen sah sie sich in ihrem Lebensunterhalte auf die Viehzucht angewiesen. So ist es begreiflich, daß sie auf einer ziemlich zurückgebliebenen Gesittungsstufe

verharrte oder wieder darauf herabsank. Es gibt keine Spur eines arkadischen Schrifttums. Höchstens können wir uns eine recht unvollkommene Vorstellung von den arkadischen Mundarten an der Hand einiger Inschriften aus dem fünften, vierten und dritten Jahrhundert v. Chr. und eine sehr beschränkte Zahl von Glossen machen. Diese Inschriften bieten recht merkwürdige Formen wie die Gen. Akk. μεσουν, διδυμοιυν, κραναιυν, dergleichen kein anderer Dialekt aufweist. In alter Zeit wurde eine Mundart von verwandtem Gepräge in Lakonien gesprochen, und der Name des am Kap Tainaron angebeteten Poseidon, nämlich Ποοίδᾱν, ist nicht der des dorischen Ποτιδᾱ́ν, sondern der des arkadischen Ποσοιδᾱν, mit dem Übergange von σ in ʿ zwischen Vokalen, der das Lakonische kennzeichnet.

Am äußersten östlichen Ende der alten griechischen Welt auf der äußersten östlichen Insel, wo die Griechen in vorhellenistischer Zeit Niederlassungen gegründet hatten, nämlich auf Kypros, findet sich ein anderes Trümmerstück der arkadisch-kyprischen Gruppe, eben das Kyprische. Die Absonderung der hier wohnenden Griechen war so stark, daß sie ein dem altägäischen und «anatolischen» Typ angehöriges Silbenalphabet angenommen und bewahrt haben; es hat nichts mit dem gewöhnlichen griechischen Alphabet zu tun, das die Vokale und Konsonanten der Silbe je durch eigene Zeichen widergibt. Das auf Kypros angewandte ist der Eigenart der griechischen Sprache nur sehr unvollkommen angepaßt, weil es die stimmhaften und die behauchten stimmlosen Verschlußlaute von den unbehauchten nicht unterscheidet, so daß beispielsweise δα, ϑα und τα durch ein und dasselbe Zeichen vertreten sind. Offensichtlich ist es zunächst für eine andere Sprache bestimmt gewesen, die vorher auf Kypros gesprochen wurde und wovon wir in demselben Silbenalphabet lesbare, aber natürlich unverständliche inschriftliche Texte haben. Außerdem stand auf Kypros das Griechische neben semitischen Mundarten. Trotz des altertümlichen Aussehens ihres Alphabetes sind die kyprischen Inschriften nicht besonders alt. Die wichtigen darunter gehen nicht über das fünfte oder vierte vorchristliche Jahrhundert zurück. Infolge des Umstandes, daß die Schreibung mit der des

sonstigen Griechischen keine Gemeinsamkeit hat, entzieht sich die Bezeichnung jeglichem Einflusse andersartiger Dialekte, und nirgends treffen wir eine weniger getrübte an. Die inschriftlichen Zeugnisse werden durch eine gewisse Anzahl von Glossen ergänzt und bestätigt. Ebensowenig jedoch wie in Arkadien gibt es zu irgendwelcher Zeit eine Spur irgendwelchen höheren Schrifttums.

Die kyprischen Städte sind ihrer Mehrzahl nach Gründungen peloponnesischer Mütter, ausgehend nicht von den dorischen Bevölkerungen, die dort in geschichtlicher Zeit herrschten, sondern von Stämmen, die daselbst vor der dorischen Einwanderung saßen. Genaue Überlieferungen geben uns über die Herkunft der Hellenen von Kypros Auskunft. Die Griechen, die soweit vordrangen, daß während des ganzen klassischen Zeitraums keine hellenische Niederlassung in einer gleich östlich gelegenen Gegend gegründet worden ist, waren wahrscheinlich die, welche Homer mit dem Namen Ἀχαι(ϝ)οί bezeichnet. Wir treffen eine Ἀχαιῶν ἀκτή 'Achaierküste' auf Kypros, und ein dortiger Grieche nennt sich *zo ve se o ti mo va na ko to sa ha i vo se*, d. h. Ζωϝης ο Τιμοϝανακτος Αχαιϝος.

Tatsächlich ist der vordorische Peloponnes, der eigentliche Schauplatz der homerischen Dichtung, von den Ἀχαιϝοί bewohnt. Es besteht dort ein großes Achäerreich; vielleicht ist es das erste von Griechen errichtete, jedenfalls aber das am weitesten nach Südwesten vorgeschobene. Das Achaia am Süduter des Meerbusens von Korinth hat den Namen, nicht aber die Sprache der alten Achäer bewahrt, soweit uns wenigstens die uns zu Gebote stehenden Anhaltspunkte deren Kenntnis ermöglichen. Die einzige Mundart, die zusammen mit dem Arkadischen und Kyprischen noch die Richtung der großen achäischen Siedeltätigkeit andeutet, ist das Pamphylische. Aspendos galt für eine Tochterstadt von Argos, wobei wir es nicht mit dem dorischen Argos der Geschichte, sondern mit dem Ἄργος Ἀχαϊκόν Homers zu tun haben. Von fremden Dialekten umgeben, von allem hellenischen Einflusse abgeschnitten, haben die pamphylischen Dialekte den Weg der Sonderentwicklung eingeschlagen, und zwar in solchem Maße, daß sie auf die übrigen Hellenen den Eindruck des Barba-

rischen machten. Die wenigen Inschriften — die wesentlichste ist die von Sillyon — und die wenigen Glossen, die wir besitzen, stellen das am weitesten Abirrende dar, was wir in den griechischen Sprachdenkmälern überhaupt besitzen. Trotzdem ist der Eindruck der Verwandtschaft mit dem Arkadischen und Kyprischen schlagend, und es springt in die Augen, daß wir im Pamphylischen einen Überrest der großen «achäischen» Dialektgruppe besitzen, die sich in einem bestimmten Zeitpunkte von der Peloponnes bis nach Kypros erstreckte; dies ist der einzige Merkstein, der noch von dieser großen alten Straße übrig ist.

Fast überall hat die dorische Eroberung die achäischen Mundarten zugedeckt; selbst der Name der Pamphylier ist der eines der drei dorischen Stämme und scheint auf dorischen Einfluß hinzuweisen. Doch erkennt man noch an einigen nichtdorischen Eigentümlichkeiten, daß hier eine «achäische» Unterschicht vorhanden gewesen ist und daß sich das Dorische großenteils auf diesem Gebiete entwickelt hat, wo man es in geschichtlicher Zeit antrifft. So findet man auf Kreta ιν, ινς anstatt εν, ενς, wobei die Behandlung des ε vor ν aufs «Achäische» zurückgeht und ausschließlich im Arkadischen, Kyprischen und Pamphylischen Entsprechungen hat. So wenig man im einzelnen von diesen drei Hauptmundarten weiß, so vermag man doch darin Ähnlichkeiten zu entdecken, die das Vorhandensein einer achäischen Ursprache sicherstellen.

Der hervorstechendste Zug ist die Hinneigung von ε und ο zu ι und υ, wobei nicht zu übersehen ist, daß letzteres den Lautwert *u* und nicht *ü* hatte, den es im Attischen frühzeitig erhielt. Besonders deutlich tritt diese Neigung vor ν hervor. Das Arkadische, Kyprische und Pamphylische stellen der Präposition εν in den übrigen Dialekten übereinstimmend ιν gegenüber, und auf einer arkadischen Inschrift liest man selbst απεχομινος 'sich enthaltend' für ἀπεχόμενος. Dem äolischen ον- (= ἀνά 'auf') entspricht im Arkadischen und Kyprischen υν (= *un*). Das Endungs-ο strebt darnach, in υ überzugehen, so daß der Genitiv auf -ᾱο der männlichen ᾱ-Stämme im Arkadischen, Kyprischen und Pamphylischen zu αυ (= *au̯*) geworden ist; arkadisch haben wir Μιλτιαδαυ, kyprisch Ονασαγοραυ, pamphylisch Κυδραμουαυ usw. Das Pamphylische zeigt -υς (vgl. lat. *-us*) für -ος der Endung, das Arkadische υ für ο in αλλυ (*allu* : lat. *aliud*), das Kyprische -τυ für -το in der 3. Pers. Sg. Prät. Med. Darnach scheint es, daß ε und ο im Achäischen noch stärker geschlossen ausgesprochen wurden als im Attischen und daß sie stets darauf und daran waren, in *i* und *u* hinüberzugleiten, sobald ein begünstigender Umstand eintrat, wie Stellung am Wortende, Nachbarschaft eines Nasenlautes u. a. derart.

Die Präposition απυ *ab*, die im Arkadischen, Kyprischen und Pamphylischen dem ἀπο der anderen Mundarten entspricht, und die Präposition εξ *ex* werden zur Bezeichnung des Ausgangspunktes nicht mit dem sonst üblichen Genitiv, sondern mit dem Dativ verbunden, wobei allerdings zuzugeben ist, daß das Böotische und Thessalische gelegentlich ähnliche Fälle darbieten.

Ferner sei erwähnt, daß das Arkadische, Kyprische und Pamphylische im Gebrauche der Präposition πος an Stelle von att. προς 'zu' zusammengehen.

Außerdem gibt es eine ganze Reihe von Übereinstimmungen zwischen dem Arkadischen und dem Kyprischen, dem Arkadischen und dem Pamphylischen, dem Kyprischen und dem Pamphylischen. Wenn sich diese Gemeinsamkeiten nicht über die drei Mundarten erstrecken, so kann dies überdies oft an der Mangelhaftigkeit der Überlieferung liegen. Beispielsweise bezeichnet das kyprische Alphabet die Entwicklung eines ι̯ zwischen ι und einem folgenden Vokal durch seine Silbenzeichen für *i̯a*, *i̯e*, *i̯o*, so daß wir antreffen *a no si i̯a* (ἀνοσι̯α 'ruchlose') oder *u̯e pi i̯a* (ϝεπι̯α = ϝέπεα 'Worte') usw. Etwas ganz Ähnliches müssen wir für das Pamphylische voraussetzen, nach Schreibungen wie ϝεπιια und hιιαρυ (= *hii̯aru* für att. ἱερόν 'heilig') zu schließen. Das Arkadische bietet nichts Vergleichbares, was aber sehr einfach damit zusammenhängen kann, daß es seine Unabhängigkeit weniger streng bewahrt und deshalb die örtliche Aussprache nicht ebenso genau bezeichnet.

III. Das Äolische.

Die Mundarten, die vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus äolisch genannt werden können, zerfallen

in drei Gruppen: das asiatische Äolisch, das Thessalische und das Böotische.

Der Griechenland gegenüberliegende nördliche Teil der kleinasiatischen Küste, etwa von Smyrna bis zu den jonischen Siedelstädten am Ufer des Hellespont, bildete das Gebiet des Äolischen. Sein Hauptvertreter ist für uns das Lesbische, zugleich der einzige Dialekt, von dem wir namhaftere literarische Überreste besitzen, nämlich die Bruchstücke der lyrischen Gedichte von Alkaios und Sappho um 600 v. Chr. Die sprachliche Form freilich, in der sie auf uns gekommen sind, stammt erst aus dem vierten oder dritten Jahrhundert v. Chr.; so ist die äolische Zurückziehung des Tones, die sogenannte βαρυτόνησις, nur für diese Zeit ihrer Überlieferung, nicht jedoch für die ihrer Entstehung wirklich bezeugt, wenn auch sie wahrscheinlich viel älter ist.

Nicht vor das vierte vorchristliche Jahrhundert fallen auch ihrer überwiegenden Mehrzahl nach die ziemlich zahlreichen Inschriften. Von anderen äolischen Dialekten Kleinasiens haben wir bloß ganz unbedeutende Trümmer, so daß es praktisch auf das Lesbische hinauskommt, wenn man das asiatische Äolisch anführt, auch wo die Angabe etwas anders gefaßt ist. Innerhalb des Insellesbischen selbst vermögen wir Unterschiede nicht namhaft zu machen.

Thessalien ist genau genommen vom Meere abgeschnitten. Es ist immer ein ausgesprochenes Bauernland von Viehzüchtern geblieben, unfähig, eine eigene Art höherer Bildung oder kunstvollen Schrifttums hervorzubringen. Der Adel, der die Städte beherrschte, hatte Gewalt über eine Bevölkerung von Halbhörigen, περίοικοι, die er in mehr oder weniger scharfer Abhängigkeit von sich hielt. Die thessalischen Städte im eigentlichen Sinne bildeten eine ziemlich lose Vereinigung, innerhalb deren eine jede ihre Selbständigkeit sorglich hütete. In der strengen Bedeutung des Wortes hat es keine thessalische Staatseinheit und infolgedessen auch keine thessalische Spracheinheit gegeben. Die Inschriften lassen in einer allerdings recht unvollkommenen Weise zwei Gruppen erkennen, die sich durch einige deutlicher hervortretende Merkmale voneinander abheben, nämlich die der Thessaliotis im Südwesten mit den Inschriften von Pharsalos

und Kierion und die der Pelasgiotis im Nordwesten mit den Inschriften von Larissa. Die Dialekte der Thessaliotis scheinen Berührungspunkte mit denen der östlichen Gruppe darzubieten, wovon weiter unten die Rede sein wird.

Dagegen bildeten die Städte Böotiens ein gut eingerichtetes Staatenbündnis; gegenüber dem Auslande stellt es sich als eine Art Einheit dar. Zwar hat es wenigstens in alter Zeit keinen großen politischen Einfluß nach außen geübt und sein Ausstrahlungskreis hat nicht weit gereicht; sein größter Dichter Pindar hat nicht böotisch geschrieben. Aber man kennt wenigstens eine Schriftstellerin, die sich der heimatlichen Mundart bedient hat, nämlich die Dichterin Korinna, eine Zeitgenossin Pindars, von der wir recht ansehnliche Reste haben, besonders solche, die kürzlich auf Papyrus entdeckt worden sind. Trotz einzelner kleiner Eigenheiten mancher Städte darf man doch sagen, daß es nur ein einziges Böotisch gibt; es ist besonders durch die Inschriften bekannt, die sich über die ganze klassische Zeit erstrecken und erst im zweiten Jahrhundert v. Chr. aufhören. Die mundartliche Einheit wird durch Besonderheiten der Rechtschreibung in helles Licht gesetzt. Die Böoter haben von allen Griechen am sorgfältigsten nach lautgetreuer Wiedergabe ihrer Mundart gestrebt; sie haben auf diesem Gebiete Reformen durchgeführt, und die Schreibweise des dritten Jahrhunderts v. Chr. ist peinlich genau geregelt. Die ältesten Inschriften geben den Doppellaut οι (= ọ̆ị̯̆) durch οε (= ọ̆ẹ̯̆) wieder. Im dritten Jahrhundert haben sie das anderwärts mit dem Werte von *ü* gebrauchte υ durch ου = *ū* bezeichnet, so in αργουρεον = ἀργυροῦν; infolgedessen konnten sie für das inzwischen in *ü* übergegangene οι das freigebliebene υ brauchen. Entsprechend stand ihnen η (= *ẹ̄*², *ā̆*) als Fortsetzer des aus αι (*aị̯*) entwickelten αε (*aẹ̯*) zu Gebot und ει für das über *ẹ̄* zu *ī* fortgebildete η (*ẹ̄*). Der alte Herausgeber der Korinna hat in den Text der Dichterin diese Schreibungen eingeführt, der somit in einer von der Urschrift weit abweichenden Gestalt auftritt. Außer diesen Zeugnissen aus erster Hand besitzen wir Spöttereien auf das Böotische bei den Komikern und eine Anzahl Glossen.

Unter der Bezeichnung äolisch werden wir hier das Ganze dieser drei Gruppen verstehen. Bei den Alten dagegen hat das Wort nicht durchweg diesen scharfbegrenzten Sinn: bald erscheint es eingeschränkt auf die Buchsprache von Alkaios und Sappho, die auf der Mundart der Insel Lesbos beruht; bald aber auch hat es einen weiteren Umfang und wird dann auf alles angewandt, was weder jonisch-attisch noch dorisch ist. Wir werden diese beiden Anwendungen vermeiden und uns an den oben festgelegten genauen Gebrauch halten.

Das dermaßen abgegrenzte Äolische wird durch einige besondere Züge gekennzeichnet.

In allen übrigen Dialekten werden die Lippensegelgaumenlaute $k^{\underline{u}}$, $g^{\underline{u}}$, $g^{\underline{u}}h$ der westlichen Dialektgruppe des Indogermanischen vor *e*-Lauten durchweg durch Zahnlaute δ, τ, ϑ wiedergegeben, so daß wir δε, δη; τε, τη; ϑε, ϑη haben. Im Äolischen beschränkt sich diese Wiedergabe auf das Wortinnere und auf die tonanlehnenden Wörtchen, so daß im Äolischen ebenso wie im Jonisch-Attischen τε einem lateinischen *que* und altindischen *ca* entspricht. Wenn dagegen der Lippensegelgaumenlaut am Wortbeginn steht, so hat das Äolische durchweg Lippenlaute. Daher finden wir neben lat. *quattuor*, ai. *catvāraḥ*, dor. τέτορες, att. τέτταρες, jon. τέσσερες vielmehr lesb. πέσσυρες und böot. πέτταρες nebst thess. πετρο.... im ersten Glied einer thessalischen Zusammensetzung. Für τῆλε, τηλοῦ der anderen Mundarten setzt das Lesbische πῆλυι und das Böotische πεῖλε in Eigennamen. Der Name der Stadt Delphi, Δελφοί, wörtlich 'Mutterleib', verwandt mit dem ai. *gárbhaḥ* '*uterus*' und dem lat. *uolba* (das nach einer falschen Handschriftenüberlieferung meist verkehrt *uolua*, *vulva* geschrieben wird), lautet böot. Βελφοί. Damit bringt man den thessalischen Eigennamen Βελφαῖος in Zusammenhang ebenso wie das lesbische βέλφις, das dem jonisch-attischen δελφΐς entspricht. Der Wurzelvokalismus des Wortes für «wollen» trägt wie in den westlichen Dialekten so im Böotischen und Thessalischen *e*-Färbung. Daher finden wir mit β böot. βειλομενον, βειλειτη, thess. βελλομενου neben dor. δηλομαι, lokr. δειλεται. Das Volk, das jonisch Θεσσαλοί und attisch Θετταλοί heißt, wird von den Böotern Φετταλοι und von den Thessalern selbst

Πετθαλοι genannt. Desgleichen erscheint das idg. mit $ʒ^h$ anlautende Grundwort zu lat. *ferus* und lit. *žvėris* 'Tier' im Jonisch-Attischen und Dorischen als ϑήρ, bei Hesychios aber liest man φῆρες· οἱ Κένταυροι αἰολικῶς, und die Grammatiker führen übereinstimmend φήρ als äolische — ja lesbische — Entsprechung zu dem jonisch-attischen ϑήρ an. Das Thessalische bietet ferner nebst dem Eigennamen Φιλοφειρος = Φιλόϑηρος das Part. Perf. Akt. πεφειρακοντες = τεϑηρᾱκότες von dem sonst in der Form ϑηράω auftretenden Zeitwort.

Dies führt uns auf eine weitere Neuerung des Äolischen, die in der frühzeitigen Ersetzung der Kennzeichnung des Part. Perf. Akt. durch die des Part. Präs. Akt. besteht. So hat man im Lesbischen ἐληλύϑων, im Thessalischen εποικοδομεικοντων, im Böotischen καταβεβαων.

Das Lesbische, das Thessalische und das Böotische geben das ρα der anderen Mundarten in gewissen Fällen, deren Bedingungen man bisher noch nicht genau zu bestimmen vermocht hat, mit ρο wieder. Beispielsweise bieten das Lesbische und das Böotische στροτος für das attische στρατός; wenn die Form im Thessalischen nicht bezeugt ist, so kommt dies wahrscheinlich daher, daß sie hier frühe durch das Gemeingriechische verdrängt worden ist. Neben attischem βραχύς haben wir im Thessalischen und Böotischen βροχυς und im Böotischen und Lesbischen πόρνοψ anstatt πάρνοψ ('Heuschrecke').

Die drei Gruppen gehen in der Regel zusammen in der Wiedergabe der Abstammungswörter durch Adjektive, nicht wie in den übrigen Mundarten durch einen besitzanzeigenden Genitiv. So enthält eine Inschrift von Pharsalos eine lange Liste von Namen wie Φιλιππος Αντιφανειος, Αντιφανης Φιλιππειος usw. Im Böotischen haben wir Αρχων Σπερχωνιος und auf Lesbos Γλαυκος Αυτωνυμειος u. a.

Das Äolische ist keine völlig einheitliche Gruppe gewesen; so trifft es sich gelegentlich, daß das Lesbische mit dem Thessalischen, oder das Thessalische mit dem Böotischen, aber nicht mit dem Lesbischen zusammenstimmt.

Eine der augenfälligsten Eigentümlichkeiten des Lesbischen, nämlich die Vertretung von *sm* durch Doppelkonsonanz, findet sich im Thessalischen, keineswegs aber

im Böotischen. Gegenüber ai. *ásmi* 'bin', altslav. *jesmĭ* hat das Thessalische εμμι, aber das Böotische ειμι (*ẹ̄mi*, dann *īmi*) und so stets.

Umgekehrt findet sich eine so eigenartige Form wie γινυμαι an Stelle von γίγνομαι nur im Böotischen und Thessalischen, nicht jedoch im Lesbischen.

Wir vermögen nicht zu sehen, daß es dem Lesbischen und Böotischen besonders zugehörige Züge gäbe; man darf voraussetzen, daß das Thessalische eine Art von Mittlerstellung zwischen dem Böotischen und dem asiatischen Äolisch einnahm. Anderseits herrscht Einstimmigkeit darüber, daß das Böotische den Einfluß der westlichen Mundarten erfahren hat, und Eigennamen wie Θειριπιων oder Καλλιθειρις in Tanagra, wo man vielmehr φειρ- erwartet, scheinen doch eine Mischung von äolischen Griechen mit äolisch-sprechenden Bestandteilen anzuzeigen. Jedoch darf man diese Einflüsse auch nicht übertreiben. Mehrere Tatsachen, die man angezogen hat, um eine Einwirkung der westlichen Gruppe auf das Dorische zu zeigen, sind höchst fragwürdig. So hat das Böotische den Nom. Plur. des Artikels τοι und nicht οι, wie das Lesbische und Thessalische. Dies erklärt sich einfach aus dem Umstande, daß das Böotische nicht an der Neuerung teilgenommen hat, infolge deren τοι durch οἱ ersetzt worden ist, und daß es in diesem Punkte wie in dem der Behandlung von **esmi* nicht an der Sondergruppierung des Thessalischen mit dem Lesbischen teilnimmt. Alles zusammengenommen, zeigen die drei äolischen Dialekte ziemlich bedeutende Abweichungen.

IV. Westliche Gruppe.

Die Dialekte der «westlichen» Gruppe befassen alles, was im eigentlichen Griechenland weder äolisch noch arkadisch noch attisch ist. Dabei kommt in Betracht, daß die Dorer, denen die meisten dieser Mundarten zugehören, den letzten Erobererschub bilden, der sich über Griechenland ergossen hat: sie haben sich an Stelle anderssprachiger Griechen gesetzt, die das Gebiet vor ihnen innehatten. Die dorische Wanderung ist insofern kein geschichtliches Ereignis im strengen Sinn, als man davon

kein gleichzeitiges schriftliches Zeugnis besitzt, aber man kann sie doch wenigstens ahnen, und es ist immerhin auffällig, daß der homerische Heldensang, dessen endgültige Abfassung erheblich später fällt als die dorische Wanderung, die Dorer des Peloponnes geflissentlich totschweigt. Diese sind als Eroberer gekommen und haben vielfach die Eigenart eines manchmal wenig zahlreichen Besatzungsheeres beibehalten. Das Leben der Dorer in Sparta oder auf Kreta gleicht dem, das man im Lager führt. Bei Thukydides IV, 126 sagt der Spartaner Brasidas: [ἀπὸ πολιτειῶν τοιούτων ἥκετε] ἐν αἷς οὐ πολλοὶ ὀλίγων ἄρχουσιν ἀλλὰ πλειόνων μᾶλλον ἐλάσσους, οὐκ ἄλλῳ τινὶ κτησάμενοι τὴν δυναστείαν ἢ τῷ μαχόμενοι κρατεῖν. Bei Platon ferner in den Gesetzen 625d äußert sich der Kreter unter Zustimmung des Spartaners: ταῦτ᾽ οὖν πρὸς τὸν πόλεμον ἡμῖν πάντα ἐξήρτυται . . . πόλεμος ἀεὶ πᾶσιν διὰ βίου συνεχής ἐστι πρὸς ἁπάσας τὰς πόλεις . . . ὡς τῶν ἄλλων οὐδενὸς οὐδὲν ὄφελος ὂν οὔτε κτημάτων οὔτε ἐπιτηδευμάτων, ἂν μὴ τῷ πολέμῳ ἄρα κρατῇ τις, πάντα δὲ τῶν νικωμένων ἀγαθὰ τῶν νικώντων γίγνεσθαι. Das durch und durch kriegerische Wesen der dorischen Eroberer macht sich vor allem im südlichen Teile des Gebietes fühlbar, wohin nur kleine Scharen von ihnen gedrungen sind. Im Norden dagegen, über den sie sich in größeren Massen verbreitet haben, erscheinen sie friedlicher: Korinth war ein großer Handelsplatz, und die das dorische Gepräge nicht schroff hervorkehrenden Bevölkerungen von Phokis und Epirus zeigten nicht den in Sparta so sehr in die Augen springenden Gegensatz zu einer dünnen, über eine unterworfene Menge herrschenden Erobererschicht.

Die westlichen Sprachen bilden zwei natürliche Gruppen: die im engeren Sinn dorisch genannte und die nordwestliche, an die sich das Elische anschließt.

Die dorische Eroberung ist jung genug, daß die eigentlich so genannten Dorier das Gefühl ihrer Einheit nicht zu verlieren brauchen. Gemeinsame Einrichtungen erhalten sich bis in die geschichtliche Zeit hinein. Die bekannteste und am deutlichsten hervortretende ist die Teilung in drei Stämme. Der Verfasser des Schiffskatalogs ordnet die Schiffe aller übrigen Hellenen nach Vielfachen

der Zahl vier an, dagegen die der Dorer nach solchen der Zahl drei: Rhodos z. B. sendet neun Schiffe:

B 653:

Τληπόλεμος δ' Ἡρακλείδης, ἠΰς τε μέγας τε,
ἐκ Ῥόδου ἐννέα νῆας ἄγεν Ῥοδίων ἀγερώχων,
οἳ Ῥόδον ἀμφινέμονται διὰ τρίχα κοσμηθέντες,
Λίνδον Ἰήλυσόν τε καὶ ἀργινόεντα Κάμιρον,

und v. 668:

τριχθὰ δὲ ᾤκηθεν καταφυλαδόν.

Im Hinblick auf Rhodos sagt Pindar, Olymp. VII, 137: ἀπάτερθε δ' ἔχον διὰ γαῖαν δασσάμενοι πατρωΐαν ἀστέων μοίρας, κέκληνται δέ σφιν ἕδραι.

Die Dorer werden τ 177 als τριχάϊκες gekennzeichnet, und in einem Bruchstück Hesiods ist dieses Beiwort also erklärt:

πάντες δὲ τριχάϊκες καλέονται, οὕνεκα τρισσὴν γαῖαν ἑκὰς πάτρης ἐδάσαντο.

Die Herleitung ist durchsichtig: der erste Bestandteil lautet τριχᾶι, att. τριχῇ; was den zweiten betrifft, so steckt darin das idg. *u̯ei̯k-*, *u̯oi̯k-*, *u̯ik-* 'Stamm, Clan', das fortlebt im ai. *viç-*, av. *vīs-*, altpers. *viϑ-*, altslav. *vĭsĭ* 'Dorf', lit. *vёsz-pats* 'Herr', buchstäblich 'Stammesmächtiger', zu dem das Griechische einen Akkusativ in (ϝ)οίκαδε 'nach Hause' erhalten hat und zu dem auch (ϝ)οἶκος und lat. *vīcus* gehören: τριχά-ϝικ-ες 'dreistämmig' zeigt noch den alten Sinn von ϝοικ-, ϝικ-, das im Griechischen sonst eine Verengerung zu «Haus» erlitten hat. Ursprünglich bedeutete es «Großfamilie» und bezeichnete einen ganzen Stamm; so gebraucht z. B. Herodot V, 31 noch οἶκον τὸν βασιλέος.

Die drei dorischen Stämme tragen die Namen Ὑλλῆες, Δυμᾶνες und Πάμφυλοι. Man findet sie so ziemlich überall — gelegentlich vermehrt durch einen örtlichen Stamm — in den dorischen Städten wieder: in Argos, Sekyon, Korkyra, einer Tochterstadt Korinths, in Epidauros, Megara, Dyme (in Achaia), auf Kreta, Thera, Kos, in Kyrene und Akragas. Auffallend ist es, daß wir in Sparta keine Spuren davon antreffen. Dieses hatte seine ganz eigenartige dorische Verfassung aufgegeben und durch die lykurgisch-spartanische ersetzt. Die Erhaltung der Dreistämmeeinteilung ist noch der greifbare Beweis für die dorische Einheit.

Das Gebiet der Dorer ist nach Süden und Osten zu gerichtet. Im eigentlichen Griechenland nimmt es den äußersten Süden ein: Korinth, Argolis, Lakonien und Messenien. Gegen Osten umfassen ihre alten Niederlassungen die ganze südliche Reihe der Kykladen: Melos, Thera, Karpathos, Kos und Rhodos und erstrecken sich bis zum äußersten Süden der kleinasiatischen Küste einschließlich Knidos; in Halikarnaß machen sich noch Andeutungen ehemaligen Dorertums bemerklich. In geschichtlicher Zeit ist Kreta dorisch. Die dorischen Siedelstädte der Gegend am Schwarzen Meer, Καλχᾱδών und Βυζάντιον am Bosporus, sind Pflanzungen von Megara, die nicht über das siebente Jahrhundert v. Chr. zurückreichen. Kyrene an der Küste Nordafrikas ist eine Gründung Theras um 630 v. Chr. Korkyra im Jonischen Meer war anfänglich vielleicht von Chalkis ausgesandt, aber zu Beginn der geschichtlichen Zeit herrscht daselbst Korinth, und als Korkyra mächtig und unabhängig wurde, war es eine Stadt mit dorischer Sprache. Im Westen scheint es vordorische Pflanzstädte gegeben zu haben: in Großgriechenland waren Sybaris, Kroton, Metapont, Poseidonia (Paestum) anfänglich wohl achäisch, nahmen später jedoch sämtlich dorisches Gepräge an. Auf Sizilien ist Syrakus eine Gründung von Chalkis gegen 734 v. Chr., aber auch hier hat dann das Dorische den Sieg davongetragen. Megara ist die Mutter von Megara Hyblaia, dessen Tochter zwischen 650 und 630 v. Chr. Selīnūs wird. Gela, von den Rhodiern und Kretern gegen 690 v. Chr. ausgesandt, gründet seinerseits um 580 v. Chr. Agrigent. Ihre blühendsten Niederlassungen hatten die Dorer an der Westküste; abgesehen von einem kleinen Teile Unteritaliens hat sich ein eigentlich dorisches Schrifttum nur auf Sizilien entwickelt. Bedauerlicherweise sind davon nur kümmerliche Überreste erhalten, so von Sophron und Epicharm und später Theokrit. Was sonst noch an Texten vorhanden ist, hat eine starke Entstellung über sich ergehen lassen müssen oder bietet wenigstens vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus wenig Lehrreiches, wie die Schriften des Archimedes. Unsere Hauptkenntnis des Dorischen verdanken wir den Inschriften, und die Dialekte, die wir am besten kennen, sind die von Gortyn auf Kreta und von Herakleia in Italien, weil

wir für sie lange Inschriften besitzen. Außerdem verfügen wir über eine ziemlich erhebliche Anzahl von Glossen, zumal fürs Lakonische, und die Komiker ergänzen diesen Stoff, soweit das Lakonische und das Megarische in Betracht kommen. Doch sind alle diese Daten einseitig, und von keiner einzigen Mundart vermögen wir ein vollständiges Bild zu entwerfen.

Eine richtige dorische κοινή hat sich nur in Sizilien herausgebildet, nämlich in der Umgegend von Syrakus, wo es große Handelsstädte und eine Blüte der Gesittung gab und wo man das Bedürfnis nach einer auch außerhalb der Grenzen einer Stadt mit Geläufigkeit verständlichen Gemeinsprache fühlte. Jede Gemeinde hat an ihrer Ortsmundart festgehalten und sie hartnäckig in ihren amtlichen Texten angewandt. Die geistig beschränkten Angehörigen des Kleinadels, die von der Ausbeutung ihrer Untertanen lebten und ihre Sklaven auf ihren Landgütern arbeiten ließen, brauchten kein anderes Werkzeug der Mitteilung als die Mundart ihres Fleckens. Ihr Gesichtskreis erstreckte sich nicht über die nächsten Städte hinaus. Die auf dem Lande etwa vorhandenen Kaufleute waren einflußlos. Der Landadel herrschte fast überall und behielt die Macht selbst dann, als das Volk anderwärts in die Höhe kam. Im Inneren einer Insel wie Kreta treffen wir nicht zwei Gemeinwesen an, die in ihren Inschriften genau dieselbe Sprache verwenden, vielmehr gestatten uns dort die Zustände, eine Art von Sprachenatlas zu zeichnen. In diesem Punkte besteht der schroffste Gegensatz der dorischen Gruppe zur jonischen, die von Anbeginn der geschichtlichen Zeit an etwas wie eine κοινή entwickelt, zuerst in Griechenland eine Schriftsprache begründet und sich vor der schriftlichen Verwendung der Mundart gehütet hat. In Jonien kennen wir nur eine einzige Sprache, diese dafür aber verhältnismäßig gut; in der dorischen Welt kennen wir eine große Zahl, für jede aber besitzen wir nur unvollkommene Nachrichten, für manche auch nur schattenhafte Andeutungen.

Die Verwandtschaft der nordwestlichen Dialekte mit den dorischen ergibt sich aus ihrem sprachlichen Aussehen, aber zwischen diesen Volksstämmen und den Dorern gibt es kein geschichtliches Band von der Art dessen, das

wir zwischen den dorischen Städten im eigentlichen Sinn nachweisen können. Die nordwestlichen Mundarten sind die von Phokis, Lokris, Ätolien, Akarnanien und Epirus, denen wir das Elische in der Peloponnes angliedern müssen. Dieses ist durch Inschriften genügend bekannt, die im allgemeinen nur mäßig umfangreich, aber verschieden sind, früh beginnen und die ganze klassische Zeit ausfüllen; der Mehrzahl nach sind sie in Olympia gefunden. In das Phokische des fünften und vierten Jahrhunderts v. Chr. können wir gleichfalls dank einigen guten in Delphi entdeckten Inschriften einen befriedigenden Einblick gewinnen. Auch das Lokrische ist verhältnismäßig gut bekannt durch zwei lange und wohlerhaltene Inschriften des fünften Jahrhunderts, das Gesetz von Naupaktos und die Bronze von Oiantheia. Dagegen wissen wir von der alten und ortsgetreuen Lautgestalt der übrigen Dialekte beinahe nichts. Die nach dem vierten Jahrhundert v. Chr. entstandenen Inschriften sind in einer Art von Sonder-κοινή abgefaßt, die sich im Nordwesten Griechenlands gebildet hat und sich von der achäischen wenig unterscheidet, der ätolischen. Keine der Städte, in denen das Nordwestgriechische heimisch war, hat schriftstellerische Erzeugnisse von nennenswertem Belang hervorgebracht. Der uns vorliegende Bestand umfaßt nur altertümliche Inschriften; wie überall sind sie wenig zahlreich, und für manche Gegenden fehlen sie ganz. Wenn wir demnach von der nordwestgriechischen Gruppe sprechen, so handelt es sich nur um die Aufklärungen, die uns die ältesten elischen, delphischen und lokrischen Inschriften geben; die so gewonnenen Anhaltspunkte sind sehr lückenhaft und unvollständig. Das Elische nimmt sowohl hinsichtlich seiner Lage als hinsichtlich seiner sprachlichen Beschaffenheit einigermaßen eine Sonderstellung ein.

Die allgemeine Übereinstimmung zwischen den nordwestlichen und den dorischen Dialekten ist groß, aber die meisten der ihnen gemeinsamen Eigentümlichkeiten sind einfach Überreste aus urgriechischer Zeit und nicht Gruppenneuerungen, so daß man sie bei einwandfreiem Verfahren nicht als Unterlagen für die Aufstellung von Dialektverwandtschaft benützen kann. Beispielsweise stimmen die westlichen Mundarten überein in der Erhaltung eines En-

dungs-τι da, wo die meisten anderen das τ in σ haben übergehen lassen und z. B. δίδωσι ‘gibt’ sagen. Die westlichen Dialekte bieten miteinander in der 1. Pers. Plur. δίδομες ‘wir geben’ anstatt δίδομεν; aber dieses -μες ist eine alte Form, die dem ai. *-maḥ* und dem lat. *-mus* weit nähersteht als das -μεν des Jonisch-Attischen und Äolischen. Außerdem sind wir entfernt nicht in der glücklichen Lage, in allen dorischen Mundarten Zeugnisse für -μες zu besitzen, und insbesondere in der nordwestlichen Gruppe ist es allein für Delphi bezeugt, sonst weiß man davon nichts. Die Form τέτορες des Zahlwortes ‘vier’ ist ausschließlich in der westlichen Gruppe belegt, aber es ist die, welche das Griechische jedenfalls im Nominativ, vom Indogermanischen geerbt hat. Die für die Gesamtheit der nordwestlichen Gruppe in ausgesprochenem Maß kennzeichnenden beiden Züge sind die Aoriste auf -ξα von Verben auf -ζω und die sogenannten dorischen Futura auf -σεομαι, -σεω. Aber selbst sie finden sich vereinzelt auch außerhalb des westgriechischen Bereiches, und wir haben beispielsweise bei Homer ἐσσεῖται *erit* und im Attischen φευξοῦμαι *fugiam*. Umgekehrt stimmen die westlichen Dialekte nicht stets untereinander genau überein: so sind in Argos die Formen auf -ξα nicht allgemein, und wir haben da, wo ein Gaumenlaut vorausgeht, -σσα, so in ανσχισσαι ‘spalten’, εργασασθαι ‘bewirken’, εργασσαντο ‘bewirkten’, εδικασσαν ‘urteilten’ neben αγωνιξασθαι ‘wetteifern’, προσεφανιξε ‘tat kund’; man darf sich gewiß fragen, ob nicht diese Bildungen auf -σσ- Überlebsel der alten achäischen Landessprache sind. Obgleich ferner die Futura auf -σεω in der ganzen westlichen Gruppe die durchgreifende Regel darstellen und ihr hauptsächlichstes Erkennungszeichen enthalten, so treffen wir in Herakleia doch 3. Pers. Plur. wie ἐσσονται *erunt*, ἀπαξοντι *abigent* neben dem Singular ἐσσηται *erit*, ἐργαξηται ‘wird bewirken’ usw. Alles in allem haben die westlichen Dialekte viele alte Züge bewahrt und wenige gemeinsame Neuerungen eingeführt.

Unter den Eigentümlichkeiten der nordwestlichen Mundarten sind mehrere ganz besondere. Sie neigen dazu, ε vor ρ in α übergehen zu lassen; dem jonisch-attischen φέρω *ferō* entspricht das elische φαρω, das wir auch auf einer

delphischen Inschrift des fünften Jahrhunderts antreffen; immerhin bietet hier die amtliche Rechtschreibung φερω. In denselben Mundarten neigt σθ zum Übergang in στ, so in χρεεσται ‘gebrauchen’, λυσαστο (d. h. λυσάσθω ‘soll lösen’) im Elischen, *h*ελεσται ‘wählen’, *h*αρεσται, χρεστο (d. h. χρήσθω ‘soll gebrauchen!’) im Lokrischen, προστα ‘vorher’, *h*ιλαξαστο ‘soll versöhnen!’ usw. im Delphischen. Diese Eigentümlichkeiten sind jedoch recht geringfügig, und das auswärtigen Einflüssen stark ausgesetzte Delphische hat sie früh aufgegeben.

Die dorischen Mundarten gleichen sich in ihrem allgemeinen Aussehen. Sie haben viele gemeinsame Züge, aber fast keiner von ihnen eignet ihnen allein, und die meisten finden sich auch anderwärts. Hätten wir keine eindeutigen geschichtlichen Zeugnisse für die Einheit des Dorischen, wir wären um den sprachlichen Beweis in starker Verlegenheit. Die dorischen Mundarten sind nicht sehr zäh im Festhalten des Alten und bieten zahlreiche Neuerungen; aber diese sind örtlich beschränkt oder wie der Übergang von σ in ʽ zwischen Vokalen über wenige Mundarten ausgedehnt, so insbesondere das Lakonische und Argivische.

Beziehungen zwischen den vier Dialektgruppen.

Obwohl sich infolge von Übereinanderschiebungen der Mundarten die Scheidung nicht stets ganz scharf durchführen läßt, so macht doch die Zuweisung einer jeden der bekannten griechischen Mundarten an eine der vier bisher in groben Umrissen gezeichneten Gruppen in der Regel keine besondere Schwierigkeit: entweder ist sie arkadisch-kyprisch (achäisch im strengsten Sinn) oder jonisch-attisch oder äolisch oder westgriechisch. Das sprachliche Auseinandergehen hat schon im Urgriechischen begonnen. In dem Augenblick, da die aufeinanderfolgenden Erobererscharen ihre Sprache über die Gebiete verbreiteten, in denen wir sie in geschichtlicher Zeit antreffen, war das Griechische bereits nicht mehr einheitlich. Was die Neuerungen anbetrifft, so wechseln sie von einem Teile des griechischen Sprachgebiets zum anderen. So gibt es Züge,

die zwei oder drei Gruppen oder nur gewissen Teilen zweier oder dreier Gruppen gemeinsam sind. Unter diesen Zügen stammen die einen von der dialektischen Verschiedenheit des Griechischen aus der Zeit der Gemeinschaft, die anderen erklären sich aus den Mischungen hellenischer Bevölkerungen, die in gewissem Maße zu Mischsprachen geführt haben, andere endlich sind aus gleichlaufenden Entwicklungen zu verstehen. Die Trennung der drei Vorgänge ist oft unmöglich; doch kann man sie in manchen Fällen durchführen, und es lohnt sich, die mehreren der vier großen Dialektgruppen gemeinsamen Züge zu prüfen.

Eine der hervorstechendsten Eigentümlichkeiten des Griechischen unter allen indogermanischen Sprachen ist der Gebrauch einer Partikel, die dazu dient, die Bedeutung vor allem des Konjunktivs und Optativs genauer zu bestimmen und diese Aussageweisen zu verdeutlichen. Nun aber wechselt diese vom Griechischen neu aufgenommene Partikel nach den Dialekten in der Form. Sie lautet ἄν im Jonisch-Attischen, sonst überall dagegen κεν, κε (κ'), κα: κε im kleinasiatischen Äolisch, im Thessalischen und Kyprischen, κα im Böotischen und im Westgriechischen. Man könnte sich versucht fühlen, ἄν für eine jonisch-attische Eigentümlichkeit zu halten, fände man es nicht im Arkadischen wieder, das jedoch nebenher auch Spuren von κε in ει κ' αν aufweist. Was zeigt, daß diese Übereinstimmung nicht zufällig ist, das ist der Umstand, daß die Bedingungspartikel, die bekanntlich von einer indogermanischen Sprache zur anderen wechselt und die im Griechischen wie anderwärts ihr Dasein einer verhältnismäßig jungen Entwicklung verdankt, im Jonisch-Attischen und im Arkadischen ει, im gesamten Westgriechischen und Äolischen aber αι lautet. Das Kyprische scheint eine abweichende Partikel η zu haben, die pamphylische Form kennen wir nicht. Für das Bindewort der Zeit ‘als’ bieten das Jonisch-Attische, das Arkadische und das Kyprische ὅτε; das Pamphylische hat mit dem Westgriechischen ὁκα; das lesbische ὅτα sieht wie eine Verschmelzung von ὅτε und ὁκα aus, und das jonisch-attische ἡνίκα, τηνίκα läßt den Gedanken aufkommen, daß -κα selbst dem Jonisch-Attischen nicht fremd war. Anstatt des καί ‘und’ aller übrigen Mundarten, eines Wortes,

dessen Herleitung dunkel ist und über dessen Bildung wir im Grunde nichts wissen, haben wie auf Kypros κας, das sich vereinzelt in Arkadien, nicht aber im Pamphylien wiederfindet. Alle diese ins Gebiet der Partikeln einschlagenden Tatsachen legen den Gedanken nahe, daß das Arkadische dem Jonisch-Attischen recht nahe gestanden habe; anscheinend beruht das Arkadische auf einer Mundartengruppe des Urgriechischen, die zwischen dem Jonisch-Attischen und dem Kyprischen mitten inne stand.

Der Infinitiv des athematischen Typs (der Verben auf -μι) geht im Jonisch-Attischen und Arkadisch-Kyprischen auf -ναι aus. Dementsprechend treffen wir im Attischen z. B. εἶναι *esse*, διδόναι *dare*, δοῦναι *dedisse*, ἰέναι *ire*, στραφῆναι ‘sich wenden’ usw., im Arkadischen απειϑηναι ‘ungehorsam sein’, ανϑηναι ‘blühen’, im Kyprischen δοϝεναι *dare*, κυμερεναι (d. h. κυμερηναι) *gubernare*, im Pamphylischen αφιιεναι ‘loslassen’. Das Lesbische bietet -μεναι in ἔμμεναι *esse* sowie den Aoristen wie ϑέμεναι ‘legen’, δόμεναι *dare*, und -ν in den Präsentien wie κέρναν ‘mischen’, δίδων *dare*, ὄμνυν ‘schwören’ oder den Passivaoristen wie μεϑύσϑην ‘sich betrinken’. Das Thessalische, das Böotische und die westliche Gruppe in ihrer ganzen Breite kennen dagegen ausschließlich -μεν. Daher finden wir thessalisch für ‘geben’ δομεν, boiotisch δομεν, kretisch (gortynisch) und delphisch διδομεν, δομεν usf. Auf Kreta gibt es auch Formen mit langem Suffixvokal wie ημην *esse* usw. und auf Rhodos nebst den Nachbarinseln solche wie δομειν (d. h. wohl *dŏmẹ̄n*, je nachdem später schon *dŏmīn*). Im ganzen geht hier das Arkadisch-Kyprische mit dem Jonisch-Attischen und das Äolische mit dem Westgriechischen zusammen. Das Äolische dagegen teilt sich, und wie in anderen Punkten schließen sich entsprechend der landschaftlichen Lage das Thessalische und das Böotische mehr der westlichen Gruppe an als das Lesbische. Das Äolische bietet eine merkwürdige Eigenheit; nämlich die Neigung, die thematischen Bildungen wie φέρειν *ferre* an die athematischen anzugleichen: wie wir gesehen haben, hat das Lesbische κέρναν, δίδων usw. geschaffen; das Gegenstück dazu haben wir in der Tatsache, daß das Böotische und eine der Gruppen des Thessalischen, die der Pelasgiotis, das Endungs-μεν des thessalischen Typs (der Verben

auf -ω) weiter ausgedehnt hat. Darnach stoßen wir auf Formen wie φερεμεν *'ferre'* im Böotischen oder πρασσεμεν 'tun' in Larissa. Hierin zeigt sich der Mangel an Einheit im Böotischen ebenso wie in so vielen anderen Punkten. Die Erklärung dafür, daß die Dialekte eine solche erhebliche Verschiedenheit gerade in den Infinitiven aufweisen, ist darin zu suchen, daß diese Verbalform nicht zu den aus indogermanischer Zeit her erhaltenen gehört und daß das Griechische selbst sie erst dann geschaffen und sich dauernd einverleibt hat, als seine Mundarten bereits auseinanderzugehen begannen.

Schwierigkeiten machte in einer Reihe von Fällen der Dativ Pluralis auf -σι, weil sein σ auf den Auslaut konsonantischer Stämme störend einwirkte. So erklärt sich das Vordringen einer neuen Dativendung auf -εσσι, die sich ausgehend von Worten mit *es*-Stämmen wie γένεσ-σι *generibus*, bei denen sie regelrecht war, analogisch weiterverbreitet hat. Sie erscheint im Pamphylischen (nicht jedoch im Arkadischen oder Kyprischen), im gesamten Äolischen mit Ausnahme des merkwürdigen χρεμασιν 'Dingen' der alten Sotairosinschrift in Kierion und endlich im Nordwestgriechischen. In Delphi ist sie regelmäßig bis zum Ende des vierten Jahrhunderts. Im Lokrischen treffen wir Κεφαλλανεσσι 'Kephallenen' und einmal im Elischen φυγαδεσσι 'Verbannten'. Ferner tritt sie auf bei den Dorern in der korinthischen Gruppe, d. h. in der der nördlichen Gruppe am nächsten liegenden; zwar in Korinth selbst, wo man keine fortlaufenden Texte hat, ist die Form noch nicht gefunden worden, wohl aber kennt man sie für seine Pflanzstädte Korkyra, Epidamnos, Syrakus, z. B. in υεσσι 'Söhnen'; das sizilische Schrifttum bietet u. a. ῥίνεσσι 'Nasen'. Hier hat noch die äolische Gruppe einen Berührungspunkt mit dem Westgriechischen.

Im übrigen hat sich in diesem -εσσι nicht zu behaupten vermocht, sondern ist durch das -οις der -o-Stämme verdrängt worden. Schon die Bronze von Oiantheia in Lokris hat im fünften Jahrhundert μειονοις *minoribus*. Mit Ausnahme des vereinzelten φυγαδεσσι kennt das Elische seit der ältesten Zeit nur noch Dative auf -οις, so z. B. in χρεματοις (= χρήμασι) oder mit dem Übergang des Schluß-ς in ρ in den geläufigen Bildungen wie αγωνοιρ (= ἀγῶσι).

Im Delphischen hat -οις erst mit der ätolischen κοινή, zu deren festesten Kennzeichen der Dativ Plur. auf -οις gehört, den Sieg davongetragen. Überall auf dem westlichen Gebiete, wo einmal -εσσι geherrscht hat, ist die Endung -οις früher oder später an ihre Stelle getreten, aber es ist schwer zu sagen, in welchem Umfange diese Formen ihr Dasein selbständiger Entwicklung zu danken haben. Denn in dem Augenblicke, in dem sie in der Peloponnes oder auch auf Kreta erscheinen, können sie aus der achäischen und ätolischen κοινή des dritten bis zweiten Jahrhunderts v. Chr. stammen.

Die Lautverbindung -τι bleibt im Griechischen vielfach erhalten. In zahlreichen Fällen aber neigt sie zum Übergang in -σι, ohne daß wir bis jetzt imstande wären, die Bedingungen genau festzulegen. Niemals hat er stattgefunden nach σ; so ist z. B. die 3. Pers. Sing. ἐστι 'ist' gemeingriechisch und bewahrt das Aussehen des ai. *ásti* und lat. *est* usf. Die Verwandlung von τ in σ findet nicht statt im Anlaut mit Ausnahme des Pamphylischen. Am Ende des Wortes dagegen geht -τι sehr oft in -σι über. So behalten in der 3. Pers. Sing. der Verben auf -μι manche Dialekte die ursprüngliche Endung bei und bieten beispielsweise das dem ai. *dadāti* entsprechende διδωτι *dat*, während wir anderwärts δίδωσι antreffen. Ebenso finden wir in der 3. Pers. Plur. auf der einen Seite als Gegenstück zu dem ai. *bharanti*, dem altlat. *feront* griechisches φεροντι, anderseits aber φερονσι (φέρουσι). Die Neubildung auf -σι kennzeichnet das Jonisch-Attische: δίδωσι, φέρουσι. Die gesamte westgriechische Gruppe kennt nur den alten Typ διδωτι, φεροντι. Die beiden anderen Gruppen trennen sich: das Arkadische und das Kyprische bieten -σι, das eine u. a. in κελευωνσι 'sie befehlen', das andere in εξο(ν)σι 'sie werden haben', das Pamphylische jedoch -τι: εξαγοδε steht für ἐξάγωντι, att. ἐξάγωσι *exigunt* mit dem pamphylischen Übergang von -ντ- in -νδ- und dem hier regelrechten Verstummen von ν vor Zahnlaut. Das Lesbische hat φαῖσι = att. φᾶσι 'sie sagen', ἔχοισι 'sie haben' = att. ἔχουσι (aus *εχονσι aus εχοντι). Das Böotische dagegen bietet διδωτι *dat*. Das Böotische und Thessalische liefern für die 3. Pers. Plur. übereinstimmend ganz eigenartige Formen auf -νθι. Ebenso ergibt Μιλάτιος, bezeugt

auf Kreta, im Jonisch-Attischen Μιλήσιος, hält sich jedoch im Dorischen. Die Bezeichnung für einen Bewohner von Selīnūs lautet dorisch Σελῑνουντιος = att. Σελῑνούσιος.

Das Zahlwort «zwanzig» stellt sich je nach der Mundart verschieden dar. Ein altes ϝικατι, das im wesentlichen dem avestischen *vīsaiti*, dem *khsan* des Armenischen, dem *ikham* des Kutchaischen (d. h. der neuen indogermanischen im chinesischen Turkestan entdeckten Sprache) entspricht, ist in der gesamten westlichen Gruppe, im Böotischen und im Pamphylischen (wo die Schreibung φικατι auftritt), wohl erhalten. Die anderen Dialekte weisen eine gänzlich abweichende Gestalt auf, die durch ει im Anlaut und ein ο im Innern gekennzeichnet ist. Sie alle zeigen das aus dem ursprünglichen -τι entstandene -σι. Demnach finden wir im Jonisch-Attischen εἴκοσι und ebenso im Lesbischen und Arkadischen. Die Hunderter erscheinen als -κατιοι im Westgriechischen und im Böotischen: wie wir ἑκατόν *centum* haben, so treffen wir in diesem πεντακατιοι *quingentī*. Dagegen bietet das Arkadische -κασιοι, z. B. in τριακασιοι *trecentī*, das Jonisch-Attische bietet -κόσιοι gleich dem Lesbischen, aus dem wir τριακόσιοι besitzen.

Die Präposition ἐν 'in' wurde ursprünglich mit dem Dativ-Lokativ oder mit dem Akkusativ verbunden, je nachdem es sich um den Ort handelte, an dem jemand ist, oder um den, an den jemand geht, das lateinische *in* und das deutsche *in* haben diese doppelte Fügung stets bewahrt. Derselbe Gebrauch ist auch dem Griechischen verblieben in der nordwestlichen Gruppe, im Böotischen und im Thessalischen, im Arkadischen und im Kyprischen. Aber das Schluß-ς, das die Griechen an viele Präpositionen anfügten, hat die Möglichkeit geschaffen, ἐν mit dem Dativ-Lokativ auf die Frage wo? zu unterscheiden von ενς mit dem Akkusativ auf die Frage wohin?, so im Binnenkretischen und im Jonisch-Attisch-Lesbischen in der Form εἰς (= *ẹ̄ß*, später *īß*); ἐς besonders bei Homer hat sich vor konsonantischem Anlaut des folgenden Wortes entwickelt. Diese Unterscheidung ist üblich im Dorischen und Jonisch-Attischen. In der äolischen Gruppe gilt sie fürs Lesbische, in der arkadisch-kyprischen fürs Pamphylische.

Außer den angeführten Beispielen ließe sich noch eine ganze Reihe weiterer Belege namhaft machen. Dabei

müßte man auch den bis jetzt wenig durchforschten Wortschatz berücksichtigen. So heißt z. B. 'ich erwerbe' im Jonisch-Attischen κτάομαι, im Westgriechischen πᾱομαι, und das böotische επᾱσις 'Erwerbung' zeigt, daß die sich bei Homer wiederfindende Wurzel πᾱ dem Äolischen nicht fremd ist. — Überall im Griechischen wird «ich will» durch dieselbe Wurzel ausgedrückt, die mit der Vokalstufe *o* oder *e* und mit einem einfachen λ oder einer verschiedenen Schicksalen unterworfenen Konsonantengruppe erscheint. So treffen wir im Arkadisch-Kyprischen βόλομαι, im Jonisch-Attischen βούλομαι, auf Lesbos βόλλᾱ, im Thessalischen βελλομενος, im Böotischen βειλομενος (wobei ει «unechter» Diphthong, also *ẹ̄* ist), im Westgriechischen δηλομαι, δειλομαι. Das letztere allein kennt daneben ein anderes Verbum von gleicher Bedeutung in kret. λειω usw., elisch λεοιταν, u. U. auch mit Zusammenziehungen wie λῃ, λωμες, λωντι. In alter Zeit wechselte der Wortschatz stark von Dialekt zu Dialekt, und dies zweifellos um so mehr, je weiter man hinaufgeht.

Anscheinend reicht der Anfang dieser Tatsachen bis in urgriechische Zeit zurück. Daraus ergibt sich, daß das Jonisch-Attische auf der einen und die westliche Gruppe auf der anderen Seite zwei Gegensätze, das Arkadisch-Kyprische und Äolische aber Mittelformen darstellen. Innerhalb des Arkadisch-Kyprischen steht das Arkadische dem Jonisch-Attischen am nächsten, das Pamphylische zeigt mehrfach Verwandtschaft mit dem Äolischen, besonders dem Kleinasiatischen und dem Westgriechischen. Nicht berechtigt ist der Versuch, die Ähnlichkeiten zwischen dem Böotischen und Thessalischen auf der einen, dem Westgriechischen auf der anderen Seite einer nachträglichen Mischung des Äolischen und Westgriechischen zuzuschreiben, die das Ergebnis der Vermischung zweier verschiedener Bevölkerungen wäre: wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die in Frage stehenden Züge der Übereinstimmung nicht aus der Zeit der Dialektspaltung stammten, die wir uns mitten ins Urgriechische hineinfallend denken dürfen. Außerdem ist die Entlehnung grammatischer Eigentümlichkeiten keine so leichte Sache, und es ist nichts als eine in der Luft stehende Vermutung, wenn man den Dativ der Mehrzahl auf -εσσι der ganzen nordwestlichen Gruppe bis

zum Elischen und zum Dorischen Korinths und seiner Pflanzstädte der Einwirkung äolischer Bevölkerungen zuschreibt. Wenn die dem gesamten Äolischen und Nordwestgriechischen gemeinsame Neuerung -εσσι wirklich ein dialektischer Zug der urgriechischen Periode ist, so ist es noch weit wahrscheinlicher, daß die dem Böotischen, dem Thessalischen und dem Westgriechischen angehörende Erhaltung des -τι der Endung gleichfalls eine alte Erscheinung darstellt und nicht aus einer späteren Völkermischung zu erklären ist.

Es gibt manche Züge, deren Verteilung keinen Schluß zuläßt, wohl deshalb, weil sie erst nach der urgriechischen Zeit eingetreten sind. Beispielsweise ist die Verteilung der Mehrzahldative auf -οισι und auf -οις eigenartig. Wir haben -οισι im Jonischen, im asiatischen Äolisch, im Pamphylischen; -οις im Attischen der klassischen Zeit, im Arkadischen und im Kyprischen, im Böotischen und im Thessalischen sowie im gesamten Westgriechischen. Das Lesbische, das beim Substantiv -οισι bietet, zeigt beim Artikel -οις; das Altattische hat -οισι gekannt, und es ist nicht gestattet, dieses nur aus dem Einfluß jonisierender Schreibweise herzuleiten, die allerdings im Altattischen an der Tagesordnung war. Vielmehr steht die Sache so, daß es im Urgriechischen zwei Formen gab, die eine auf -οις, die den ursprünglichen Instrumental auf *-aiḥ* im Altindischen, auf *-ais* im Litauischen, und daneben die auf -οισι, welche sicherlich die vom Lokativ herstammende Endung -σι enthält. Die Dialekte haben sich dann langsam für die eine oder andere entschieden; -οισι war mehr östlich und -οις mehr westlich. Da jedoch -οις in der westlichen Gruppe früh verschwunden zu sein scheint, so kann man auf diese Eigentümlichkeit keine Einteilung gründen.

Ebensowenig können wir uns auf die in οἱ und τοί zutage tretende Verschiedenheit im Nominativ der Mehrzahl des Artikels stützen. Man weiß, daß in der Einzahl ὁ alt ist und dem altindischen *sá* und dem gotischen *sa* entspricht, desgleichen, daß in der Mehrzahl τοί ursprünglich und dem altindischen *tē* und dem gotischen *þai* an die Seite zu setzen ist. Die Form οἱ ist das Ergebnis einer analogischen Neuerung, die im übrigen leicht zu

vollziehen war und sich in verschiedenen Dialekten unabhängig einstellen konnte. Tatsächlich unterscheidet sich die Biegung der hinweisenden Fürwörter, die im Indogermanischen ganz eigentümlich war, im Griechischen von der Abwandlung des Substantivs nur noch im Nominativ der Einzahl. Da die Gruppe ὁ, ἁ, τό 'der, die, das' von dem Typus ἀγαθός, ἀγαθά, ἀγαθόν 'guter, gute, gutes' völlig abwich, so begreift man, daß sich ὁ und ἁ neben τό zu der Mehrzahlform οἱ und αἱ neben τά hingezogen fühlten. Die Neuerung ist die Regel im Jonisch-Attischen, im Arkadischen und Kyprischen, im Lesbischen und im Thessalischen der Pelasgiotis und auch im Kretischen, wo sie sich durch die Erhaltung eines alten Gebrauchs von der Art des Arkadisch-Kyprischen erklären läßt; die ursprüngliche Form τοί besteht fort in einem Teile des Äolischen, nämlich dem Thessalischen der Thessaliotis und im Böotischen, und grundsätzlich betrachtet in der ganzen westlichen Gruppe, abgesehen von dem für Kreta wahrscheinlich zutreffenden Falle des Einflusses eines anderen, vorher daselbst gesprochenen Dialekts. Demgemäß darf man die Frage aufwerfen, ob der Gebrauch von κῆνος (= *kḗnŏs*) 'jener' auf Kreta, Rhodos und Kos, der dem von κῆνος im Lesbischen und von κεῖνος (= *kḗnŏs*) im Jonischen zur Seite steht, nicht auch der Rest einer früher dagewesenen Mundart ist. Denn die westliche Form für das Fürwort des entfernteren Gegenstandes ist τῆνος, ebensogut in Delphoi wie in Herakleia, auf Sizilien und in Megara.

Zwar mußten die von der dorischen Eroberung betroffenen Hellenen bei dem mit dieser eintretenden Dialektwechsel in vielen Fällen die Spuren ihrer ursprünglichen Sprache bewahren. Aber es ist meist recht schwierig, diese Neigung zum Bewahren des Alten zu handgreiflicher Wahrnehmung zu bringen.

In der Zeit, in der die ersten griechischen Texte auf Inschriften oder in Handschriften auftauchen, sind die Sprachen der verschiedensten Typen sonderbar durcheinandergemengt. Im Unterschied von dem, was man sonst meist beobachtet, leistet hier dem Mundartenforscher die Landeskunde keine Hilfe.

Zwar gibt es in gewissen geschlossenen Gruppen zusammenhängende jonische, äolische und westgriechische

Gruppen. Aber die Gründung von Pflanzstädten hat die verschiedenen Mundarten an den Ufern des Schwarzen Meeres, in Italien, auf Sizilien nebeneinandergebracht. Infolgedessen findet man nun Dialekte von ganz abweichendem Gepräge Seite an Seite. In der urgriechischen Zeit gab es Übergangsmundarten, und sicherlich gelangte man in ununterbrochenem Zusammenhang von einem Dialekttyp zum andern. In der geschichtlichen Zeit dagegen liegen grundlegende Unterschiede zwischen benachbarten Mundarten vor: das Arkadische steht weit ab vom Lakonischen und vom Argivischen, die es beide einschließen, das Jonische entfernt sich erheblich vom asiatischen Äolisch und das Attische vom Böotischen. Dies kommt alles daher, daß die alte Verteilung der Dialekte durch die Völkerbewegungen und die Eroberungen auf den Kopf gestellt worden ist. Wäre hier kein Rückschlag eingetreten und hätte sich jeder Dialekt ungestört in seiner Selbständigkeit weiterentwickelt, so wären die Griechen im siebenten und sechsten Jahrhundert v. Chr. zu einer tiefen sprachlichen Scheidung gelangt. Sie wären damit bereits auf dem Punkte angekommen gewesen, wo sie sich nicht mehr gegenseitig verstanden hätten und die Einheit der hellenischen Welt für immer in Stücke zu gehen drohte.

Aber diese Einheit blieb doch eine fühlbare Größe, und die Griechen, die sämtlich mit solcher Eifersucht die Unabhängigkeit jeder Stadt oder jedes Städtebezirkes hüteten, pflegten dabei doch den Gedanken an eine über alle Getrenntheit erhabene Einheit. Diese hat früh ihren Ausdruck gefunden in den Heiligtümern von Delphi und Olympia, wo sich die Griechen aus allen Gegenden trafen, und in Vereinigungen von der Art der olympischen Spiele. Alle Hellenen haben ferner dieselben Kunstformen gemeinsam. Endlich verbreitet sich ein und dasselbe Alphabet, das im Anfang kleine Abweichungen nach den verschiedenen Gebieten enthält, über alle Mundarten; bloß das weit abliegende Kyprische hat seine besondere Silbenschrift.

Tatsächlich sind die Griechen als ausgesprochenes Seevolk fast überall bloße Eroberer gewesen. Mit Ausnahme der im engeren Sinn sogenannten hellenischen Halbinsel haben sie ausschließlich die Ränder der von ihnen

eingenommenen Gegenden besetzt. In Kleinasien, in Libyen, in Italien, in Sizilien und bis nach Gallien finden wir sie nur auf Inseln und in Hafenplätzen, von wo man nur wenige Kilometer bis zum Meere hat. Die gemeinsame Hellenenheimat ist kein Festlandsgebiet, sondern das Mittelmeer und besonders dessen östliche Hälfte von Sizilien bis zum Bosporus: das Land trennte, das Meer einte sie.

Die griechische Stadt, die πόλις, war im Anbeginn eine Festung, von der aus man sich gegen Eindringlinge oder gegen Bewohner des Hinterlandes verteidigte; mit Recht spricht man von einer ἀκρόπολις. Deren Höhe ist manchmal recht ansehnlich. Akrokorinthos zählt 375 m Höhe. Seiner Abkunft nach gehört πόλις, das ursprünglich eben nicht soviel ist wie unser 'Stadt', sondern weit eher dem entspricht, was wir eine Burg nennen, zu ai. *pur-*, lit. *pilis*, die den alten Sinn getreuer bewahrt haben. Als aber die hellenischen Eroberer in dem festen Platze, der den Stützpunkt ihrer Herrschaft bildete, ihre Hauptheiligtümer unterbrachten und ihn zum Sitze der Regierung machten, verlor das Wort πόλις seinen anfänglichen Sinn von 'Festung' und nahm mehr und mehr den von 'Stadt' an. In diesem Bedeutungswandel spiegelt sich der allmähliche Übergang aus dem Zustande kriegerischer Wanderung zu dem verhältnismäßig friedlicher Ansässigkeit, wie er uns in geschichtlicher Zeit begegnet, anschaulich wider.

Was das Verhalten der hellenischen Eindringlinge anlangt, so vermischten sich die einen mit den alten Landeseinwohnern, die anderen dagegen hielten an ihrer Eigenart als Eroberer fest und bildeten auch fernerhin eine geschlossene Adelskaste. In den Gegenden mit jonischer Sprache macht die Bevölkerung in geschichtlicher Zeit einen einheitlichen Eindruck, was soviel heißen will, daß sich die alten Insassen und die in verschiedenen Schüben angekommenen hellenischen Fremdlinge miteinander verschmolzen haben. So entstand ein Volk von Geschäftsleuten und Seefahrern, das sich zwar für hellenisch hielt, in Wirklichkeit aber in hohem Maße die Merkmale des Mischgepräges an sich trug. In den Ländern dorischer Zunge jedoch, wo die Hellenen verhältnismäßig spät ein-

drangen, haben sie sich soviel als möglich von den vorherigen Einwohnern, gleichviel ob Hellenen oder Nichthellenen, ferngehalten, und die längste Zeit über haben sie keine großen Handelsstädte gegründet. Unter der dorischen Herrschaft spielt Kreta, das in der «minoischen» Zeit an der Spitze der gesamten mittelmeerischen Kultur gestanden hatte, so gut wie keine Rolle. Die Hauptstadt Lakoniens, Sparta, liegt vom Meere ab. Im Gegensatz hierzu mußten die dorischen Städte, die ihre Lage zur Gründung von Seeplätzen veranlaßte, ein stark abweichendes Gepräge annehmen. Dies war der Fall bei Kerkyra und Korinth, besonders aber bei den sizilischen Großstädten, deren Geschichte ähnlich wie die der amerikanischen unserer Tage in reißender Schnelligkeit verlief und deren menschenreiche Bevölkerung entsprechend diesem Umstande stark gemischt war.

In dem Abschnitte, mit dem in Wahrheit die griechische Überlieferung beginnt, d. h. in der Spanne vom siebenten bis zum fünften Jahrhundert v. Chr., gab es nach alledem ein Hellenentum mit einer teilweise zwar bewußt empfundenen, anderseits aber doch so stark gelockerten Einheit, daß der sprachliche Zusammenschluß völlig verloren zu gehen drohte, wenn nicht eine rückläufige Bewegung einsetzte. Viele Griechen sitzen nebendraußen als Angehörige kleiner Städte oder Mitglieder von Stammesbünden, die vom großen Gang der Ereignisse abgeschnitten sind. Selbstgefällig brauchen sie ihre Ortsmundart, deren amtliche Verwendung die Unabhängigkeit ihrer unbedeutenden Gemeinwesen verkündet. Daneben aber stehen überall die großen Meeresstraßen offen für Griechen der verschiedensten Dialekte, die sich daselbst begegnen; in weiter Ferne werden Siedelungen angelegt, wo sich die Griechen aus allen Ländern und selbst «Barbaren» zusammenfinden; es wachsen Großstädte empor, wo sich allerlei Leute treffen, die das Bedürfnis einer «Gemeinsprache» empfinden. So treten sich in diesem Abschnitt der griechischen Sprachentwicklung zwei Richtungen entgegen: auf der einen Seite geht das Streben nach unbegrenzter Trennung und Herausarbeitung ebensoviel deutlich geschiedener Formen, als es selbständige Städte gibt, auf der anderen hinwiederum auf Ausgleichung und Vereinheitlichung. Dieser Widerstreit beherrscht die ganze alte Zeit.

Von dem Auftreten der ersten Denkmäler ab hat das Einheitsstreben bedeutsame Folgen gehabt. Wie wir sahen, gab es von Anfang an für ausgedehnte Gebiete wie das kleinasiatische Jonisch nur eine Schriftsprache. Entlehnungen in erheblicher Anzahl haben den Wortschatz selbst der am weitesten auseinandergehenden Dialekte gegenseitig angenähert. Die Übereinstimmung der griechischen Mundarten in der geschichtlichen Zeit beruht einesteils auf dem gemeinsamen Erbe aus dem Urgriechischen, sie beruht aber auch auf den ununterbrochenen Einwirkungen, die diese untereinander ausgeübt haben. Wir kennen keinen Punkt in der griechischen Sprachgeschichte, von dem wir mit Sicherheit behaupten dürften, daß eine Mundart anzutreffen sei, die man für vollkommen selbständig gelten lassen könnte.

Zweiter Teil.

Die Schriftsprachen.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen über die Schriftsprachen.

Außer den in einer Ortsmundart abgefaßten Inschriften und Glossaren, welche in den von Altertumsforschern angelegten Auszügen erhalten sind, besteht die ganze Hinterlassenschaft des voralexandrinischen Griechisch in Schriftstellertexten. Wenn man vom Griechischen spricht, so denkt man meistens an eine Schriftsprache und in allererster Linie an die von Athen. Will man sich ein Bild von der Entwicklung des Griechischen verschaffen, so muß man deshalb so genau wie möglich festzustellen suchen, was diese Schriftsprachen eigentlich sind und in welchem Verhältnis sie zur Umgangssprache stehen.

Die heutige Sprachwissenschaft steht den Schriftsprachen mit Mißtrauen gegenüber. Während des 19. Jahrhunderts haben sich ihre Vertreter vor allem die Aufgabe gestellt, der urwüchsigen Entwicklung der Sprache nachzugehen, und sind hierdurch dazu geführt worden, entweder, soweit sie dies konnten, die Schriftsprache beiseite zu setzen, oder wo dies wie so oft nicht anging, weil sie keine anderen Erkenntnisquellen hatten, die Volkssprachen aus den Texten heraus zu erraten, auf deren Benutzung sie sich wohl oder übel angewiesen sahen. Dies hatte die Folge, daß die Wissenschaft von den Schriftsprachen als solchen nur sehr unvollkommen blieb.

Tatsache ist, daß wir die alten Sprachen für den überwiegenden Teil der Zeit nur in Formen schriftstellerischer Verwendung kennen. Auch der Fall kommt vor, daß sie soweit von der Alltagsrede abweichen, daß wir die letztere aus ihnen nicht zu erschließen vermögen. Das Latein, so wie es die Gelehrten von Augustus bis zur Wiedergeburt des Altertums handhabten, war gleichermaßen bei Völkern in Übung, die sich der verschiedensten Mundarten bedienten, und zwar nicht bloß romanischer, sondern auch nichtromanischer. Es verdeckt die lebendige Entwicklung des Lateins in den Gegenden, wo dieses Sprechsprache war, und es unterdrückt oder beeinträchtigt die Zeugnisse in den Ländern, in denen sich wenigstens das niedere Volk gewöhnlich einer anderen Sprache bediente, z. B. in Spanien, Gallien, Dakien usw. Einer peinlich genau festgelegten Schriftsprache, wie z. B. das Sanskrit, ist es so gut wie unmöglich gewesen, der Entwicklung in Indien zu folgen, und wo dieser Zustand herrscht, muß sich der Forscher mit zufälligen, seltenen und unklaren Andeutungen begnügen. In solchen Fällen, die doch wohl mehr als Ausnahmen zu gelten haben, ist der sprachwissenschaftliche Wert der schriftlichen Überlieferung äußerst gering. Beispielsweise wird ein im elften Jahrhundert n. Chr. von einem germanischen Mönch an Anlehnung an die klassischen Vorbilder abgefaßter lateinischer Text in der von uns hier ins Auge gefaßten Hinsicht nur wenig bieten, wenn er auch bei schärferem Zusehen u. U. recht schätzbare Einzelheiten aus der Laut-, Formen- und Satzlehre zu enthüllen vermag.

Immerhin liegt die Sache nicht stets so schlimm. Bei den meisten Völkern des gegenwärtigen Europa steht es so, daß die Schriftsprache nur eine künstlich geregelte Umgangssprache ist und infolgedessen eine annähernde Vorstellung der letzteren zu geben vermag; insbesondere enthalten die Eigentümlichkeiten der in geringem Grade gebildeten Schriftsteller nicht selten wenigstens in der einen oder anderen Richtung Hinweise auf die Alltagsrede. Dies ist nun im Altgriechischen der Fall. Jede größere Dialektgruppe hat hier das Bestreben gehabt, sich eine besondere Schriftsprache zu schaffen. Gewisse Städte haben eine solche für sich, und ihre Erforschung bietet

für die Dialekte, ja selbst für manche Ortsmundarten brauchbare Anhaltspunkte.

Die Schriftsprachen unterscheiden sich von den Umgangs- und Volkssprachen in ihrem innersten Wesen. Aber sie haben den Vorzug, daß sie abgeschlossene Formen enthalten, von denen ihre Benützer bewußten Gebrauch machen. So weiß der Sprachforscher, worauf er sein Augenmerk richten soll: der Gegenstand seiner Bemühungen ist festumrissen. Nicht ebenso steht es mit den Volksmundarten. Die erste Schwierigkeit, die dem Versuche, eine solche zu beschreiben, entgegentritt, besteht in der Mühe, den Untersuchungsgegenstand genau abzugrenzen. Mag die Bevölkerung, die sich ihrer bedient, auch gesellschaftlich noch so wenig gegliedert sein und noch so wenig Schichten von abweichenden Lebenslagen und Beschäftigungen in sich schließen, so bietet sie trotzdem sprachliche Verschiedenheiten merklichen Grades, die sogar recht erheblich sein können. Wenn ferner, wie dies fast stets vorkommt, die Bewohner der untersuchten Gegend teilweise aus einer anderen Gegend oder von auswärts her eingewanderten Eltern abstammen, so ergeben sich wieder eigene Abweichungen. Ein Mensch, der sein Dorf während einer mehr oder weniger langen Zeit verlassen hat, spricht anders als jemand, der stets daheim geblieben ist. Die Alten sprechen nicht so wie die Jungen. Für vieles gibt es keine feste Regel, und dem Beobachter kommt es nicht zu, eine solche eigenmächtig aufzustellen. Je größer die Genauigkeit ist, mit der man beobachtet, desto schwerer ist die Aufgabe, scharf zu bestimmen, welche Sprache man erforschen will. In der Regel umgeht man die Schwierigkeit, indem man sich an einen willkürlich herausgegriffenen Vertreter der ganzen Sprachgemeinschaft wendet oder von allen Seiten her Tatsachen zusammenrafft; so muß man sich schließlich mit ungenügend zusammenhängenden und schwer miteinander zu vereinbarenden Daten begnügen. Die Bestimmtheit, welche die unmittelbar beobachteten örtlichen Erscheinungen haben, ist oft nur scheinbar und verdeckt in manchen Fällen eine willkürliche Wahl zwischen Tatsachen, welche dieselbe Aufmerksamkeit verdient hätten. Die Schriftsprachen dagegen täuschen nicht; jedermann weiß, daß sie nicht eine

bloße Verkleidung der Umgangssprache darstellen, sondern einen Gebrauch geben, der durch einen bestimmten Kreis von Teilnehmern festgelegt ist. Deshalb kennt der Beobachter genau, was er beschreiben und untersuchen soll; er sieht sich einer Norm gegenüber, von der er weiß, daß sie hartnäckig festgehalten worden ist.

Zwar gibt es in jeder Örtlichkeit oder in jeder Gruppe von Örtlichkeiten, die ein Bewußtsein ihrer Selbständigkeit hat, das Gefühl einer sprachlichen Musterform, nach der man sich richten soll, und es regt sich die Mißbilligung denen gegenüber, die sich beim Reden merklich von dieser entfernen. Aber die Sprechenden sind sich dieser Norm nicht stets bis ins einzelne hinein bewußt; der fremde Beobachter vermag sie nicht zu fassen, und der einheimische kann u. U. persönliche Eigenheiten oder Gespinste seiner Einbildung für wesentliche Züge halten. Es ist denkbar, daß die Menschen für manche Einzelheiten, durch die sie sich von ihrem Nachbarn unterscheiden oder die eine besondere Kraft des Ausdrucks enthalten, ein lebendiges Empfinden besitzen, während sich andere, recht starke Abweichungen der Beachtung entziehen. Von dem Augenblicke dagegen, in dem eine Schriftsprache durch Schriftdenkmäler festgelegt ist, welche durch die Erinnerung einer ganzen Schar Gelehrter oder noch besser durch den Buchstaben erhalten werden, hat der Sprachforscher einen Gegenstand, auf den er seine Aufmerksamkeit richten kann, und dieser Gegenstand ist nicht willkürlich gewählt: es ist genau derselbe, den die Glieder der Gruppe, mit der er sich beschäftigt, in bewußter und gewollter Weise aufgestellt haben.

Außerdem ist die Rolle der Schriftsprachen innerhalb der Sprachentwicklung von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Ohne Zweifel gestatten sie uns nicht, die unwillkürlichen Neuerungen zu beobachten; sie verraten ausschließlich deren festgewordene Folgen, manchmal erst lange, nachdem die Veränderungen eingetreten sind. Aber es kommt nicht selten vor, daß die weiteren sprachlichen Entwicklungen auf einer Form beruhen, die in den Schriftsprachen oder wenigstens in einer durch diese beeinflußten Gestalt festgelegt erscheint. Dies gilt nicht bloß deshalb, weil man sie in keiner anderen Form kennt, was z. B.

auf das klassische Latein als Erkenntnisquelle des Romanisten zutrifft, sondern es kommt dabei auch der Umstand in Betracht, daß es die in der Schule gelehrte Sprache war, die man sich wenngleich nicht stets mit Erfolg nachzubilden bemühte. Manches in der Volkssprache wie die Erhaltung des Schluß-*s* oder die Bewahrung des Doppellautes *au* stammt sicherlich aus dem Hochlatein. Das Arabische hätte eine wesentlich andere Richtung eingeschlagen, wenn es nicht von Anfang an und vor allem die Sprache des Koran und des ganzen großen, an diesen sich anschließenden Schrifttums gewesen wäre. Eine Sprache, die eine große Kraft der Ausbreitung besitzt, muß notwendigerweise einem tätigen Menschenschlag angehören, der ein Gefühl für seine Kraft hat und der dieses Machtgefühl in einem mehr oder minder entwickelten Schrifttum kundtut. Ja, dieses ist selbst ein Mittel der Tätigkeit. Dafür bietet gerade das Griechische schlagende Beispiele. Zusammenfassend können wir sagen: wir dürfen die Schriftsprachen nicht vernachlässigen, sondern wir werden sie als ein wenn auch mit Vorsicht zu benützendes Hilfsmittel verwenden, um durch die von ihnen gebotenen Tatsachen hindurch einigermaßen die undeutlichen Züge der entweder gar nicht oder doch nur schlecht bezeugten Volkssprachen zu erkennen.

Die Schriftsprachen gehören in die Klasse der Sondersprachen und bilden in der geschichtlichen Zeit unzweifelhaft deren wichtigsten Bestandteil.

Die Mundart wird zu allererst durch die Örtlichkeit bestimmt, wo sie gebraucht wird. Abgesehen von dem allerdings häufigen Fall, daß sich eine Gemeinsprache über ein ausgebreitetes Gebiet erstreckt und den Gebrauch der alten Ortsmundarten unterdrückt, gibt es ebenso viele Arten der Rede, als es verschiedene bewohnte Bezirke gibt: jede kleine örtlich begrenzte Gruppe strebt nach dem Besitze einer Eigenrede. Selbst da, wo sich kurz zuvor eine Gemeinsprache ausgebreitet hat, läßt sich die Wahrnehmung machen, daß sie an verschiedenen Punkten ein klein wenig verschieden gehandhabt wird, wenigstens von den Einwohnern, die daselbst wirklich festgewurzelt sind, die keine zahlreichen Beziehungen nach auswärts haben und

die sich nicht verpflichtet fühlen, die Gemeinsprache in ihrer ganzen Reinheit zu sprechen. Im sechsten und fünften Jahrhundert v. Chr. waren die Griechen soweit, daß sie etwa ebenso viele selbständige Ortsdialekte wie Stadtstaaten hatten.

Anderseits erschöpft der Begriff der Ortsmundart entfernt nicht alle die Gesichtspunkte, die der Sprachforscher ins Auge fassen muß. Selbst wenn man ganz absieht von Eigentümlichkeiten der Einzelsprachen, so sehr diese gelegentlich ihre Bedeutung haben können, so muß man alle die Redeweisen von Sondergruppen in Rechnung ziehen: jeder zur Selbständigkeit gelangte Standesberuf hat seine eigene Sprache oder, wenn man so will, seine Klassenmundart; jede der Beschäftigungen, die zeitweilig einen Teil der Bewohnerschaft einer Gegend zu einer Gruppe vereinen, bestimmt damit auch dessen sprachliche Eigenart. Bei den Stämmen von niederer Bildungsstufe gibt es besondere Arten sich auszudrücken für Jagd, Fischfang, gewisse Arten der Ernte, z. B. des Kampfers (s. Lasch, *Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft* in Wien, Bd. XXXVII, 1907 und A. van Gennep, *Revue des études ethnographiques et sociologiques, juin-juillet* 1908). In unseren Tagen hat, wie man leicht Gelegenheit hat zu beobachten, jede Schulgattung, und ebenso die Kaserne oder die Sportswelt ihre Fachsprache. Die religiöse Ausdrucksweise scheidet sich fast stets von der des täglichen Lebens, und wenn sie einmal mit ihr zusammenrinnt, so trennt sie sich doch bald wieder: das Lateinische ist in Rom die Sprache der abendländischen Christen gewesen, weil es die Weltsprache war, und es ist die der gesamten römischen Kirche geblieben, seitdem es von niemand mehr gesprochen wird. Der Koran ist in der Umgangssprache der Zeit geschrieben; aber das Schriftarabische, das die religiöse Sprache aller Muselmanen geblieben ist, wird heutzutage von niemand mehr gebraucht. Mit Ausnahme der großen Sprachen, die zugleich Schrift- und Religionssprachen darstellen, sind die Sondersprachen im allgemeinen schlecht erforscht. Das ist eine empfindliche Lücke in unseren sprachwissenschaftlichen Untersuchungen; denn sie haben in der Entwicklung eine große Rolle gespielt und spielen sie noch jetzt. Freilich ist es manchmal recht schwer, ihnen bei-

zukommen. Denn ohne daß man ein lebendiges Glied der Gruppe wird, die sich ihrer bedient, bringt man es nicht leicht zu einer genügenden Kenntnis und die, welche sich ihrer bedienen, geben den «Fremden» meist nur annähernde oder wenig genaue Andeutungen: Sondersprachen haben gern etwas von Geheimsprachen an sich, und nicht selten werden sie ganz und gar verborgen.

Es ist denkbar, daß eine Sondersprache über die Grenzen der Ortssprachen hinübergreift. Denn die Gruppen, die sich ihrer bedienen, können verschiedenen Orten zugehören, was tatsächlich oft zutrifft. Die Schriftsprachen, in denen wir eine Art von Sondersprachen erkannt haben, zeigen dieses Gepräge meist in hervorragendem Maße, so daß man nicht ohne eine leichte Übertreibung hat sagen können, daß jede Gattung der griechischen Schriftsprache den Dialekt der Gegend beibehalten habe, wo sie zum erstenmal gepflegt worden ist.

Die Weise, in der sich die Sondersprachen von der Ortssprache entfernen, ist wandelbar. Eine Sondersprache, zumal eine religiöse, kann eine ganz fremde Sprache sein, aber auch eine desselben Stammes, wenngleich von abweichender Gestalt. Diese kann eine Sonderabart der Ortsmundart darstellen. Sehr oft unterscheiden sich die Sondersprachen von der örtlichen Gemeinsprache nur durch mehr oder minder zahlreiche Einzelheiten des Wortschatzes. Das, was den Bau einer Sprache bestimmt, d. h. die Lauthervorbringung einerseits und der grammatische Charakter anderseits, ist ebenso Besitztum der allgemeinen Sprache wie einer ganzen Reihe von Sondersprachen: die Ausdrucksweisen der Schule, der Kaserne, der Berufe, der Sporte unterscheiden sich in Wirklichkeit von der Gemeinsprache nicht durch die Lauterzeugung oder die Wortstellung und -abwandlung, sondern nur durch eigene Begriffsbezeichnungen. Schon infolge des Umstands, daß sie wohlgegliederte Systeme bilden, zeigt sich der Laut- und Formenbestand der abändernden Einwirkung ganzer Gesellschaftsgruppen ebenso wie den Einflüssen einzelner Sprecher nicht leicht zugänglich. Im Gegensatz hierzu besteht der Wortschatz aus selbständigen Bestandteilen, von denen jeder sein eigenes Dasein hat und von allen anderen in weitgehendem Maße unabhängig ist; deshalb ist er biegsam und von unbegrenzter Veränderbarkeit. Aus all dem geht hervor, daß sich die Kennzeichnung der Sondersprachen in erster Linie auf dem Gebiete des Wortschatzes bewegt. Eine Sprache kann auf diesen völlig verzichten, ohne von ihrem Grundwesen etwas einzubüßen. Beispielsweise gibt es ein Zigeunerarmenisch, das vom Standpunkt der Laut-, Formen- und Satzlehre rein armenisch, dessen Wortschatz aber dem Armenischen durchaus fremd ist. Aus dieser Möglichkeit ziehen die Sondersprachen ihre meisten Hilfsquellen. In der Regel läuft es dabei auf eine Ersetzung der Ausdrücke der Gemeinsprache durch andere Bezeichnungen hinaus, mögen diese aus fremdem Gut entlehnt oder aus einheimischen, ihrer Bedeutung entkleideten Worten neugebildet oder endlich nach bestimmten Regeln entstellt und verstümmelt sein. Hier gilt ein durchgreifendes Gesetz, das für alle Lehren über die Sondersprachen maßgebend ist, soweit diese nicht Entlehnungen aus der Fremde oder künstliche Erzeugnisse und einfache Verstümmelungen der Gemeinsprache sind; wenn sie nur eine Form der Ortssprache ist, so erhält eine Sondersprache ihr Gepräge gewöhnlich durch Eigenheiten des Wortschatzes.

* * *

Die Schriftsprachen können verschiedene Ursprünge haben.

Ganz zu Anfang ist es eine häufige, fast regelmäßige Erscheinung, daß die religiösen Bräuche in einer von der des Alltags abweichenden Sprache vorgeführt werden. Mit ihrer Ausübung geht man ohne weiteres vom menschlichen Gebiet ins göttliche über, verläßt den Kreis des Weltlichen und tritt in den des Heiligen ein. Will man hier Erfolg haben, so muß man sich einer Sprache bedienen, die allein schon durch den Umstand, daß sie andersartig ist, die Gedankenverknüpfungen meidet, die einen Übergang vom Menschlichen zum Überirdischen weniger wahrscheinlich machen würden (vgl. Hubert und Mauss, Über die Lehre vom Opfer, in den *Mélanges d'histoire des religions*, an mehreren Stellen).

Die Schwierigkeit, die uns häufig bei der Erklärung religiöser Texte entgegentritt, beruht nicht bloß auf unserer mangelhaften Kenntnis der fast stets altertümlichen

Sprache, in der sie abgefaßt sind, auch nicht nur auf unserer Unbekanntschaft mit den Tatsachen, auf die angespielt wird. Vielmehr muß man auch mit dem Umstande rechnen, daß die Verfasser es gar nicht auf müheloses Verstandenwerden abgelegt, sondern vielmehr geflissentlich nach einer gewissen Dunkelheit und Fremdartigkeit gestrebt haben, weil sie sich nicht natürlich ausdrücken wollten. Wenn die *gāthās* des Avesta mehr als zur Hälfte unverständlich sind, so kommt dies von dem absichtlichen Bemühen her, sie dunkel zu machen: die Wortstellung entfernt sich von der üblichen, und selbst eine so geläufige Nebeneinanderrückung wie der Name des großen Gottes *Ahura Mazdāh* erscheint nicht immer in der allein allenthalben bezeugten gewöhnlichen Form, sondern überwiegend in anderen Anordnungen, sei es, daß *Mazdāh* vor *Ahura* steht, sei es, daß beide voneinander getrennt sind. Die Dunkelheit der vedischen Hymnen oder des römischen Arvalliedes ist nicht minder beabsichtigt.

Nun sind aber die Schriftsprachen nicht ganz selten auf religiösem Boden erwachsen. So ist das Sanskrit der Träger eines großen heiligen Schrifttums, des vedischen, gewesen, ehe es in den Dienst weltlicher Zwecke getreten ist. Die Vermutung von Sylvain Levi hat manches für sich, es hätten erst auswärtige, der indischen Überlieferung fremd gegenüberstehende Eroberer kommen müssen, die es wagen durften, das Sanskrit in ihren amtlichen Urkunden anzuwenden und die Bewegung einzuleiten, deren Folge dann die Entwicklung des klassischen Sanskritschrifttums war.

Die Bedürfnisse religiöser Werbetätigkeit haben in geschichtlicher Zeit die Bedingungen für die Schöpfung einer ganzen Reihe von Schriftsprachen geliefert. Die Entstehung des gotischen, armenischen, slavischen Alphabets und die Abfassung von gotischen, armenischen und slavischen Texten hat zur Voraussetzung das Bestreben, bequemere Hilfsmittel für die Bekehrung der Goten, Armenier und Slaven zu schaffen, und überall sind religiöse Texte den weltlichen vorangegangen. Auch da, wo man keine eigentlich neuen Alphabete erfand, diente die Schrift doch großenteils der Ausbreitung des Christentums: so im Altirischen, Altdeutschen, Altenglischen. Diese Sprachen und besonders die von ihnen, die durch die Schöpfung eines eigenen Alphabets und durch die Übersetzung heiliger und gottesdienstlicher Texte eine feste Ausgestaltung erfuhren, haben verschiedensprachigen Bevölkerungen gedient und sind während eines erheblichen Zeitraums im wesentlichen unverändert geblieben. Vom Gotischen kennen wir überhaupt nur die durch den Bischof Wulfila festgesetzten Formen, und so bieten die Handschriften, ganz gleichgültig, woher sie auch stammen mögen, stets dasselbe Aussehen des Gotischen. Auch vom Altarmenischen hat man bloß e i n e Form, und diese ist das ganze Mittelalter hindurch ununterbrochen weitergeschrieben worden. Die Sendboten Kyrillos und Methodios scheinen in ihren für die mährischen Slaven bestimmten Übersetzungen ihr eigenes Slavisch, das der Gegend von Saloniki, angewandt zu haben. Dieses Kirchenslavisch ist dann aber mit unbedeutenden Änderungen bei den Bulgaren, Serben und Russen erhalten geblieben; noch heute bewahrt das Russische eine Menge von Formen und Wörtern, die aus dieser Quelle stammen, und die russische Rechtschreibung verdankt ihr eine so auffällige Eigentümlichkeit wie die Schreibung des Gen. Mask. Sing. der Adjektive *-ago* mit der Aussprache *-ovo*. —

Das Schriftarabische, d. h. das des Koran, ist immer noch das einzige, das man im arabischen Lande schreibt oder doch wenigstens schreiben will, und was an Volkssprache in die Schriften eindringt, entstammt nicht der Absicht, sondern der Unwissenheit der Schreibenden. Die Dauerhaftigkeit der zu Schriftsprachen gewordenen religiösen Sprachen ist sehr groß und wird schließlich als lästige Fessel empfunden. Das Lateinische hat so während des gesamten Mittelalters die ganze abendländische Gelehrtenwelt beherrscht und dadurch, daß es eine festgewordene Ausdrucksweise an die Hand gab, die nicht dieselbe war wie die zur Bezeichnung von Gegenständen der Alltagserfahrung dienende, hat es sich am Ende zwischen die Gelehrten und die unmittelbare Erfassung der Wirklichkeit eingedrängt. Der schriftsprachliche Gebrauch der Volkssprachen, der im XII. und XIII. Jahrhundert einsetzt und sich noch deutlicher im XVI. Jahrhundert bemerklich macht, fällt mit der Erneuerung des neuzeitlichen Denkens zusammen.

Jedenfalls haben die der religiösen Werbetätigkeit entsprungenen Sprachen den großen Vorteil, daß sie über die Völkergrenzen hinüberreichen und deshalb den Gebildeten und Gelehrten mehrerer Länder eine mühelose Verständigung gestatten. Wenn eine nicht auf ein Volk beschränkte Religion, wie Buddhismus, Christentum, Islam, sich ausbreitete, hat sie zur Begründung heiliger Sprachen beigetragen, die über weite Strecken hin für die Priester und alle Schriftkundigen Verständigungsmittel darboten. Eine religiöse Schriftsprache ist zugleich beständig und völkerverbindend.

Abgesehen von diesem durchsichtigsten aller Fälle gibt es festgewordene und verschiedenen Gegenden gemeinsame Sprachen, die wenigstens im Anfang gewissen Gelehrtenverbänden zugehören. So haben wir in Irland die *filé*, in Island die *thul*, bei den Angelsachsen die *scop*. Seitdem überhaupt ein Schrifttum vorhanden ist, strebt dieses danach, eine auf weiterem Gebiet verständliche Sondersprache zu besitzen. Die Sprache der mittelalterlichen französischen Abenteuerlieder ist nicht örtlich beschränkt, sondern eine epische Gemeinsprache. Der *Béowulf* ist nicht in einem bestimmten angelsächsischen Dialekt abgefaßt. Ebenso beobachtet man im dalmatischen Serbisch epische Sondersprachen.

Selbst die sogenannten Volkslieder können dem Sprachforscher keine Texte für die Kenntnis von Ortsmundarten bieten. Alle unterliegen sie dem Verdachte, von der einen in die andere umgesetzt zu sein, und bei diesen Umsetzungen ist die Anpassung sehr oft nur unvollkommen durchgeführt. Es kommt sogar nicht selten vor, daß gewissen Umformungen Versmaß oder Singweise widerstrebt.

Gelegentlich kommt man wohl auch einmal in Versuchung, sich von dem Einfluß der großen Schriftwerke auf die Festsetzung der Sprachen eine übertriebene Vorstellung zu machen. Ohne Zweifel übt zwar ein Hauptwerk, das für lange Jahrhunderte einer ganzen schriftstellerischen Bildungsstufe als Grundlage dient, wie die Bibel und ihre Übersetzungen, auf die Sprachentwicklung eine bedeutende Wirkung aus. Aber wenn Schöpfungen wie Dantes *Göttliche Komödie*, die Erzählungen Boccaccios und die Gedichte Petrarcas den Augenblick bezeichnen können, in dem sich eine Schriftsprache befestigt, und wenn sie ihr dadurch, daß sie als Vorbilder dienen, in gewissem Sinne ein abschließendes Gepräge zu geben vermögen, so sind doch ihre Verfasser in der Regel weder die ersten noch die einzigen, die sich dieser Sprache bedienen, und der Erfolg ihrer Schriftstellerei ist nur deshalb denkbar, weil sie in einer Ausdrucksweise schreiben, die schon vorher eine erhebliche Rolle spielt. Das Toskanische, das Dante und Petrarca angewandt haben, hat gegenüber den Erzeugnissen des Volksitalienischen sehr rasch die Geltung einer Gemeinsprache erlangt. Man sieht hier an einem guten Beispiel, wie eine Schriftsprache Leuten, deren gewöhnliche Redeweisen verschieden sind, auf natürliche Art als Gemeinsprache dient.

* * *

Wenigstens teilweise entziehen sie sich den Veränderungen, welche die Umgangssprachen betreffen, und tragen infolgedessen das Gepräge des Altertümelnden an sich. So ist im Lettischen die Gewohnheit, das Präverb vom Verb zu trennen, in der Umgangsrede nicht mehr vorhanden, die sogenannte Volksdichtung dagegen bewahrt sie noch. Das heutige Französisch hat den Gebrauch des Passé défini (d. h. der einfachen Vergangenheit) in Paris und seinem ganzen Sprechbereich in einem Umkreis von zwei- bis dreihundert Kilometern aufgegeben; in der geschriebenen Sprache jedoch hat es sich gehalten, und in gewissen Fällen ist die Setzung von *il vint* = *vēnit* in einer geschriebenen Erzählung fast ebenso notwendig, wie seine Verwendung in ebenderselben mündlichen Erzählung lächerlich wirken würde. Das gleiche ist es, wenn ein Süddeutscher im schriftlichen Ausdrucke mit einfacher Vergangenheitsform *ich kam* sagt, während ihm diese in mundartlicher Redeweise ganz fremd ist und er hier zusammengesetzte Bildungen wie *ich bin gekommen* oder in manchen Gegenden mit einer sonderbaren Verschiebung sogar *ich war gekommen* braucht.

Diese Beispiele zeigen, daß selbst da, wo die Schrift- und die Sprechsprache einander nahe stehen wie gegenwärtig in der Pariser Gegend — dieses Wort im weiteren Sinne genommen —, die Eigentümlichkeiten der ersteren

auch grammatischer Art sein, d. h. bis in ihren inneren Bau hinein reichen können.

Nicht minder jedoch treffen wir auch solche lautlicher Natur an. Nicht als ob im großen ganzen die Schriftsprache lautliche Züge böte, die der Umgangssprache unbekannt wären: man spricht die erstere mit den Vokalen und Konsonanten der letzteren. Aber es kommt vor, daß man diese Bestandteile hier und dort verschieden verwendet und mit gewissen Ersetzungen arbeitet. Beispielsweise braucht ein Franzose beim Hersagen von Versen oder beim Vortragen einer öffentlichen Rede fast genau dieselben geschlossenen *é* und offenen *è* wie in der vertraulichsten Unterhaltung. Während er jedoch beim Plaudern *léz enfants* mit einem geschlossenen *é* sagt, wird er *lèz enfants* mit offenem *è* sagen, wenn er buchmäßig sprechen will. Die Schriftsprachen enthalten allerlei derartige Umsetzungen. Beruhen sie, was nicht selten der Fall ist, auf einer anderen Mundart als der Umgangssprache, so treten diese Umsetzungen ständig auf und erlangen große Bedeutung. Als man z. B. in Rußland im Mittelalter das Kirchenslavische als Schriftsprache verwandte, mußte man da, wo die Alltagsrede *oro* und *ž* brauchte, manchmal *ra* und *žd* setzen. Das Wort für 'Stadt' lautete *gorod*, aber *Petersburg* heißt *Petrograd* und der 'Bürger' im Volksmund zwar *gorožanin*, amtlich aber *graždanin*.

Altertümlichkeit und Mundartlichkeit sind die beiden Hauptzüge, welche die Schriftsprachen wenigstens auf dem Gebiete der grammatischen oder lautlichen Eigentümlichkeiten kennzeichnen. Am allermeisten ist es, wie wir sahen, der Wortschatz, was zur Unterscheidung dient. Im Französischen, wo beide Arten der Redeweise nicht stark auseinandergehen, gibt es keine der Schriftsprache eigenen Worte; solche, die früher in dieser häufig waren wie *coursier* 'Läufer' oder *guerrier* 'Krieger', machen heute den Eindruck des leicht Lächerlichen; andere, die dann eingedrungen sind, haben im allgemeinen keine lange Lebensdauer gehabt. Am ehesten kann man noch die Vorliebe für gelehrte Lehnwörter aus dem Lateinischen hervorheben; da aber die Umgangssprache eine ganze Menge von diesen in sich aufgenommen hat, so fällt auch dieses Merkmal nicht erheblich ins Gewicht. Es ist im augenblicklich

geläufigsten Französisch fast der regelrechte Zustand, daß das einem Zeitwort entsprechende Tätigkeitswort fremden Ursprungs ist und durch Vermittlung der Schriftsprache dem Lateinischen entstammt: u. a. gehört zu *recevoir* 'aufnehmen' *réception* 'Aufnahme' und zu *ému* 'erregt' *émotion* 'Erregung'. So ist die Schrift- großenteils zur Umgangssprache geworden. Anderwärts hat die erstere dank mancherlei Umständen ihre Selbständigkeit besser bewahrt: so in der englischen Dichtung, während auch hier die Prosa der Alltagsrede nahesteht.

Die Bildung einer Schriftsprache deckt sich in der Regel mit der Schaffung eines Wortschatzes, und die Erfahrung zeigt, daß sie meist unschwer gelingt. So sind im Laufe des XIX. Jahrhunderts mehrere Schriftsprachen entstanden: indem manche Völkerschaften das Bewußtsein ihrer Selbständigkeit wiedergewannen, haben sie zugleich ihr Wörterbuch umgestaltet. Die Armenier haben sich eine oder vielmehr zwei verschiedene Schriftsprachen gegeben, die eine in Konstantinopel, die andere in Tiflis, indem sie an Stelle des gewöhnlichen, in weitem Umfang türkischen Wortschatzes einen neuen, dem klassischen Armenisch entnommenen setzten. Damit verbunden haben sie die Ausmerzung einiger lautlichen Eigentümlichkeiten; unter anderem haben sie im Genitiv das verschwundene Nominativ-*a* wiederhergestellt: in Fällen wie *khaγakh* 'Stadt', Gen. *khaγkhi* wurde nach dem alten Muster *khaγaki* neugebildet. Die Tschechen, die ihren slavischen Wortschatz stark mit deutschen Bestandteilen durchsetzt hatten, haben sich im XIX. Jahrhundert auf gelehrtem Wege einen so gut wie völlig tschechischen geschaffen, in dem fast keine Lehnwörter mehr auftreten und selbst die allgemein europäischen Ausdrücke durch selbstverfertigte Neubildungen verdrängt sind. So ist das überall aus dem griechischen θέατρον entlehnte, auch im russischen und polnischen *teatr* auftretende *Theater* durch *divadlo* ersetzt worden in Anlehnung an *divati* 'betrachten', das dem griechischen θεᾶσθαι inhaltlich entspricht. Übrigens können wir selbst das nach holländischem Vorgang bei uns aufgekommene *Schauburg* anführen. Nicht zuletzt aber ist die neugriechische Schriftsprache durch das ausgesprochene Streben gekennzeichnet, Lehnwörter auszuscheiden und zu ver-

meiden; es deckt seinen Bedarf grundsätzlich durch künstliche und vielfach altertümelnde Eigenschöpfungen. Man sieht hieran, wie leicht es im Grunde ist, einem ungebräuchlichen Wortschatz zur Einführung zu verhelfen, und in welchem Maße die Schriftsprachen häufig auf dem Wörterbuch beruhen.

Ein weiterer Zug, der aber mehr die Syntax als die Sprache selbst betrifft, ist der Satzbau. Beim gewöhnlichen Sprechen begnügt man sich meist mit äußerst einfach gebauten Sätzen, zumal da, wo es kein Schrifttum gibt. Dagegen haben die Schrift- und Buchsprachen in fortschreitender Entwicklung mehr und mehr zu verwickelten Fügungen gegriffen, um die feineren Färbungen auszudrücken und die Gedanken in vollkommnerer und den Einzelheiten der Wirklichkeit angepaßterer Weise darzustellen. Die Art der Satzverbindung überträgt sich von einem Schriftsteller auf den andern und wird eines der deutlichsten Merkzeichen aller Schriftsprachen. Deren Jugend erkennt man meist an der geringen Anzahl und der Ungeschicklichkeit der Satzbildungen, die sie verwenden.

Im übrigen haben geschriebene Sprachen naturgemäß eine gewisse Steifheit. Die Redeweise der Unterhaltung zieht ein gut Teil ihrer Klarheit aus den Umständen, dem Ton, dem Mienenspiel, den Handbewegungen usw.; selbst wenn sie unvollständig oder ungenau sind, bleiben sie doch immer leichtverständlich. Im Gegensatz hierzu müssen die Sätze im Buch so gestaltet werden, daß man sie an sich verstehen kann; sie müssen deshalb regelrecht und vollständig sein. Darin liegt für den Grammatiker eine große Bequemlichkeit, weil er hier die Regeln in ihrer ganzen Schärfe zu beobachten vermag. In dieser Hinsicht weichen Schrift- und Sprechsprache weit voneinander ab. Die Starrheit, die einen der Hauptmängel der ersteren bildet, wird zum Teil durch die Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit der Satzformen und den Reichtum des Wortschatzes aufgewogen.

Im Buchgriechischen ist die Beziehung jedes Satzes zum vorangehenden durch ein Verbindungswort wie γάρ, δέ angezeigt. Zwar hat dieser Gebrauch seine Grundlage in der Umgangssprache, aber seine Regelmäßigkeit verdankt er doch dem Umstande, daß die griechischen Texte bestimmt waren, die einen zum Vortrag in Versammlungen, die anderen, um gelesen zu werden, und zwar von Leuten, die keine Zeichensetzung leitete, und in beiden Fällen mußte man mindestens auf das in der lebendigen Rede gegebene Maß von Satzverbindung dringen, ja, man hatte Grund, eher noch darüber hinauszugehen. Denn nach Menander und anderen Vertretern der volkstümlichen Ausdrucksweise zu schließen, war hier der Partikelgebrauch nicht so fest geregelt. Im übrigen hat es dann die Buchsprache verstanden, das, was ursprünglich für die Zwecke der Klarheit notwendig war, in das Gebiet des Schmuckes hinüberzuziehen.

Zweites Kapitel.
Wortschatz der griechischen Dichtung.

Die Eigentümlichkeiten des Worschatzes, auf denen das Gepräge der griechischen Schriftsprachen vor allem beruht, lassen sich in gewisse Klassen einreihen. Wir können uns hier an Aristoteles anschließen, der in der Poetik 1457 a ff. und in der Rhetorik 1404 b ff. sich darüber vernehmen läßt.

Wer die Umgangsrede anwendet, will vor allem klar sein, der Dichtung aber genügt das nicht. Sie bedarf eines gehobenen, über das Gewöhnliche hinausgehenden Ausdrucks: Aristoteles Poet. 1458 a 18 λέξεως ἀρετὴ σαφῆ καὶ μὴ ταπεινὴν εἶναι und Rhet. 1404 b 1 ὡρίσθω λέξεως ἀρετὴ σαφῆ εἶναι . . . καὶ μήτε ταπεινὴν μήτε ὑπὲρ τὸ ἀξίωμα, ἀλλὰ πρέπουσαν · ἡ γὰρ ποιητικὴ ἴσως οὐ ταπεινή, ἀλλ᾽ οὐ πρέπουσα λόγῳ («für die Prosa»). Um also nicht flach zu sein und für die Dichtung zu passen, muß deren Sprache etwas «Fremdes» an sich tragen und sich von der des Alltags entfernen: Rhet. 1404 b 8 τὸ γὰρ ἐξαλλάξαι ποιεῖ σεμνοτέραν [τὴν λέξιν]· ὥσπερ γὰρ πρὸς τοὺς ξένους οἱ ἄνθρωποι καὶ πρὸς τοὺς πολίτας, τὸ αὐτὸ πάσχουσιν καὶ πρὸς τὴν λέξιν. Διὸ δεῖ ποιεῖν ξένην τὴν διάλεκτον · θαυμασταὶ γὰρ τῶν ἀπόντων εἰσίν, ἡδὺ δὲ τὸ θαυμαστόν ἐστιν.

Man gewinnt diesen besonderen Zug der Dichtersprache, wenn man teilweise die eigentliche Bezeichnung

(das κύριον) vermeidet, indem man sich der Umgangssprache fremder Ausdrücke (γλῶτται) oder sonstiger Mittel bedient: Aristoteles Poet. 1457 b 1 ἅπαν δὲ ὄνομά ἐστιν ἢ κύριον ἢ γλῶττα ἢ μεταφορὰ ἢ κόσμος ἢ πεποιημένον ἢ ἐπεκτεταμένον ἢ ὑφῃρημένον ἢ ἐξαλλαγμένον. Anderseits sind die Worte einfach oder zusammengesetzt: Poet. 1457 a ὀνόματος δὲ εἴδη τὸ μὲν ἁπλοῦν . . . ., τὸ δὲ διπλοῦν . . . εἴη δ' ἂν καὶ τριπλοῦν καὶ τετραπλοῦν ὄνομα καὶ πολλαπλοῦν. Die Dichtung greift zu Zusammensetzungen und zu allem, was nicht der gewöhnlichen Art angehört; dadurch hebt sie sich von der Prosa ab: Aristoteles Rhet. 1404 b ὄντων δ' ὀνομάτων καὶ ῥημάτων, ἐξ ὧν ὁ λόγος συνέστηκεν, τῶν δὲ ὀνομάτων τοσαῦτ' ἐχόντων εἴδη ὅσα τεθεώρηται ἐν τοῖς περὶ ποιητικῆς, τούτων γλώτταις μὲν καὶ διπλοῖς ὀνόμασι καὶ πεποιημένοις ὀλιγάκις καὶ ὀλιγαχοῦ χρηστέον . . . τὸ δὲ κύριον καὶ τὸ οἰκεῖον καὶ μεταφορὰ μόναι χρήσιμαι πρὸς τὴν τῶν ψιλῶν λόγων λέξιν, σημεῖον δ' ὅτι τούτοις μόνοις πάντες χρῶνται· πάντες γὰρ μεταφοραῖς διαλέγονται καὶ τοῖς οἰκείοις καὶ τοῖς κυρίοις.

Zwar gibt es in den erhaltenen Stücken der Poetik keine Darlegung über die Rolle der zusammengesetzten Worte. Aber aus der Rhetorik ersehen wir, daß Aristoteles darin ein Hauptmittel der Dichtung erkannte, so 1405 b 35. Er gibt dafür anschauliche Beispiele: τὸν πολυπρόσωπον οὐρανὸν, τῆς μεγαλοκορύφου γῆς, πτωχόμουσος κόλαξ usf., und er fügt hinzu: πάντα ταῦτα ποιητικὰ διὰ τὴν δίπλωσιν φαίνεται. Noch ausführlicher Rhet. 1406 35 οἱ δ' ἄνθρωποι τοῖς διπλοῖς χρῶνται, ὅταν ἀνώνυμον ᾖ καὶ ὁ λόγος εὐσύνθετος οἷον τὸ χρονοτριβεῖν, ἀλλ' ἂν πολύ, πάντως ποιητικόν, διὸ χρησιμωτάτη ἡ διπλῆ λέξις τοῖς διθυραμβοποιοῖς· οὗτοι γὰρ ψοφώδεις. Ebenso Poet. 1459 a 9 τῶν ὀνομάτων τὰ μὲν διπλᾶ μάλιστα ἁρμόττει τοῖς διθυράμβοις.

Die aristotelische Beobachtung ist sprachwissenschaftlich sehr bedeutsam: die Zusammensetzung ist in den indogermanischen Sprachen kein Erzeugnis der Umgangs-, sondern der gelehrten oder allgemeiner der künstlichen Sprache. Es gibt Sprachen wie das Slavische, in denen alle Zusammensetzungen künstlich und bloße Übersetzungen fremder Vorbilder sind, sei es germanischer, wie *vojevoda* 'Hauptmann' (buchstäblich 'Heerführer'), das genau dem ahd. *heri-zogo* entspricht, sei es, und dies ist noch öfter

der Fall, griechischer. Selbst ein wirklich slavisches, nicht übersetztes, sondern der Alltagsrede angehörendes Wort wie das für 'Bär' *medvědĭ* (buchstäblich 'Honigfresser') ist künstlich: es ist gebildet, um an die Stelle der eigentlichen Bezeichnung des Tieres zu treten, die mit einem Verbot belegt war. Im Indischen sind Zusammensetzungen im Übermaß vorhanden; aber man sieht sie im selben Maß und Verhältnis zunehmen, wie die Sprache künstlicher wird, und im klassischen Sanskrit, das nur noch im Buche steht, spielt die Zusammensetzung die Rolle des Hauptausdrucksmittels. Insbesondere technische und gelehrte Sprachen werden dadurch in hervorragendem Maße gekennzeichnet. Fehlen auch Beispiele in der Prosa nicht, so springt doch deren gelehrter Ursprung meist sofort in die Augen; typisch hierfür sind Bildungen wie ἀλεξιφάρμακον 'Giftabwehr, Gegengift' in der attischen Prosa und der sizilischen Komödie.

Die Prüfung der Texte bestätigt die Aufstellung des Aristoteles. Die Dichtung strotzt von Zusammensetzungen. So hat der Nomos des Timotheos, den wir unter dem Titel «Perser» kennen und der geradezu ein Muster dichterischen Stiles ist, deren fast in jedem Verse: χρυσοκίθαρον 215, νεοτευχῆ 216, ἐπίκουρος 217, εὐγενέτᾶς 218, μακραίων 219, ἰσήβᾶν 227, μουσοπαλαιολύμᾶς (dreigliedrig) 229, λιγυμακροφώνων 232, ποικιλόμουσον 234 usw. Sie dienen als dichterische Nebenbezeichnungen für geläufige Ausdrücke; so entspricht dem ἰσήβᾶν, zu dem sich bei dem vielfach dichterischen Gebrauch aufweisenden Xenophon ἰσῆλιξ und anderwärts ὁμῆλιξ gesellt, ein attisches ἡλικιώτην. Besonders lehrreich aber ist das bei Euripides wiederkehrende εὐγενέτᾶς. Die Prosa hat dafür εὐγενής. Nun ist dies zwar selbst eine Zusammensetzung, gehört aber zu denen, die in der Umgangssprache völlig eingebürgert sind, und nur um ein wirkungsvolles Wort von ausgesprochen dichterischer Färbung zu erhalten, hat man auf veraltetes, bei Homer belegtes γενετή zurückgegriffen.

Wie man an diesem εὐγενέτᾶς sieht, genügt die Zusammensetzung als solche noch nicht, um die Bestandteile einer Dichtersprache zu liefern, d. h. einer solchen, die sich von der des Alltags unterscheidet und durchweg geeignet ist, auf den Hörer oder Leser Eindruck zu machen.

Deshalb greift man außerdem zu ungebräuchlichen Worten, welche die Athener γλῶτται nennen, Aristoteles bestimmt sie Poet. 1457 b so: 3 λέγω δὲ κύριον μὲν ᾧ χρῶνται ἕκαστοι, γλῶτταν δὲ ᾧ ἕτεροι, ὥστε φανερόν, ὅτι καὶ γλῶτταν καὶ κύριον εἶναι τὸ αὐτό, μὴ τοῖς αὐτοῖς γε· τὸ γὰρ σίγυνον Κυπρίοις μὲν κύριον, ἡμῖν δὲ γλῶττα (über das kyprische Wort, das soviel bedeutet als δόρυ, siehe Herodot V, 9). Die Wirkung der γλῶττα beschreibt Aristoteles Poet. 1458 a 18 λέξεως δὲ ἀρετὴ σαφῆ καὶ μὴ ταπεινὴν εἶναι, σαφεστάτη μὲν οὖν ἐστιν ἡ ἐκ τῶν κυρίων ὀνομάτων, ἀλλὰ ταπεινή.... σεμνὴ δὲ καὶ ἐξαλλάτουσα τὸ ἰδιωτικὸν ἡ τοῖς ξενικοῖς κεχρημένη· ξενικὸν δὲ λέγω γλῶτταν καὶ μεταφορὰν καὶ ἐπέκτασιν καὶ πᾶν τὸ παρὰ τὸ κύριον, ἀλλ' ἄν τις ἅμα ταῦτα πάντα ποιήσῃ, ἢ αἴνιγμα ἔσται ἢ βαρβαρισμός· ἂν μὲν οὖν ἐκ μεταφορῶν, αἴνιγμα, ἐὰν δὲ ἐκ γλωττῶν, βαρβαρισμός... τὸ μὲν γὰρ μὴ ἰδιωτικὸν ποιήσει μηδὲ ταπεινόν, οἷον ἡ γλῶττα καὶ ἡ μεταφορὰ καὶ ὁ κόσμος καὶ τἆλλα τὰ εἰρημένα εἴδη, τὸ δὲ κύριον τὴν σαφήνειαν und 1458 b 31 Ἀριφράδης τοὺς τραγῳδοὺς ἐκωμῴδει, ὅτι ἃ οὐδεὶς ἂν εἴποι ἐν τῇ διαλέκτῳ, τούτοις χρῶνται, οἷον τὸ 'δωμάτων ἄπο', ἀλλὰ μὴ 'ἀπὸ δωμάτων'... καὶ τὸ 'σέθεν' καὶ τὸ 'ἐγὼ δέ νιν' καὶ ὅσα ἄλλα τοιαῦτα. Rhet. 1410 b 11 ὅσα τῶν ὀνομάτων ποιεῖ ἡμῖν μάθησιν ἥδιστα· αἱ μὲν οὖν γλῶτται ἀγνῶτες, τὰ δὲ κύρια ἴσμεν. Kurz gesagt: die Dichter müssen sich bis zu einem gewissen Grade an die Umgangssprache anschließen, um verständlich zu sein, und sich davon entfernen, um sich von der Prosa zu unterscheiden; sie wenden sich an Hörer, die gewissermaßen darauf abgerichtet sind, diese Sondersprache zu verstehen und die im übrigen soviel Entsagung üben, daß sie das bewundern, was sie nicht verstehen.

Die γλῶτται sind nicht allen Gattungen der Dichtkunst gleichermaßen eigen. Unter dem Einflusse des homerischen Heldenliedes, das recht altertümlich war und infolgedessen viele dunkle Ausdrücke enthielt, galten die γλῶτται als kennzeichnend für die epische Art: Rhet. 1406 b 2 αἱ δὲ γλῶτται < χρησιμώταται > τοῖς ἐποποιοῖς· σεμνὸν γὰρ καὶ αὔθαδες· ἡ μεταφορὰ δὲ τοῖς ἰαμβείοις· τούτοις γὰρ νῦν χρῶνται. Die γλῶτται dürfen nicht außerhalb ihres Gebietes angewandt werden, und Aristoteles tadelt Euripides, weil er in seinem Telephos den einfachen Begriff «Ruderer» durch die Umschreibung κώπης ἀνάσσων wiedergibt, wo ἀνάσσειν eine altertümliche Entlehnung aus der homerischen Sprache ist: im Arkadisch-Kyprischen war es ein gebräuchliches Wort, dagegen im Jonisch-Attischen eine Glosse.

Die Übertragung (μεταφορά) ist weniger eine sprachliche Erscheinung als ein Stilmittel; wir brauchen uns bei ihr nicht weiter aufzuhalten. Was die übrigen von Aristoteles angeführten Tatsachen betrifft, das πεποιημένον usw., so gehen sie im Grunde auf die γλῶττα zurück. Der Zug, der die griechischen Dichtersprachen kennzeichnet, ist die Verwendung gleichbedeutender Ausdrücke (συνώνυμα) an Stelle der eigentlichen, wie man sie erhält durch Zusammensetzung oder Entlehnung aus anderen Mundarten, besonders aus Schriftwerken, die in alter Zeit in anderen Mundarten abgefaßt sind.

Drittes Kapitel.

Anfänge der griechischen Schriftsprachen.

Ebenso wie wir über die Anfänge der griechischen Staatengeschichte keine Angaben besitzen, fehlt es uns an solchen auch für die Anfänge der griechischen Schriftsprachen.

Nach der Blüte der «ägäischen» Zeit des zweiten Jahrtausends vor der christlichen Rechnung, deren Glanz und Eigenart aus den kretischen Ausgrabungen erhellt, kommt etwas wie ein verhältnismäßig barbarisches Mittelalter. Wir haben keine Möglichkeit festzustellen, in welchem Umfang die hellenischen Eroberer an der «ägäischen» Blüte teilnahmen. Die kretischen Texte der «minoischen» Zeit sind nicht entziffert. Wie schon gesagt, fühlt man sich versucht zuzugeben, daß die Sprache der kretischen Kultur von der griechischen verschieden war und man kein Recht hat, sie für indogermanisch zu halten. Was die mykenische anbetrifft, so ist darüber nichts Sicheres ausgemacht, immerhin jedoch darf es als wahrscheinlich bezeichnet werden, daß sie hellenisch war und etwa zu einer der großen, am frühesten im eigentlichen Griechenland angesiedelten Dialektgruppen, der arkadisch-kyprischen

oder jonisch-attischen, gehört hat. Allein im Laufe aufeinanderfolgender Einfälle hellenischer Stämme wurde das Land mehr und mehr barbarisch, und vom elften bis neunten Jahrhundert v. Chr. hatte man nur noch die Trümmer der vorhergehenden Zeit, ein Vorgang, der sich einigermaßen mit dem Zustande Europas vom sechsten bis zehnten Jahrhundert n. Chr. vergleichen läßt. Dementsprechend finden wir bei den Griechen um das Jahr 1000 v. Chr. herum weder eine Kunst noch eine Schrift noch ein Schrifttum von irgendwie gelehrtem Gepräge: die griechische Kultur tritt nicht vor dem achten vorchristlichen Jahrhundert in Erscheinung. Ja noch die Kunst, der wir im siebenten Jahrhundert begegnen, macht einen befremdend barbarischen Eindruck. Zwar geben die Dipylonvasen mit ihrer festen und bestimmten Linienführung bereits eine Vorstellung von dem, was die griechische Kunst eines Tages werden sollte; aber die Zeichnung ist steif, sozusagen geometrisch, weit entfernt von dem geschmeidigen Können und der geschmackvollen Anmut der «ägäischen» Zeit.

Im übrigen ist es staunenswert, mit welch reißender Schnelligkeit sich die Fortschritte der griechischen Kunst vollzogen haben: in der Bildhauerei folgt auf das noch ganz und gar urtümliche sechste Jahrhundert das schon ganz klassische fünfte. Das Schrifttum, für das die technische Beherrschung des Stoffes nicht in demselben Maße Erfordernis ist wie für die bildenden Künste, ist der Bildhauerei vorangegangen; seine Fortschritte sind seinerzeit jedenfalls nicht weniger rasch gewesen. Vom achten Jahrhundert wissen wir wenig; im siebenten hat sich das homerische Heldenlied noch fast ohne Urhebernamen als Ganzes gestaltet; Lyriker wie Archilochos und Alkman sind bereits Schriftsteller mit deutlich hervortretender Persönlichkeit und einer eigenen Kunst. Die Dichtkunst hat sich ähnlich entwickelt wie die Baukunst, für welche die Beobachtung gilt, daß z. B. in Selinus die Tempel, die im übrigen durch die ebenmäßigste Schönheit hervorleuchteten, mit Bildwerken barbarischer Art geschmückt sind. Zwar hat es in Griechenland vermutlich wie sonst überall eine Volksliteratur gegeben, aber erhalten ist davon nichts. Was wir haben, stammt durchweg von Schriftstellern, die

ihr Fach gelernt hatten. So treffen wir überall einen idealisierten, stilisierten Typ; auch die Inschriften sind kein Spiegel der Umgangssprache.

Der Gebrauch der Schrift scheint nicht über das achte Jahrhundert hinaufzureichen; man hatte olympische Siegerlisten von 776, spartanische Ephorenlisten von 767 und athenische Archontenlisten von 683 v. Chr. an. Keine erhaltene Inschrift scheint älter als das siebente Jahrhundert, und selbst für diese Zeit gibt es nur sehr wenige; keine ist sicher datiert. Die homerischen Gedichte, die eine vor der dorischen Einwanderung in den Peloponnes liegende Heldenzeit schildern, sehen von der Schrift ab und meiden ihre Erwähnung ebenso wie die Nennung von Dorern in Sparta oder Argos. Die ältesten Schriftstellertexte kennen somit nur eine Zeit, in der man das Griechische nicht schrieb.

In dem Augenblicke, wo das Schrifttum auf den Plan trat und sich entwickelte, was vermutlich sehr rasch erfolgte, empfand die hellenische Welt trotz all ihrer Verschiedenheit ihre Einheit. Zwar gab es fast ebensoviel Stadtstaaten als namhafte Orte. Aber alle fühlten sich durch ein gemeinsames Band verknüpft, und das Hellenentum war für die Hellenen selbst wie für die Ausländer eine Tatsache. Man trifft in Ägypten Griechen vom siebenten bis fünften Jahrhundert v. Chr. — die Inschrift von Abu Simbel ist 690 v. Chr. auf den dortigen Koloß eingemeißelt worden. Gegen 560 v. Chr. vereinigte der König Amasis alle griechischen Niederlassungen im Hafen von Naukratis, wo man Griechen aller Art findet: Jonier, besonders von Milet, nahmen daselbst die erste Stelle ein, aber es fehlte auch nicht an ägäischen Dorern aus Rhodos und Knidos, noch an Äolern aus Mitylene. Seit dem achten Jahrhundert trafen sich Griechen aus allen Gegenden in Olympia, und von 588—484 verzeichnete man dort zwölf Siege von Bürgern Krotons. Städte, die sehr weit auseinanderlagen, hatten gegenseitige Beziehungen, wie Sybaris mit Milet. Das blühende Gedeihen von Korinth war eine Frucht des Umstandes, daß es als Vermittler zwischen den östlichen und westlichen Griechen diente; die dort ansässigen Dorer standen in Verkehr mit den Joniern von Euböa und Samos. So überrascht es

uns nicht, wenn wir im Schiffskatalog B 530 den Ausdruck Πανέλληνες lesen, der sich bei Archilochos wiederfindet. Der Name Ἑλλάς tritt mehrfach in der Odyssee auf; Hesiod kennt deutlich den hellenischen Gedanken, und dieser Gedanke liegt den homerischen Gedichten zugrunde. Die allgemeinen Ähnlichkeiten des Baues, die uns einen griechischen Tempel überall auf den ersten Blick erkennen lassen, kennzeichnen treffend die Einheit der hellenischen Welt.

Die sprachliche Einheit blieb stets klar, und in einer beträchtlichen Anzahl von Fällen vermochten sich die Sprechenden von den Umformungen Rechenschaft zu geben, die man vornehmen mußte, um von einem Dialekt in den anderen überzugehen; so haben wir z. B. jonisch-attisch Μοῦσα = dorisch Μῶσα = lesbisch Μοῖσα und ebenso φέρουσα, φέρωσα, φέροισα usw. Wenn ein Argiver πεδαϜοικος, ein Jonier und Athener aber μέτοικος sagte, so gelangten sie ohne Schwierigkeit zu der Einsicht in die völlige Gleichwertigkeit dieser beiden Worte. Bei der Geschicklichkeit, womit die Griechen die Umsetzung aus einem Dialekt in den anderen vornahmen, ist es oft sehr schwer zu bestimmen, welche Ausdrücke die Mundarten sich gegenseitig verdanken, obwohl die Zahl dieser Entlehnungen sicher groß ist. Nur manchmal wirkt eine kleine Unterlassung verräterisch. Wenn beispielsweise ὄλπη und ὄλπις, die ihr Gegenstück im ai. *sarpíḥ* 'Schmeer' sowie im ahd. *salba*, nhd. *Salbe* haben, in Athen einheimisch wären, so müßten sie mit dem harten Vokaleinsatz beginnen. In Wahrheit sind sie kleinasiatischen, vermutlich jonischen Mundarten entlehnt, die an Stelle des harten ʽ den milden ʼ setzen, und die Athener hatten lediglich keinen Anhaltspunkt für den Umstand, daß zur völligen Einbürgerung im Attischen die Hinzufügung eines ʽ gehörte. In ähnlicher Weise dürfen wir wohl annehmen, daß att. ὕπαρ 'im Wachen' nach ὄναρ 'im Traum' gebildet sei und dieses selbst aus einem äolischen Dialekt stamme, in dem man ὀν statt ἀν(ά) sprach: ὄναρ wäre dann das «Ober»flächliche, während ὕπαρ das «darunter» befindliche Kernhafte bezeichnen würde. Solche Fälle vermag erst der heutige Sprachforscher zu erkennen, aber sie bilden eine Ausnahme, und wir verfügen fast niemals

über die Mittel zu entscheiden, ob ein in einer bestimmten Mundart gegebenes Wort ursprünglich oder einem fremden Dialekt entnommen ist.

Alles in allem hat sich das griechische Schrifttum in einer Zeit entwickelt, in der ungeachtet der staatlichen Zersplitterung die Hellenen ein sehr starkes Bewußtsein ihrer Einheit besaßen. Demgemäß ist es ebenso wie ihre Baukunst keine örtlich begrenzte, sondern eine allgemeine hellenische Erscheinung.

Die Einheit des Hellenentums findet ihren Ausdruck in der großen Siedelungsbewegung, welche die ganze Dauer der alten griechischen Geschichte in sich befaßt. Die Südspitze der Balkanhalbinsel hat den Hellenen ihren Ausstrahlungsmittelpunkt geliefert, und die allen Hellenen gemeinsamen Heiligtümer von Olympia und Delphoi liegen in Mittelgriechenland. Was jedoch seine Macht geschaffen hat, das ist seine weite Verbreitung über die Inseln und Küsten des Mittelmeeres. Nirgends haben die Griechen in den Ländern tiefe Wurzeln geschlagen; ihre Niederlassungen beschränken sich auf Hafenplätze und das sich unmittelbar um diese herum ausdehnende Gebiet. Wenig zahlreich, wie sie waren, haben sie überall nur die Streifen am Meere besetzt; auch in Sizilien haben sie niemals das eigentliche Innere eingenommen. Eine Ausnahme bildet allein das europäische Festland, aber auch dieses beschränkt sich auf einen schmalen und dünnen Teil der Balkanhalbinsel, und man kann nicht behaupten, daß sie nennenswerte Beziehungen zu den Barbaren im Norden gehabt hätten. Niemals fühlten sie das Bedürfnis, auch wenn sie noch so weit von der Heimat entfernt waren, ihre Umgebung vom Standpunkte der neuen Länder aus zu betrachten, an die sie mehr nur angrenzten, als daß sie darin wirklich gewohnt hätten; ihr eigentliches Gebiet war und blieb das Mittelmeer, das sie in jeder Hinsicht durchmaßen und wo sie sich von Hafen zu Hafen begegneten. Zwar sind die ursprünglichen Quellen des Reichtums neben dem Handel Grundbesitz und Bodenbearbeitung, und das, was die Eroberer suchten, waren anfänglich außer Abnehmern von Waren Länderstrecken und Leute zu deren Bestellung. Anderseits aber war das Meer der Weg, auf dem die Siedler kamen und von dem

sie sich nirgends losmachen konnten. Abgesehen von einigen dorischen Städten, in denen der herrschende Adel von der Landarbeit der Unterworfenen lebte und deren klassisches Beispiel Sparta nebst den kretischen Städten bildet, bemißt sich die Bedeutung einer griechischen Stadt nach der Rolle, die sie auf dem Meere spielt. Die aufeinanderfolgenden Stufen der Blüte und des Niedergangs der großen Gemeinwesen von Chalkis und Eretria auf Euböa, von Milet u. a. in Kleinasien, und später von Athen in Attika und Syrakus auf Sizilien hängen unmittelbar mit äußeren Ursachen zusammen, die daselbst die Entwicklung der Schiffahrt beschleunigt oder verlangsamt haben. Jedenfalls ist die griechische Gesittung der geschichtlichen Zeit ganz und gar das Werk der Seestädte.

Die Siedelung, von der diese gesamte Tätigkeit der Hellenen abhängt, ist ihre große Leistung vom zehnten bis sechsten vorchristlichen Jahrhundert gewesen; was ihre Stärke ausmachte und bewirkt, daß auch heute noch die griechische Sprache wenigstens im östlichen Becken des Mittelmeeres fortlebt, das ist der Umstand, daß alle griechischen Mundarten an allen Gestaden des Mittelmeers Fuß gefaßt haben. An diesem Ergebnis haben Hellenen jeglicher Gattung ihren Anteil. Leute aus verschiedenen Städten vereinigten sich, um eine Siedelung zu gründen. Verschiedensprachige Siedelungen setzten sich an denselben Küsten nebeneinander fest, und auf Sizilien etwa trifft man Seite an Seite dorisch und jonisch redende Pflanzstädte. In jedem bedeutenden griechischen Handelsplatz haben Griechen aller Art nebeneinander gewohnt und gemeinsame Geschäfte gemacht. Hätten sie das Leben von Bauern geführt und auf zusammenhängenden Gebieten gedrängte Dialektgruppen gebildet, so wäre denkbar, daß sie schließlich verschiedene Völkerschaften und einigermaßen ausgedehnte Staaten geschaffen hätten. So aber, da sie über alle Küsten des Mittelmeers zerstreut und miteinander vermischt waren, ist es ihnen stets nur gelungen, Zwergstaaten oder ganz kleine Bünde zustande zu bringen. Trotzdem hat das überwiegende Gefühl der hellenischen Einheit sich gehalten und immerwährend verstärkt.

Es ist kein Zufall, daß uns die ersten Schriftwerke Griechenlands die Gefühle der Leute übermitteln, die an dieser großen Siedelungsbewegung teilgenommen haben. Kein Ereignis der Menschheitsgeschichte vermag uns eine höhere Vorstellung von der Leistungsfähigkeit des menschlichen Willens zu geben als der Fortschritt dieses kleinen Volkes, dem es in einigen Jahrhunderten gelungen ist, die Herrschaft über ein für damalige Begriffe gewaltiges Meer zu erobern; genauer gesprochen, sind wir hier einmal imstande, in einem nahezu geschichtlichen Zeitabschnitt einen Entwicklungsvorgang mit Händen zu greifen, der einem so bedeutenden Teile der Welt eine der hervorragendsten, wo nicht die hervorragendste der indogermanischen Sprachen aufgenötigt hat. In einer uns näherstehenden Zeit kann man damit die Eroberungen der skandinavischen Völker vergleichen, die sich in Island festgesetzt und deren Nachkommen anderseits auf Sizilien und in Italien die Spuren der alten Griechen wiedergefunden haben; wie die Griechen, so haben sich die Skandinavier tatsächlich eine epische Schriftdichtung geschaffen. Die Ilias verkörpert in der Form des Heldenliedes die Kämpfe, welche die Hellenen mit den Urbevölkerungen an den Ufern des Mittelmeeres ausfechten mußten, und die Odyssee führt uns kühne Schiffer vor, wie sie von Abenteuer zu Abenteuer schreiten, bevor sie sich der Ruhe erfreuen dürfen. Diese beiden Werke wären nicht auf den Ton gestimmt, den sie an sich tragen, sie hätten nicht seitdem alle ihre Hörer und Leser im Innersten ergriffen, wenn sie nicht die Empfindungen von Menschen wiedergäben, die vor allen andern auf den Namen tatkräftiger Helden und Eroberer Anspruch machen können.

Das griechische Geistesleben hat sich im Siedelungsland entwickelt, und hier ist auch zuerst das Schrifttum aufgekommen. Die Lyrik erscheint auf Lesbos, und die der Dorer geht von da aus; Terpandros, der die Buchlyrik begründet und in Sparta eingebürgert hat, ist ein Lesbier von Antissa und der erste «dorische» Lyriker, von dem etwas übrig ist. Alkman ist ein Fremder von der griechisch gewordenen kleinasiatischen Küste. Von Archilochos angefangen hat sich die jonische Lyrik in Kleinasien entwickelt. Das Geschlecht des ältesten uns bekannten griechischen Festlanddichters, Hesiod, kam aus Kleinasien und wenn die *Werke und Tage* das künst-

lerisch betrachtet tiefststehende Erzeugnis unter den Werken des griechischen Griffels sind, so ist dies sicherlich daraus zu erklären, daß sie in Böotien in einer wenig gebildeten bäuerlichen Umgebung aufgezeichnet wurden. Die ältesten Vertreter der Chorlyrik dorischen Gepräges, von denen wir die Namen kennen und günstigen Falles einige Verse besitzen, Stesichoros und Ibykos, sind Jonier; letzterer stammt aus einer jonischen Stadt Unteritaliens, Rhegion. Die sizilische Komödie mit Epicharm und Sophron an der Spitze hat der attischen Komödie als Vorbild gedient. Die ältesten Philosophen kommen aus Pflanzstädten und sind viel gereist; der auf Samos geborene Pythagoras ist dann nach Kroton in Unteritalien übergesiedelt und dort der Begründer der westgriechischen Philosophie geworden. Xenophanes aus Kolophon hat seinen Sitz zu Elea in Unteritalien aufgeschlagen. Als schließlich in Athen die Rhetorik geschaffen und ausgebildet wurde, da waren ihre beiden Hauptlehrer Gorgias aus Leontion (Leontini) in Sizilien und Thrasymachos aus Chalkedon in Thrakien. Mit Ausnahme der Tragödie, die jedoch nur eine entwickeltere Form der Chorlyrik darstellt und in der ganzen Entwicklungsreihe der dichterischen Kunstgattungen am Schlusse steht, sind diese alle in den Pflanzstädten des siebenten bis fünften Jahrhunderts v. Chr. geschaffen worden.

Daher kommt es, daß die Sprache einer jeden von ihnen niemals die eines gegebenen Ortes ist, wenigstens nicht vor der Begründung des attischen Reiches. Die alten griechischen Schriftsprachen tragen mehr oder weniger ein mundartliches, nicht aber ein örtliches Gepräge an sich. Tatsächlich wandten sie sich nicht an die Bewohner einer einzelnen Stadt, sondern einer ganzen Städtegruppe, ja im Grunde an ganz Griechenland. Beim Anhören eines literarischen Textes, der in einem von dem ihrigen abweichenden Dialekt verfaßt war, verstanden es die Griechen, die nötigen Umsetzungen so vorzunehmen, daß sie ihn verhältnismäßig bald verstanden: Ilias und Odyssee sind nicht Epen einer Stadt oder Gegend, sondern Allgriechenlands.

Viele Städte haben ihre Ortsmundart in ihren amtlichen Urkunden angewandt, und hiervon legen die Inschriften Zeugnis ab. Aber etwas anderes ist eine amtliche Urkunde, die sich nur an die Glieder einer engbegrenzten Gemeinschaft richtet, und ein schriftstellerisches Werk, das sich an ein ganzes Volk oder an einen hervorragenden Teil des Volkes wendet. Demnach bietet eine Schriftsprache eine Art Durchschnitt zwischen einer Reihe von Ortssprachen oder das Ergebnis von Mischungen.

Einerseits darf man zwar die oft wiederholte Versicherung nicht allzu buchstäblich nehmen, daß die Gattungen des griechischen Schrifttums die Mundart der Landschaften bewahrt hätten, in denen sie entstanden sind; es würde schwierig sein, diesem Satze einen ganz scharfen Sinn zu geben, wenigstens für die alte Zeit: außer den künstlichen Nachahmungen der hellenistischen und der Kaiserzeit gibt es lesbische Dichtung nur auf Lesbos und jambische nur in Jonien. Auch wissen wir nicht, wo die Chorlyrik, noch wo die Elegie entstanden ist. Anderseits aber gibt es doch für jede Gattung, je nach der Gegend, in der sie sich entwickelt, und je nach den besonderen Bedingungen, unter denen diese Entwicklung gestanden hat, eine besondere Sprachform. Die Sprache des Epos ist die der gesamten hexametrischen Poesie und hat auch der Lehrdichtung für Orakel und alle Arten inschriftlicher Formeln in Versen gedient; nicht selten hat sie sodann eine örtliche Färbung angenommen, und oft treffen wir auf Inschriften epische Rede mit dorischem Einschlag. Die in Jonien aufgekommene Elegie erscheint in epischem Gewande mit starker jonischer Verbrämung. Für dorische Städte bestimmt, zeigt die Chorlyrik nahezu dorisches Gepräge, selbst in dem Falle, daß sie von nicht dorischen, sondern etwa von jonischen Dichtern wie Bakkhylides oder böotischen wie Pindar herrührt. So hat jede literarische Gattung ihre eigene Sprache unabhängig von der Sprache dessen, der sie anwendet. Durch ihre Beziehungen zu gegenseitigem Verständnis ihrer Rede gezwungen, lasen die gebildeten Griechen des sechsten und fünften vorchristlichen Jahrhunderts dialektisch weit voneinander abweichende Schrifttexte; man braucht nur auf Plato zu verweisen, um zu sehen, welchen Einfluß auf seine Bildung die Dichterwerke jeglicher Art ausgeübt haben. Die mehr oder minder allen

Dichtgattungen gemeinsamen γλῶτται stellen zwischen ihnen allen eine gewisse Einheit her.

Im übrigen hätte die klassische hellenische Kunst, die es niemals auf bloße Augentäuschung abgesehen hat, die nie der Abklatsch einer handgreiflichen Wirklichkeit ist, in der Anwendung einer Umgangssprache niemals das ihr zusagende Ausdrucksmittel gefunden. Die Schriftsprachen Griechenlands sind stilistisch abgestimmt wie alles sonst in der griechischen Kunst, unter deren Kennzeichen eines der wesentlichsten das ist, daß sie stets eine Deutung der Wirklichkeit mit Hilfe scharf begrenzter und nach festgelegten Grundsätzen ausgewählter Formen darstellt. Das künstliche Gepräge dieser Sprachen ist kein Zufall; es entspricht allgemeinen Strömungen.

Viertes Kapitel.

Die Ursprünge der griechischen Verskunst.

Der griechische Vers gehört zu derselben Klasse wie der vedische. In beiden beruht der eigentliche Wortton nicht auf der Stärke, sondern auf der Höhe, so daß es sich daher nicht um einen Akzent in unserem Sinne handelt. Er ist beispielsweise mit dem deutschen oder englischen gar nicht zu vergleichen. Auf die Sprechdauer oder die Färbung der Vokale übt er keine erhebliche Wirkung aus, und die Verteilung der hoch- und tiefbetonten Silben ist etwas für den Vers Gleichgültiges. Hier wie dort ist das Entscheidende der Wechsel von langen und kurzen Silben: m. a. W., die Metrik ist quantitierend, nicht akzentuierend. Dies stimmt tatsächlich zu dem, was man über den durchaus quantitierenden Bau des Gemeinindogermanischen sowie jeder einzelindogermanischen Sprache auf der zeitlichen Stufe des Vedischen und Altgriechischen weiß; insbesondere ist hier auch das gerade in diesem Punkt besonders altertümlich gebliebene Litauische anzuführen.

Die Prosodie, d. h. die Gesamtheit der Regeln, nach denen man die langen und kurzen Silben bestimmt, ist

im Griechischen und Vedischen genau dieselbe. Lang ist von vornherein jede, deren vokalischer Bestandteil lang ist, was dann eintritt, wenn dieser aus einem «naturlangen» Vokal oder einem Diphthongen besteht: ἀήρ; αὐρᾱ 'Luft', jon. αὔρη. Als «positionslang» gilt sodann jede Silbe, in der auf einen von Natur kurzen Vokal ein Konsonant oder eine Konsonantengruppe so folgt, daß sie «gedeckt» ist, d. h. konsonantisch endigt. Bei Homer wie in den Veden wirkt jede Konsonantengruppe in dieser Richtung: die erste Silbe von ἐκ-τός 'außerhalb', ἐσ-τι 'ist' (ἐσ-τι) und πατ-ρός '*patris*' werden bei ihm gleichermaßen als Länge gemessen. Später konnte eine Verschiebung der Silbengrenze stattfinden, indem beim Zusammentreffen von Verschluß- und flüssigem Laut (muta + liquida) wie τρ gelegentlich beide zur folgenden Silbe gezogen wurden (*correptio attica*, attische Verkürzung). Auf diese Weise erschien der vorangehende Vokal «ungedeckt» und konnte so als Kürze behandelt werden. Während somit ἐκ-τός, ἐσ-τι, wo zwei Verschlußlaute aufeinander trafen, stets spondeisch blieben — —, war es möglich, etwa πα-τρός pyrrhichisch zu messen ◡ ◡.

Allein diese sogenannte *positio debilis* war mehr bloß eine nachträgliche Abirrung in verhältnismäßig später Zeit, deren Entwicklung man vom sechsten Jahrhundert v. Chr. ab verfolgen kann und die an der ursprünglichen Übereinstimmung der griechischen und vedischen Verskunst nichts ändert.

Ferner enthalten die griechischen wie die vedischen Verse von einer gewissen Ausdehnung einen Einschnitt an einer festen Stelle, die in der Regel nicht mit der mathematisch genauen Mitte zusammenfällt. Auch braucht er nicht notwendig mit einem Sinnesabschnitt Hand in Hand zu gehen und ist nicht an das Eintreten nach einem starken oder schwachen Taktteil gebunden, es genügt, daß an einem im allgemeinen festliegenden Orte ein Wortende stattfinde.

Nach all dem sind die wesentlichen Gesichtspunkte bei der altgriechischen und der vedischen Verskunst genau dieselben. Zwar erscheinen sie auf den ersten Anblick recht verschieden, aber das kommt daher, daß sie nur teilweise bekannt und nach einem langen Zeit-

raume selbständiger Entwicklung überliefert sind, in dem sich jede in eigenartiger Weise gestaltet hat. Reste der anfänglichen Einheit blicken da und dort immer noch durch.

In beiden Sprachen ist der empfindliche Versteil der Schluß: hier ist, außer an der letzten Silbe des Verses, die bei beiden Völkern gleichgültig ist, die Stelle, an der die strengsten Regeln gelten. Auf der anderen Seite gibt es am Beginn eines vedischen Verses fast keinen festen Wechsel zwischen Längen und Kürzen. Dies erinnert an die gleichgültige «Basis» der äolischen Verse, an die Fälle von Ungebundenheit des ersten Fußes im Hexameter, endlich an die besonderen Freiheiten des ersten Fußes der Jambotrochäen.

Zwei der geläufigsten vedischen Verstypen, die sich im übrigen aufs genaueste gleichen, unterscheiden sich einfach dadurch, daß der Schluß des einen die Form aufweist — ⏑ — ⏑ ⏓ und der Schluß des andern die Form — ⏑ — ⏓. Hier erkennen wir den Gegensatz der akatalektischen und der katalektischen Verse im Griechischen.

Ähnliche Übereinstimmungen im einzelnen werden schwerlich zufällig sein. Einige griechische Metra lassen sich jedenfalls neben die vedischen stellen. Diese sind strophisch, und so muß man im letzten Grunde strophische Formen miteinander vergleichen. Nun sieht man aber ohne Mühe, daß die äolische Metrik in der festen Silbenzahl der vedischen ähnlich ist, wo jeder Vers in diesem Punkt deutlich bestimmt erscheint. Dabei denken wir an die sogenannte *jagatī* und *triṣṭubh*, die je nach der Stelle des Einschnitts zwei merklich voneinander abweichende Gestalten zulassen. Die *jagatī*, d. h. der akatalektische Typ, sieht so aus: ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ ‖ ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏓, wenn der Einschnitt nach der fünften Stelle liegt. Die Wechselform mit einer Länge unmittelbar nach dem Einschnitt, nämlich ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ ‖ — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏓ ist weit seltener, jedoch erforderlich in einer gewissen Anzahl von Hymnen, wo sie deutlich herrscht. Dann tritt die fünfte Silbe regelmäßig als Kürze auf, so daß der Gesamtvers trochäisches Gepräge erhält: ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ ⏑ ‖ — ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏓. Im ganzen jedoch ist dies eine Ausnahme. Tritt der Ein-

schnitt nach der vierten Silbe ein, so ist der Bau folgender: ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ ‖ ⏓ ⏑ ⏓ — ⏑ — ⏑ ⏓. Die vier oder fünf ersten Silben sind in der Sprechdauer nicht vollkommen gleichgültig. Die erste ist dies zwar durchaus, die zweite dagegen ist öfter lang als kurz und die dritte umgekehrt öfter kurz als lang, so daß im ganzen der Anfang des Verses überwiegend iambisch ist, ohne daß jedoch hierin strenger Zwang herrschte; vielmehr begegnen alle Verteilungen von Längen und Kürzen, eingeschlossen — — — — — oder ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ und — — — — oder ⏑ ⏑ ⏑ ⏑. ***Triṣṭubh*** unterscheidet sich vom vorhergehenden nur durch katalektischen Schluß und enthält demgemäß eine Silbe weniger; die sieben ersten Silben sind in beiden ganz gleich, so daß man nicht den geringsten Unterschied bemerkt.

Diese vedischen Verse, zumal die mit dem Einschnitt nach der vierten Silbe, zeigen häufig folgende Gestalt: ⏓ — ⏑ — ‖ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏑ ⏓ oder ⏓ — ⏑ — ‖ ⏑ ⏑ — — ⏑ — ⏑ ⏓, mit anderen Worten: nimmt man die Reihen so, wie sie sich darbieten, und verzichtet auf den Versuch rhythmischer Abteilung, dem doch stets das Merkmal des Willkürlichen anhaftet, so findet man, sie bestehen aus Daktylen und Trochäen, oder, genauer gesagt, die Längen, welche die Rhythmusgipfel bilden, sind bald durch eine und bald durch zwei Kürzen getrennt. Man erkennt sofort das wesentliche Kennzeichen des äolischen Verses, den berufenen Enopliakos, und der Sapphikos παῖ Δίος, δολόπλοκε, λίσσομαί σε, erinnert an einen vedischen Vers von der geläufigen Form — ⏑ — ⏓ — ⏑ ⏑ — ⏑ — ⏓, wobei allerdings zu beachten ist, daß der sapphische Vers keinen notwendigen Einschnitt enthält, wohl aber der vedische. Der Alkaikos οὐ χρὴ κάκοισι θῦμον ἐπιτρέπην. findet im Vedischen nicht ebenso eine Entsprechung, aber wir treffen hier den wesentlichen Zug der Trennung der beiden Längen bald durch eine, bald durch zwei Kürzen; nur die beziehungsweise Stelle dieser Gruppen ist verschieden. Selbst da, wo sich in den Veden diese Abfolge der beiden Kürzen nicht findet und wo man unter anderem den häufigen Typ hat ⏓ ⏓ ⏓ ⏓ ‖ — ⏑ — — ⏑ — ⏑ ⏓, sieht man, daß die Abfolge von Längen und Kürzen eine charakteristische Ungleichmäßigkeit enhält und daß der Vers nicht auf den jam-

bisch-trochäischen Rhythmus zurückgeführt werden kann. Die Verse der Korinna, die im böotischen Äolisch schreibt, ergeben dasselbe Bild:

τὰν δ᾽ ἴαν Μήας ἀγαθὸς
πῆς Ἑρμᾶς· οὕτω γὰρ Ἔρως
κὴ Κούπρις πιθέταν, τιὼς
ἐν δόμως βάντας κρουφάδαν
κώρας ἐννέ᾽ ἑλέσθη.

Die Anordnung der drei- oder vierzeiligen Strophen ist in den Veden und bei den lesbischen Dichtern fast dieselbe.

Daß man die lesbischen und die vedischen Reihen überhaupt genau miteinander vergleichen kann, ist dem Umstande zu verdanken, daß beide eine feste, ja, wie wir gesehen haben, teilweise sogar dieselbe Silbenzahl haben: der Alkaikos nebst dem Sapphikos und der *triṣṭubh*-Vers sind Elfsilbler.

Die Gesamtheit dieser Übereinstimmungen, denen man bei eingehender Einzeluntersuchung noch andere anfügen könnte, führt zu der Annahme, daß der vedische und der griechische Vers auf derselben metrischen Grundform beruhen. Gestützt auf die Tatsache, daß die Metrik der in ihrem sprachlichen Zustand mit dem der vedischen ganz und gar vergleichbaren Avestatexte nicht quantitierend ist, hat man diese Annahme nicht selten bestritten. Im ältesten Teil des Avesta, den *gāthās*, stößt man wirklich auf Strophen, die nach Vers- und Silbenzahl sowie nach dem Sitz des Einschnitts vollkommen an vedische Strophen erinnern, in denen aber keine Spur quantitierender Messung erscheint. Überhaupt spielt diese im Avesta nirgendwo irgendeine Rolle. Nun hat man geglaubt, dies sei der ursprüngliche Zustand, und die Abweichung davon im Veda einerseits, im Griechischen anderseits stelle eine nachträgliche Vervollkommnung dar. Beachtet man jedoch, daß der quantitierende Rhythmus der Sprache im Altiranischen durch den Umstand gestört ist, daß die Vokale der Vielsilbler im unbedingten Auslaut keine bestimmte Dauer mehr haben, sondern in den *gāthās* alle als Längen, im Spätavesta als Kürzen bezeichnet sind und daß das Altpersische keinen Unterschied zwischen einem alten kurzen *-a* und einem alten langen *-ā* am Schlusse macht, so ist die Annahme natürlicher, daß der quantitierende Rhythmus im Iranischen verloren gegangen sei und daß man die am Anfang des Verses ererbte Unempfindlichkeit gegenüber Quantitätsschwankungen verallgemeinert habe. Die Übereinstimmungen zwischen dem vedischen und dem äolischen Versbau und der Einklang zwischen diesem quantitierenden Vers mit dem quantitierenden Grundzug des Sprachrhythmus sind zu auffallende Erscheinungen, um bloß zufällig zu sein. Es trifft sich unglücklich, daß, abgesehen vom Altindischen und Altgriechischen, die indogermanischen Sprachen meist zu spät überliefert sind, in Zeiten, da die in der Sprache eingetretenen Veränderungen notwendigerweise auch die Metrik umgestaltet haben, weshalb sie uns für unseren Gegenstand nichts mehr lehren können. Der germanische oder irische Vers wird durch den Stärkeakzent auf der Anfangssilbe des Wortes beherrscht und vermag deshalb für den indogermanischen nichts zu bieten. Selbst das Lateinische, das doch auf einer verhältnismäßig frühen Stufe der Entwicklung überliefert ist, hilft uns hier nichts: der Saturnier ist zu dunkel, und die übrigen Versformen bloße Abklatsche nach griechischen Mustern.

Der hexametrische Vers stellt gegenüber dem für das Vedische und Äolische gemeinsamen Zustand eine starke Neuerung dar: eine Gruppe von zwei kurzen Silben kommt hier unter Umständen einer langen gleich, wodurch es kommt, daß der Vers nicht mehr eine feste, sondern eine zwischen einem Höchst- und einem Mindestmaß schwankende Zahl von Silben hat entsprechend der Zahl der Längen, die in Kürzen aufgelöst werden können; ein Hexameter kann demnach zwischen zwölf und siebzehn Silben haben, und tatsächlich finden sich beide Gestalten. In den Jambotrochäen ist es sogar möglich, daß eine zweisilbige Gruppe, die einer Länge entspricht, einen guten Taktteil ausmacht; so bei Archilochos

οὐδὲ θαυμάσιον, ἐπειδὴ Ζεὺς πατὴρ Ὀλυμπίων

oder

ἐνάλιον καί σφιν θαλάττης ἠχήεντα κύματα.

Dies kommt oft vor. Die Regel ist aber doch, daß die starken Taktteile durch Längen gebildet werden:

χρημάτων ἄελπτον. οὐδέν ἐστιν οὐδ' ἀπώμοτον.

Anderseits bieten die im eigentlichen Sinn jonischen Verse nicht die charakteristische Ungleichheit der zwei und der einen kurzen als abwechselnder Grundlage eines schwachen Taktteils. Die große, in der Möglichkeit des Ersatzes einer Länge durch zwei Kürzen bestehende Neuerung ist somit erkauft durch eine größere Gebundenheit des Rhythmus. Wie in anderen Dingen, so zeigt uns auch hier der von den jonisch sprechenden Griechen vertretene Standpunkt eine besonders fortgeschrittnere Entwicklungsstufe. Man darf wohl annehmen, daß die äolische Dichtung hier eine alte Überlieferung, die jonische aber eine Neuschöpfung vertritt. Die bedeutende Rolle, die in dem viermorigen daktylischen Versmaße die Zweikürzengruppe spielt, ist eine griechische Neuerung; das Sanskrit, das einen dreimorigen Rhythmus zeigt und Kürze mit Länge abwechseln läßt, setzt den ursprünglichen Zustand fort.

Über das epische Maß haben wir nichts beizubringen vermocht; im Indischen hat es kein Gegenstück. Der Wechsel einer langen mit zwei kurzen, an deren Stelle meist auch eine lange treten kann, ist auf das Griechische beschränkt und im Vedischen nicht vorhanden. Aber dieses bewegt sich auf dem Boden des strophischen und lyrischen, nicht des epischen Verses. Und die epische Literatur Indiens, deren typisches Maß dazu jambisch ist, tritt später auf als das «lyrische» Schrifttum der Veden. Im übrigen darf man den Umstand nicht aus den Augen verlieren, daß an allen empfindlichen Stellen des homerischen Hexameters die Daktylen viel häufiger sind als die Spondeen und daß sich die Zahl der ersteren noch erhöht, wenn man gewisse altertümliche Sprachformen herstellt; daß der Spondeus besonders oft im ersten Fuß steht und daß außerhalb des ersten und des letzten Fußes (von dem der Daktylus von vornherein ausgeschlossen ist) ein Spondeus nicht durch einen spondeischen Zweisilbler oder durch zwei wortschließende Längen gebildet werden kann: der Spondeus verdankt sein Dasein im Hexameter bloß einer Nachgiebigkeit, der man nicht entrinnen konnte, wollte man nicht auf die Anwendung einer allzu großen Zahl unentbehrlicher Ausdrücke verzichten.

Jedenfalls haben auf dem Gebiete der lyrischen Dichtung, die im Kulte eine große Rolle spielte, Griechen und Arier aus der indogermanischen Zeit eine recht feste Überlieferung geerbt. Diese schloß nicht notwendig irgendwelchen Gebrauch der Schrift ein. Aus alter Zeit ist kein einziger im strengen Sinn religiöser Text in Griechenland bekannt, auch weiß man, daß z. B. die keltischen Druiden trotz ihrer Berührung mit den damit vertrauten Griechen und Italikern des Schriftgebrauchs entbehrten. Ohne Zweifel ist es darauf zurückzuführen, daß die Mehrzahl der indogermanischen Sprachen so spät schriftlich aufgezeichnet wurde und daß mehrere, die wie das Gallische oder Phrygische aus dem mündlichen Gebrauch verschwanden, ohne Hinterlassung irgendwelcher ausgedehnterer Texte untergegangen sind. Es scheint klar, daß die auf einer verhältnismäßig hohen Stufe der Gesittung stehenden Angehörigen der alten indogermanisch redenden Stämme besonders bei Stoffen, die auf dem religiösen Gebiet lagen, dem Schriftgebrauch geflissentlich auswichen. Nichtsdestoweniger aber bestand bei ihnen eine Überlieferung indogermanischer Dichtung, die man berücksichtigen muß, wenn man die Anfänge der griechischen Dichtung erklären will.

Fünftes Kapitel.
Über die Textüberlieferung.

Die inzwischen entdeckten und veröffentlichten literarischen Papyri haben gezeigt, daß die alten Texte seit der christlichen Zeitrechnung oder vielmehr seit der Tätigkeit der großen alexandrinischen Philologen im dritten und zweiten vorchristlichen Jahrhundert keine grundstürzende Veränderung erlitten und daß sich seitdem nur unwesentliche Entstellungen eingeschlichen haben. Entsprechend dem Maße, in dem die alten Schriftsteller erhalten sind, liest man sie heute, abgesehen natürlich von unbedeutenden Einzelheiten, fast in demselben Zustande, in dem man sie um das zweite Jahrhundert v. Chr. lesen konnte.

Darüber, was vorher mit ihnen vorgegangen ist, wird man nichts Bestimmtes sagen können. Eins ist sicher: alle alten Werke sind uns in der Gestalt erhalten, die ihnen die Philologen des hellenistischen Zeitalters gegeben haben. Ein schlagendes Beispiel hierfür bildet der Text der böotischen Dichterin Korinna, der Zeitgenossin Pindars; sämtliche noch vorhandenen Bruchstücke, die man in den byzantinischen Handschriften oder auf den vor einigen Jahren ans Licht gekommenen ägyptischen Papyrusfetzen entdeckt hat, sind in der böotischen Rechtschreibung des dritten Jahrhunderts v. Chr. aufgezeichnet, d. h. sie führen uns eine Schreibweise vor Augen, die über zwei Jahrhunderte später ist als die der Urschrift. Man darf sich demnach nicht durch Verballhornungen hinters Licht führen lassen, welche die Alexandriner über die Texte ausgestreut haben. So liest man bei Alkman παρσένοις (*parsĕnois*) für παρθένοις (*partʿĕnois* oder *parþĕnois*?), weil in klassischer Zeit zu Sparta das ϑ wie σ (*þ*?) lautete; in der lakonischen Damononinschrift dagegen, die doch erheblich später ist als Alkman, steht regelmäßig ϑ, so in ανεϑεκε und sonst. Was Rechtschreibung, Schrift und Formenlehre angeht, so müssen wir stets voraussetzen, daß wir es mit der von den hellenistischen Grammatikern eingeführten Gestalt zu tun haben, aber wir sind nicht imstande, den Wert der ihnen zur Verfügung stehenden Unterlagen, noch die Art, in der sie sich ihrer bedient haben, nachzuprüfen.

Die Mittel der Kritik, die uns zu Gebote stehen, sind tatsächlich oft unzuverlässig. Das beste von allen ist noch die Metrik: eine aufmerksame Beachtung der durch sie gelieferten Anhaltspunkte klärt uns oft über die Unmöglichkeit der oder jener Lesung auf; zumal für die homerischen Gedichte hat sie die schätzbarsten Hilfen gewährt. An zweiter Stelle nennen wir die Sprachwissenschaft; sie gibt uns die Möglichkeit, die uns durch die Metrik gelieferten Daten auszuwerten, wobei man sich freilich vor der Gefahr urteilslosen Gebrauches hüten muß, weil Schriftstellertexte Kunsterzeugnisse sind und deshalb nicht einmal denselben, sich allerdings auch nicht stets gleichbleibenden Grad von Ungestörtheit besitzen, wie die der Umgangssprache. An dritter Stelle seien die Inschriften genannt; allein solche, die mit den ältesten Texten auf derselben zeitlichen Höhe ständen, sind selten, auch gehören sie nicht immer den Ursprungsgegenden der Schrifstellertexte an. Diese hinwiederum sind nicht in Ortsmundarten abgefaßt; beispielsweise lehren uns die böotischen Inschriften nichts über die Sprache Pindars, die nichts Böotisches an sich hat. Aber selbst da, wo sich beide berühren, fallen sie doch nicht zusammen: es genügt, daß eine Inschrift metrisch sei, um dahin zu führen, daß sie nicht genau mit den in Prosa verzeichneten Inschriften übereinstimme. Es ist eine ganz bekannte Erscheinung, daß man niemals metrische Inschriften von örtlichem Sprachgepräge einfach als Niederschlag des Dialekts der Stadt behandeln darf, in der sie aufgezeichnet sind, auch wenn man von einzelnen Formen Gebrauch machen kann; hier ist große Vorsicht am Platze. Wir müssen demnach unser Gesamtergebnis über diesen Punkt dahin zusammenfassen, daß wir kein zuverlässiges Mittel besitzen, um eine ausreichende sprachliche Kritik der vorattischen Schriftstellertexte durchzuführen.

Dagegen berechtigen uns sämtliche uns zu Gebote stehenden Tatsachen zu dem Schlusse, daß uns das attische Schrifttum, was die sprachliche Seite betrifft, im ganzen gut übermittelt ist. Die Metrik stimmt mit der Schreibung zusammen; die von den ältesten attische Schriftstellerwerke enthaltenden Papyri dargebotenen Texte stehen im Einklang mit der byzantinischen Überlieferung,

und die Sprache der Inschriften ist alles in allem genommen die der Prosaiker des fünften Jahrhunderts v. Chr.; auch Platon ist im wesentlichen wohlbehalten auf uns gekommen.

Ebenso kann die Fülle von Jonismen in den Bruchstücken des Joniers Bakkhylides, der seine Gedichte in dem herkömmlichen «Dorisch» der Chorlyrik verfaßt hat, unser Zutrauen zum Werte der Überlieferung nur verstärken. Der Nomos des Musikers Timotheos, der betitelt ist *Die Perser*, zeigt, bis zu welchem Grade der Willkür die Lyriker gingen. Er stammt aus dem vierten und ist erhalten auf einem eine geraume Zahl von Jahren nach der Abfassung fallenden Papyrus des dritten Jahrhunderts v. Chr. Nun wimmelt er von sprachlichen Unstimmigkeiten: der Genitiv der ᾱ-Stämme endet bald auf -ᾱς wie in ἥβᾱς oder Σπάρτᾱς, bald auf -ης wie in πνόης, κόμης, δέρης, während der Dat. Sing. immer auf -ᾱι und der Genit. Plur. auf -ᾱν ausgeht. Neben dem ausschließlich dichterischen σμαραγδοχαίτᾱς liest man Πέρσης und δεσπότης, und in νησιώτᾱς treffen wir unmittelbar nebeneinander η und ᾱ als Vertreter von beidemal urgriechischem ᾱ (vergleiche dor. νᾶσος). Dieses erscheint in ἁμέρᾱ, μᾱ́τηρ, σίδᾱρος, πλᾱγᾱ́, nicht jedoch in der ersten Silbe von σκηνᾱ́ς und στησάμενος; ebenso haben wir ἤγαγε, nicht ᾱ̓́γαγε und λωβητήρ, nicht λωβᾱτᾱ́ς usf.

Jedenfalls reicht die Unsicherheit der Überlieferung nicht an den Wortschatz, der das wesentlichste Kennzeichen der Schriftsprachen ist. Auch hinsichtlich der Schreibung und der Grammatik dürfen wir im Vertrauen auf die Metrik guter Zuversicht sein. Selbst die soeben angeführten Einzelheiten bezeugen, daß die Unstimmigkeiten, die in den überlieferten Texten Anstoß erregen könnten, großenteils mit guten Gründen eher auf die Verfasser selbst als auf die Bearbeiter zurückgeführt werden dürfen. So erfordert die Erforschung der alten griechischen Schriftsteller zwar mancherlei Vorsicht, wird aber durch den Zustand der Textüberlieferung nicht zu einem Dinge der Unmöglichkeit gemacht.

Sechstes Kapitel.

Die homerische Sprache.

Von allen griechischen Literatursprachen ist die älteste, die homerische, am schwersten richtig zu erfassen.

Zunächst ist es unmöglich, einen Text zu gewinnen, der für urkundlich gelten dürfte. Die hellenistischen Grammatiker haben für die Herstellung ihrer Ausgaben frühere Ausgaben zur Hand gehabt, von denen die einen auf einzelne Personen, die anderen auf Städte zurückgingen, jene hießen ἐκδόσεις κατ᾽ ἄνδρα, diese ἐκδόσεις κατὰ πόλεις. Allein dies deutet nur darauf hin, daß von alters her der Text fließend war und daß man mehrfach das Bedürfnis empfand, ein auf festem Grunde errichtetes Werk zu schaffen, das sich für die literarische Erziehung der Jugend eignete. Die bisher entdeckten und in ihrem Wortlaut von der sonstigen Überlieferung oft weit abweichenden Bruchstücke auf Papyrus bieten selten eine bessere und noch seltener vor allem eine altertümlichere Textgestalt; auch sie haben bloß den Eindruck verstärkt, daß hier ein erhebliches Schwanken herrschte. In Athen hat im Zeitalter der Pisistratiden eine Durchsicht der homerischen Gedichte stattgefunden; allein daraus folgt mit nichten, daß sämtliche erhaltenen Textgestaltungen von da stammen, vor allem aber nicht, daß es vorher keine Festlegung des Wortlautes dieser Lieder gegeben habe.

Im übrigen liegt durchaus kein Grund vor, der uns zu der Annahme nötigte, es sei jemals ein einziger Homertext vorhanden gewesen, von dem die anderen alle abgeleitet wären. Rein schon aus dem Umstand, daß wir nicht wissen, wie die epischen Gedichte ihre abschließende Fassung erhalten haben, noch wo und wie sie aufgezeichnet worden sind, noch in welchem Umfang sich die Aufzeichner für befugt ansahen auszuwählen, zu unterdrücken, zu erweitern und abzuändern, entzieht sich schon die Frage nach einer abschließenden Homerausgabe der Lösung; einen Text herausgeben heißt nach Maßgabe der Möglichkeit den ursprünglichen Wortlaut bieten, wie er zur Zeit seiner ersten endgültigen Ausgabe veröffentlicht worden ist, so wie ihn der Verfasser hat gestalten wollen oder

wie ihn ein nachträglicher Bearbeiter gestaltet hat. Nun kann sich aber niemand auch nur eine Vorstellung davon machen, wie diese Anfangsausgabe Homers ausgesehen haben mag, die man wieder zum Leben erwecken müßte; man weiß weder, wo, noch wann, noch wie sie entstanden sein soll.

Unsere Homerausgaben beruhen auf alten Handschriften, deren älteste und vorzüglichste der Venetus A der Ilias ist. Wir haben in ihm das Erzeugnis der Sammeltätigkeit eines Grammatikers aus dem dritten nachchristlichen Jahrhundert zu erblicken. Er verweist auf seine Quellen, Aristonikos und Didymos, zwei Philologen der augusteischen Zeit, deren Arbeit selbst wieder auf den durch frühere Grammatiker wie Zenodotos und Aristarchos zusammengebrachten Angaben fußt. Kurz gesagt, unsere Kenntnis des Homertextes fließt in erster Linie aus den verschiedenen Ausgaben, welche die alexandrinischen Grammatiker veranstaltet haben und von denen wir uns für die Ilias ein ziemlich genaues, für die Odyssee dagegen ein erheblich weniger zutreffendes Bild machen können.

Die Papyri machen uns mit einigen in den Handschriften nicht erhaltenen Altertümlichkeiten bekannt. So haben wir auf einem Papyrus die Plusquamperfektform κεχόνδει, die das alte Perfektablaut-o bewahrt hat, während alle bisher bekannt gewordenen Handschriften nur κεχάνδει mit einem aus den übrigen Zeiten entlehnten α bieten. Das ursprüngliche πέπασθε in der zweiten Pers. Plur. des Perfekts zu πάσχω ist nur bei Aristarchos bezeugt, während die Handschriften durchweg πέποσθε mit dem -ο- der Einzahl πέπονθα geben usw.; umgekehrt haben die Handschriften α im Femininum des Partizipis πεπαθυίῃ gut hindurchgerettet. Die Schwankungen zeigen, wie mißlich es um die Erhaltung solcher Altertümlichkeiten der homerischen Sprache bestellt ist.

Ferner vermag eine aufmerksame Prüfung der epischen Gedichte, in denen gelehrte Alexandriner die homerische Rede nachgeahmt haben, wohl ebenfalls einige beachtenswerte Angaben zu spenden. Unter anderem ist Ὠαρίων bei Kallimachos ohne Zweifel die richtige Lesart und dem handschriftlichen Ὠρίων vorzuziehen, denn das ι ist in diesem Worte kurz, und die lateinische Messung

Ōrīōn — — — mit langem ī beruht nur auf Entlehnung aus dem geläufigen Homertext mit seinem Ὠρίων, an dessen Stelle man das prosodische Gebilde — ⌣ ⌣ — erwarten muß. Jedoch sind dies nur verschwindende Einzelheiten; im großen und ganzen gelangt man auch hiermit nicht erheblich über den Zustand zurück, den uns die Handschriften darbieten.

Die unmittelbare Prüfung der Texte mit Hilfe der Verslehre und der Sprachwissenschaft führt zu bemerkenswerteren, aber auch zu weit beunruhigenderen und noch schwieriger genau wiederzugebenden Folgerungen. Man sieht, wie dies bei solchen Werken fast stets der Fall ist, daß der Text zu einer Zeit festgelegt wurde, in der sich Aussprache und Formenlehre merklich von der bei den ursprünglichen Verfassern vorauszusetzenden unterschieden. Alle seit Bentley und Nauck geleistete Arbeit hat diese Tatsache in helles Licht gesetzt. Die Übereinstimmung der metrischen und der sprachwissenschaftlichen Ergebnisse beweist im allgemeinen, daß die Dichter, welche die epische Rede schufen und festsetzten, ihre Verse in eine Sprachform gekleidet haben, die von der uns durch die Überlieferung (παράδοσις) zugekommenen bedeutend abstand. Im einzelnen aber beschränkt sich diese Übereinstimmung naturgemäß auf eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Fällen, und es versteht sich von selbst, daß abgesehen von Besonderheiten, die man durch Rückschluß zu gewinnen vermag, eine ungleich größere übrig bleibt, von denen man nicht nur nichts weiß, sondern auch kaum etwas vermuten kann.

Das Auffallendste, was uns entgegentritt, ist die Stellung zum Digamma. Man weiß, daß noch in geschichtlicher Zeit, wenigstens in den ältesten Denkmälern, die meisten Dialekte einen mit dem Zeichen Ϝ wiedergegebenen Laut besaßen, der dem u̯ der übrigen indogermanischen Dialekte, d. h. also etwa dem englischen 'double we' entspricht. So treffen wir Ϝέργον neben nhd. *Werk* und Ϝοῖκος neben lat. *vīcus* (d. i. *u̯ĭkŭs* < *u̯ŏi̯kŏs). Im Jonischen und im Attischen ist es vor dem Beginn der Überlieferung verstummt. Nun ist die Schreibweise der homerischen Gedichte die jonische, ja in einer, wie sich bald zeigen wird, recht ungenauen Art wird auch die homerische Sprache

selbst oft als altjonisch bezeichnet. So ist es nicht auffallend, daß uns in dem auf uns gekommenen Texte des Epos auch nicht die leiseste Spur des Zeichens Ϝ mehr begegnet. Aber schon eine flüchtige Durchmusterung der Metrik zeigt uns, daß die mit Ϝ anfangenden Worte bei Homer in der Regel so behandelt werden, als ob sie mit einem Konsonanten begännen. Meist liefern die nichtjonischen und nichtattischen Dialekte oder, wo sie versagen, sonstige Zeugnisse wie Grammatikerangaben und Glossen oder andere indogermanische Sprachen den Beweis, daß ein Digamma im Anlaut stand; der Fall, daß die Annahme eines solchen ganz allein auf Nötigungen des homerischen Verses beruht, ist überaus selten.

Etwa 350 mal bildet anlautendes Ϝ Position an starker Versstelle. Beispielsweise sei genannt Ϝέπος, dessen Ϝ hauptsächlich durch den kyprischen Plural Ϝεπια̯ (= ἔπεα, ἔπη) bezeugt ist und das dem ai. *vácaḥ* 'Wort' entspricht; ferner sei erinnert an Ϝεῖπον 'sprach', Ϝεῖπες 'sprachst', dessen Ϝ inschriftlich häufig bezeugt ist und durch das syllabische Augment des homerischen ἔειπον nahegelegt wird und das auch mit dem vedischen *vốcam* zusammengebracht werden muß. Demnach beurteile man einen Vers wie:

Α 108 ἐσθλὸν δ' οὔτε τί πω (Ϝ)εῖπες (ϝ)ἔπος οὔτε τέλεσσας.[1]

Anderseits bildet an schwacher Stelle Ϝ ebenso wie muta + liquida keine Position. Jedenfalls wäre ein Vers wie:

Α 106 μάντι κακῶν, οὐ πώποτέ μοι τὸ κρήγυον (Ϝ)εῖπες

auffallend, wenn (ϝ)εῖπες mit einem anderen Konsonanten, und wäre es selbst eine Liquida, begänne.

Fälle dieser Art sind nicht zahlreich; sie scheinen darauf hinzuweisen, daß Ϝ für die homerischen Gedichte als ein schwacher Laut anzusetzen ist. Immerhin müßte hier noch scharf darauf geachtet werden, wieweit es sich

[1] Unsere Gewohnheit, die Worte zu trennen, erfordert eine Entscheidung über die Frage, ob wir οὔτε τέλεσσας oder οὔτ' ἐτέλεσσας trennen wollen; wir müssen jedoch zugeben, daß sie rein willkürlich ausfallen muß, weil wir keine Ahnung davon haben, wie der Dichter selbst abtrennte, oder auch nur, ob ihn in derartigen Fällen irgendein Gefühl für die Trennung leitete.

etwa um zeitlich getrennte Schichten handelt und ob nicht von irgendeinem Punkte an das Digamma als erloschen zu betrachten ist.

Am sinnfälligsten tritt die Kraft des Ϝ in seinem hiatushindernden Einfluß zutage. In der Hebung können sie nicht als beweisend gelten, weil hier eine Länge auch im Hiatus bei Homer ihre Geltung beibehält; höchstens kann man sagen, daß sie dies vor Digamma noch leichter tut als vor nichtdigammatischem vokalischem Anlaut, wofür der soeben angeführte Vers Α 108 einen Beleg gibt. So bleiben als Fundorte der brauchbarsten Beispiele die Senkungen übrig. Tatsächlich ist es selten, daß ein kurzer Endvokal im Hiatus vor einem Worte erhalten bleibt, das stets mit Vokal oder mit einem im Griechischen zu ' gewordenen *s* begonnen hat. Denn er steht an schwacher Stelle und besitzt daher auch nur schwache Widerstandskraft; in den gesamten homerischen Gedichten zählt man nur 500 Beispiele, und fast alle unterliegen besonderen Bedingungen, besonders in der Cäsur. Ganz anders stehen die Dinge vor Ϝ; hier hat man über 2000 nicht elidierte Kürzen gezählt, und dies unter den allerverschiedensten Umständen — gegenüber nur etwa 300 Elisionsfällen, während vor einem wirklich vokalisch anlautenden Wort die Ausstoßung Regel ist; z. B. finden wir vor dem Konjunktiv von Ϝοῖδα, dessen Ϝ zuverlässig bezeugt ist und das dem ai. *véda*, dem gotischen *wait*, dem nhd. *weiss* entspricht:

Α 363 ἐξαύδα, μὴ κεῦθε νόῳ, ἵνα (ϝ)είδομεν ἄμφω.

Der Gebrauch von ἵνα vor einem ursprünglich mit Vokal anlautenden Wort in ähnlicher Stellung wäre ausgeschlossen. So beweist das ἵνα εἴδομεν des überlieferten Textes allerdings, daß die Aussprache in einem gewissen Zeitpunkt ἵνα Ϝείδομεν (*ĭna u̯ĕi̯dŏmĕn*) gewesen sein muß.

Im ersten Augenblick kann man darüber erstaunt sein, daß das Ϝ fast niemals eine Länge in Senkung bewahrt. Aber wie schon bemerkt, erklärt sich dies daraus, daß die homerischen Dichter des Verses spondeische Wörter in der Senkung außer im ersten Fuße nicht gern zulassen. Wenn also Fälle wie

δ 318 ἐσθίεται μοι (Ϝ)οῖνος . . .,
φ 398 . . . αὐτῷ (ϝ)οίκοθι κεῖται

selten sind, so kommt dies daher, daß für die homerische

Verskunst Spondeen wie -ταί μοι oder αὐτῷ unregelmäßige Ausnahmen darstellen.

Die metrische Gleichwertigkeit von ϝ mit einem anderen Konsonanten wie τ oder σ und zwar sowohl in der Hiatusverhinderung wie in der Positionsbildung ergibt sich aus Parallelstellen wie Ω 181 f.:

μηδέ τί τοι θάνατος μελέτω φρεσὶ μηδέ τι τάρβος·
τοῖος γάρ τοι πομπὸς ἅμ᾽ ἕψεται Ἀργεϊφόντης,
ὅς σ᾽ ἄξει . . .

und Ω 152 f.:

μηδέ τί ῾(ϝ)οι θάνατος μελέτω φρεσὶ μηδέ τι τάρβος,
τοῖον γάρ ῾(ϝ)οι πομπὸν ὀπάσσομεν Ἀργεϊφόντην, ὅς
῾(ϝ)ἄξει . . .,

wo die Fürwörter ῾(ϝ)οι und ῾(ϝ)ε, deren ϝ gut bezeugt ist, genau dieselbe Rolle spielen wie τοι und σε.

Erst die Wiederherstellung des ῾ϝ macht die Stelle überhaupt verständlich. Denn da der überlieferte Text das ῾ϝ nicht bezeichnet und der Vokal ausgestoßen ist, so ist das für den Sinn ganz unentbehrliche und durch die Entsprechung geforderte ῾(ϝ)ε verschwunden; das ὅς ἄξει der Handschriften ist handgreiflich lückenhaft, sowohl vom Standpunkt des Sinnes wie des Verses aus.

Die Hauptmasse des Homertextes setzt die ursprüngliche, wenn vielleicht auch schwache Aussprache des ϝ voraus. Als er jedoch seine fest abgeschlossene Gestalt erhalten hatte, wurde es nicht mehr ausgesprochen, woher alle möglichen Arten von Veränderungen kommen. Wenn man sich nicht anders zu helfen wußte, so hat man eben den Hiatus einfach stehen lassen, so:

Α 38 . . . Τενέδοιό τε (ϝ)ῖφι (ϝ)ανάσσει.
Α 85 θαρσήσας μάλα (ϝ)ειπὲ θεοπρόπιον ὅτι (ϝ)οῖσθα.
Α 104 . . . ὄσσε δέ ῾(ϝ)οι πυρὶ λαμπετόωντι (ϝ)ε (ϝ)ίκτην.

Anderwärts hat man ihn durch ν ἐφελκυστικόν verschleiert, so:

Α 151 ἢ ἀνδράσιν (ϝ)ῖφι μάχεσθαι,

wo das ν bei ἀνδράσιν augenscheinlich Leuten verdankt wird, die ἶφι, nicht ϝῖφι sprachen, das zu einem dem lateinischen *vīs* (= *u̯īs*) 'Kraft' entsprechenden *ϝῖς gehört. Sobald die Vortragenden das ϝ nicht mehr hatten, gebrauchten sie Formeln, welche die Verfasser so nicht angewandt hätten. Z. B. konnte man ursprünglich zwar im Maskulinum sagen: καί μιν φωνήσας (ϝ)έπεα πτερόεντα προσηύδα wie Α 201, nicht aber wie dies später die Rhapsoden getan haben, auch im Femininum, z. B.:

Ο 35 καί μιν φωνήσασ᾽ ἔπεα πτερόεντα προσηύδα.

Aus alledem folgt, daß zwischen der Gestalt, in der die homerischen Gedichte von den Verfassern der alten Bestandteile, und der, in der sie von den Urhebern späterer Stücke oder von den Vortragskünstlern gesprochen wurden, eine weite Kluft besteht.

Die regelmäßige Endung des Dat. Plur. der Nomina auf -ο- und -ᾱ- (η) lautet bei Homer auf -οισι, -ηισι. Man zählt etwa 3000 Belege gegenüber etwa einem bloßen Hundert von -οις, -ηις vor Konsonant oder am Versende. Der überlieferte Text schreibt -οις, -ῃς vor anlautendem Vokal des nächsten Wortes. Dies ist ein Brauch der Rechtschreibung, der sicherlich nicht der Art entspricht, in der die Sprache von den ursprünglichen Verfassern gehandhabt wurde, der jedoch keine Unzuträglichkeiten hat, weil die Anwendung des Apostrophs jung ist und von dem man sich nur nicht irreführen lassen darf. Ein Vers dagegen wie

Ε 606 μηδὲ θεοῖς μενεαινέμεν (ϝ)ῖφι μάχεσθαι

entspricht nicht der Übung der ersten Dichter des Heldenliedes und findet sich tatsächlich in einem anscheinend nicht alten Stück. Dasselbe gilt von γ 273 θεῶν ἱεροῖς ἐπὶ βωμοῖς.

Um Hiatus zu beseitigen, der nur dem Verluste des den Joniern unbekannten ϝ zu verdanken war, kamen die Rhapsoden dazu, gewisse jüngere Formen an Stelle älterer zu verwenden. Beispielsweise haben sie das alte ἔπεσσι in einer ganzen Reihe von Fällen durch die Neubildung ἐπέεσσι ersetzt, so:

Α 137 μειλιχίοις ἐπέεσσιν
für μειλιχίοισι (ϝ)έπεσσιν

oder

Α 223 ἀρταρτηροῖς ἐπέεσσιν
für ἀταρτηροῖσι ϝέπεσσιν.

Gelegentlich haben sich die Formen auf -οισι gegenseitig gestützt, und der ursprüngliche Text ist erhalten, so:

Ι 113 δώροισιν τ᾽ ἀγανοῖσι ϝέπεσσί τε μειλιχίοισι,

wo wir außer der Einsetzung des Digamma nichts zu

ändern brauchen. Manchmal ist (ϝ)έπεσσι sogar ohne äußeren Anhalt bewahrt, so:

K 542 δεξιῇ ἠσπάζοντο (ϝ)έπεσσί τε μειλιχίοισι.

Ebenso wird man Δ 3 anstatt τοὶ δὲ χρυσέοις δεπάεσσι wie O 86 lesen τοὶ δὲ χρυσέοισι δέπασσι.

Eine weitere Eigentümlichkeit der alten epischen Sprache besteht darin, daß eine Menge von Zusammenziehungen, die wir jetzt lesen, von Anfang an nicht darin war.

Das auffallendste Beispiel bietet der Gen. Sing. der -o-Stämme. Unser Homertext hat zwei Formen, die eine ist die altertümliche «äolische» auf -οιο, die keine Zusammenziehung enthält; die andere auf -ου stammt von einer älteren -οο. Die Zusammenziehung hat schon in den ältesten Teilen stattgefunden, und zwar ist sie in der Hebung bezeugt, so:

A 422 μήνι' Ἀχαιοῖσιν, πολέμου δ' ἀποπαύεο πάμπαν

oder am Versende, so:

A 190 ἢ ὅ γε φάσγανον ὀξὺ (ϝ)ερυσσάμενος παρὰ μηροῦ.

Anderseits aber gibt es eine ganze Reihe von Fällen, wo der Vers nur einwandfrei wird, wenn man an Stelle des überlieferten -ου vielmehr -οο einsetzt. Ein Versschluß wie Ξ 239 δήμου φῆμις ist anstößig, und ganz allgemein gesprochen, muß man überall -οο statt -ου lesen, wo -ου in die Senkung eines Spondeus geraten würde. So muß man Αἰόλοο einsetzen anstatt Αἰόλου, um Verse in Ordnung zu bringen wie:

κ 36 δῶρα παρ' Αἰόλοο μεγαλήτορος Ἱπποτάδαο,

und

κ 60 βῆν εἰς Αἰόλοο κλυτὰ δώματα.

Die geläufige Formel ὁμοιίου πτολέμοιο (woneben πολέμοιο) lautete bei den ersten Sängern ὁμοιίοο πτολέμοιο, so:

I 440 νήπιον, οὔπω (ϝ)ειδόθ' ὁμοιίοο πτολέμοιο.

Neben ἀδελφεός, -όν, -οί finden wir den Genitiv ἀδελφειοῦ, der keine innere Daseinsberechtigung hat; man muß lesen ἀδελφεόο, so:

E 21 οὐ δ' ἔτλη περιβῆναι ἀδελφεόο κταμένοιο

und ebenso für ἀνεψιοῦ

O 554 ἐντρέπεται φίλον ἦτορ ἀνεψιόο κταμένοιο.

Wenn wir auf ὅου stoßen, so müssen wir dieses entsprechend in ὅο abändern, so:

β 325 ὄψιμον, ὀψιτέλεστον, ὅο κλέος οὔποτ' ὀλεῖται,

α 70 ἀντίθεον Πολύφημον, ὅο κράτος ἐστὶ μέγιστον.

Die Mißbildung ὀκρυόεις, 'eiskalt, d. h. schauerlich', der wir zweimal neben der zu erwartenden Form κρυόεις begegnen, wird wohl der falschen Trennung eines unverstandenen wortschließenden -οο verdankt in Fügungen, wie:

I 64 ὃς πολέμου ἔραται ἐπιδημίου ὀκρυόεντος,

Z 344 δᾶερ ἐμεῖο, κυνὸς κακομηχάνου, ὀκρυοέσσης.

Man sieht leicht, daß ἐπιδημίοο, bzw. κακομηχάνοο, κρυόεντος den Anlaß zu der überlieferten Lesart geben konnte.

Nicht ganz so einfach liegt die Sache bei -ου im Hiatus. Zwar kann man oft -οι' lesen, so I 64 πολέμοι' ἔραται und in Fällen wie Π 226 αὐτοῦ αἴθοπα liegt αὐτοῖ' sehr nahe; aber 713 Stellen, an denen -οι' eingesetzt werden kann, stehen 1087 entgegen, in denen -ου nicht auflösbar ist, und so bleibt die Entscheidung hier unsicher. Jedenfalls ist die Zusammenziehung von -οο zu -ου die leichteste, weil die beiden Bestandteile dieselbe Vokalfarbe haben.

Das Nebeneinanderbestehen der drei Formen des Gen. Sing. auf -οιο, -οο und -ου zeigt, daß die homerische Sprache Schwankungen zuläßt, wobei man sich vorstellen mag, daß diese auf irgendeiner Stufe der lebenden Rede irgendwann einmal tatsächlich, vielleicht längere Zeit nebeneinander vorhanden gewesen seien, ganz ähnlich wie wir so oft ἐῢ und εὖ nebeneinander treffen; dabei findet sich -οιο überwiegend an starker Versstelle, -οο könnte Langsam-, -ου Schnellsprechform gewesen sein.

Versschlüsse wie ἠῶ δῖαν, ἠῶ μίμνειν, ἠῶ δ' αὖτε sind unzulässig; wir müssen in ἠόα . . . ändern.

Die altertümliche Form δείδω, die nur zu Beginn des Verses in der Gruppe δείδω, μὴ vorkommt, muß δέδοα oder vielmehr δέδϝοα gelesen werden; das häufige δείδια (besser δέδϝια), umgebildet nach δείδιμεν, birgt wahrscheinlich manchmal ein altes δέδοα (δέδϝοα) in sich, neigt aber im übrigen zur Ersetzung durch δείδοικα, das eine glatte Neubildung ist.

Die Überlieferung gibt für das Wort, welches «solange als, bis» bedeutet, vor Konsonant εἵως, vor Vokal ἕως (bzw. εἵως). Aber dieses will nicht in den Vers passen, in Fällen wie:

A 193 ἕως ὁ ταῦθ' ὥρμαινε κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν

δ 90 ἕως ἐγὼ περὶ κεῖνα πολὺν βίοτον συναγείρων.

Sämtliche Herausgeber stellen hier εἷος oder ἧος her. Dieses paßt auch vor Konsonanten, z. B. Γ 191 αὖθι μένων, ἧος κε τέλος πολέμοιο κιχείω. Es ist auch hier zu empfehlen, um der Ungleichmäßigkeit eines Schwankens mit ἕως zu entgehen. Besser wäre es, noch weiter zurückzugreifen und das äolische ἄ(ϝ)ος einzusetzen, dessen Verwandtschaft mit dem ai. *yāvat* 'solange als' unmittelbar ins Auge springt.

In dem Augenblick jedoch, in dem der Text festgelegt wurde, war die Zusammenziehung etwas ganz Gewöhnliches. Der Dichter greift zu diesem Hilfsmittel, wenn ein Wort sich sonst nicht in den Vers fügen will. So liest man B 325 = H 91 κλέος οὔποτ' ὀλεῖται, nicht ὀλέεται. In einigen besonderen Fällen tritt geradezu eine Vorliebe für die zusammengezogenen Formen auf. So finden wir neben dem stets zusammengezogenen ἡμεῖς und neben ἡμῖν, die beide Spondeen bilden, fast immer ἡμέας mit spondeischer, nicht daktylischer Geltung. Dies kommt daher, daß das Epos sie aus dem Jonischen entlehnt hat, und zwar in ihrer fast schon durchgeführten zusammengezogenen Gestalt; wie wir sehen werden, war die alte Form des homerischen Dialekts die äolische ἄμμε.

Selbst bei oberflächlicher Betrachtung ist es sofort klar, daß die Auflösungen zusammengezogener Formen, die wir in großem Umfang zuzulassen uns gedrungen sehen, schließlich viele Daktylen einführt an Stellen, wo der Text scheinbare Spondeen enthält. Wenn jene in ihm schon vorher sehr in der Überzahl sind, so wogen sie in Wirklichkeit noch erheblich stärker vor; im wesentlichen ist der homerische Hexameter, wie wir oben bemerkt haben, ein daktylischer Vers.

Auch in manchen Fällen, wo die Metrik nichts lehrt, ist der überlieferte Wortlaut verdächtig; so scheint es doch entschieden, daß an Stelle von νέκυσσι vielmehr νέκῡσι zu lesen ist. Da im ursprünglichen Homertext keine Doppelkonsonanz geschrieben wurde, so kann ΝΕΚΥΣΙ ebenso als νέκῡσι wie als νέκυσσι gelesen werden.

Von ungleich größerer Tragweite ist der Umstand, daß das Epos Formen zweier verschiedener Dialekte, des äolischen und des jonischen, in sich vereint.

In der Mehrzahl werden im hergebrachten Homertext wie im Jonischen die alten ᾱ durch η widergespiegelt; auch die im Attischen nach ε, ι, ρ als ᾱ erscheinenden treten bei ihm als η auf: wie er für ἔστᾱν 'trat' vielmehr ἔστην bietet, so für βίᾱ 'Gewalt' vielmehr βίη. Nun ist jedoch zu bemerken, daß er in solchen Formen, die im Jonischen nicht vorhanden sind, manchmal ein dem Jonischen zuwiderlaufendes ᾱ hat. Die Abwandlung von Ἀτρείδης geschieht durchweg mit η, aber der Nom. Akk. Du. lautet Ἀτρείδᾱ, weil das Jonische in geschichtlicher Zeit diesen Kasus nicht kennt.

Im Gen. Sing. derselben Stämme zieht das Jonische mit Umspringen der Sprechdauer («metathesis quantitatis») ᾱο in εω zusammen; der homerische Text aber gibt meist dem Bedürfnis des Verses entsprechend Ἀτρείδᾱο, so:

Γ 347 καὶ βάλεν Ἀτρείδαο κατ' ἀσπίδα πάντοσε (ϝ)ίσην.

Das vor Vokal auftretende Ἀτρείδεω ist lediglich nur eine Verjüngung der Schreibweise; augenscheinlich ist es richtiger, mit Vokalauswerfung zu lesen, etwa:

B 185 αὐτὸς δ' Ἀτρείδᾱ' Ἀγαμέμνονος ἀντίος ἐλθών.

Immerhin sind die Genitive auf εω dem Epos nicht fremd, und wir finden häufig den Versschluß Κρόνου πάις ἀγκυλομήτεω, so B 205. Das ist einer der vielen Beweise dafür, daß die homerische Sprache zugleich altertümliche äolische und einer in der lautlichen Entwicklung weit fortgeschrittneren Stufe angehörige jonische Formen nebeneinander enthält.

Im Gen. Plur. der männlichen wie weiblichen -ᾱ-(jon. -η-)Stämme haben die homerischen Gedichte -ᾱων neben dem jonischen -εων: dieses -ᾱων findet sich in geschichtlicher Zeit nur in äolischen Mundarten, nämlich im Böotischen und Thessalischen. Das Attische hat -ῶν, die westlichen Dialekte und das Arkadisch-Kyprische -ᾶν. Demnach muß es uns überraschen, daß wir bei Homer häufig neben θύρηισι und θύρηφι 'an den Türen' θυρᾱ́ων finden; θυρέων treffen wir bloß zweimal an, das einemal φ 47 in der Messung ◡ — und das andremal φ 191 in der Messung ◡ ◡ —; τᾱ́ων 'derer' ist bei Homer gerade doppelt

so oft vertreten als (weibliches) τῶν. Ausschließlich liest man das oft vorkommende θεάων 'der Göttinnen' neben θεῇσι 'den Göttinnen'; in der Einzahl hat sich θεᾱ́ 'Göttin' gehalten, offenbar deshalb, weil das Jonische θεή nicht hatte.

Unser Text enthält in der Frage der Behandlung des ᾱ merkwürdige Widersprüche: λᾱός 'Volk' hat ᾱ unzweifelhaft deshalb, weil das Jonische das im Attischen übliche λεώς nicht kennt, sondern statt dessen ληός aufweist; daneben aber steht νηός gegenüber dorischem νᾱός 'Tempel', weil das Jonische das aus νηός hervorgegangene νεώς besitzt. Der Göttername Ποσειδᾱ́ων bewahrt sein ᾱ, weil es dazu keine metrisch gleichwertige Entsprechung im Jonischen gab, die man dafür hätte einsetzen können, und dasselbe ist bei Personennamen wie Ἀλκμᾱ́ων der Fall, ja, was besonders auffallend ist, bei dem Namen der Jonier, Ἰᾱ́ονες, den die Nachbarn der Griechen noch in der Lautung Ἰᾱ́ϝονες hörten, wie sich unter anderem daraus ergibt, daß die persische Bezeichnung für Griechen *yauna* ist.

Die Partikel μᾱ́ν 'wahrlich', die im Dorischen und Äolischen häufig ist, behält ihr ᾱ, weil sie im Jonischen nicht vorkommt; anderseits aber bietet Homer δήν, nicht δᾱ́ν 'lange, diū'.

Ε 613 lesen wir πολυκτήμων 'vielbesitzend', das gleichbedeutende πολυπᾱ́μων Δ 433 jedoch hat sein ᾱ erhalten. Dies erklärt sich daraus, daß im Dorischen und Äolischen die Wurzel πᾱ- denselben Sinn hat wie das jonische κτη- und das Versbedürfnis Ersetzung von πυλυπᾱ́μων durch πολυκτήμων hinderte, ein *πολυπήμων aber dadurch ausgeschlossen wurde, daß es für πᾱ- ein jonisches *πη- nicht gab. Umgekehrt ist es immerhin denkbar, daß Ε 613 πολυκτήμων ein älteres πολυππᾱ́μων verdrängt hätte; denn πᾱ́-, das ein idg. *k̯uā fortsetzt, konnte mit einem Doppelkonsonanten anlauten, wie das Beispiel der Korinna zeigt.

Die angeführten Belege, deren Zahl sich leicht vermehren ließe, könnten bloße Archaismen sein, die nur dem Umstande zu verdanken wären, daß sie im Jonischen keine gleichwertige Entsprechung hatten. Jedoch gibt es Erscheinungen, deren Gepräge unverkennbar äolische Herkunft an der Stirn trägt.

Wir wissen, daß im Griechischen Lautgruppen wie **sm-*, **sn-* ausgemerzt worden sind, und zwar in den meisten

Dialekten unter Verstummung des *s* und Längung des vorangehenden Vokals, d. h. mit sogenannter Ersatzdehnung, im kleinasiatischen Äolischen und Thessalischen dagegen unter rückschreitender Lautangleichung durch Überführung von **sm*, **sn* in μμ, νν. Beispielsweise lautet ein altes *σελασνᾱ, das von σέλας 'Glanz' abgeleitet eigentlich 'die Glänzende' bedeutet und als Bezeichnung für 'Mond' dient, im Dorischen σελᾱ́νᾱ, im Jonisch-Attischen σελήνη (= *ßẹ̆lẹ̄*^{2}*nẹ̄*^{2}), im Lesbischen σελάννᾱ. Gegenüber dem allgemein griechischen ἐστι 'ist' erscheint die 1. Pers. **esmi* 'bin' (zu ai. *asmi*, altslavisch *jesmĭ*) im Jonisch-Attischen als εἰμί (= *'ẹ̄mĭ́*), im Dorischen als ἠμί (= *'ẹ̄mĭ́*), im Lesbischen als ἐμμι. Da diesem das jonische εἰμι sehr leicht unterzuschieben war, so konnte es sich bei Homer nicht halten. Daneben aber tritt das Beiwort ἐρεβεννή 'dunkel' aus *ἐρεβεσνᾱ zu ἔρεβος 'Dunkel' in der äolisierenden Gestalt mit νν und nur unter Verwandlung des Schluß-ᾱ in -η leicht jonisiert auf, weil es im Jonischen nicht vorhanden war, während die Ableitungen hinwiederum *ἀλγεσνος 'schmerzlich', *φαεσνος 'leuchtend' zu ἄλγος 'Schmerz' und φάος 'Licht' in der jonischen Form ἀλγεινός (= *'ălgẹ̄nọ̆́ß*) und φαεινός (= *p'ăẹ̄nọ̆́ß*) dastehen. Auf die andere Seite tritt das rein dichterische ἀργεννός 'glänzend' (zu ἀργεστής).

Die persönlichen Fürwörter «wir» und «ihr» haben im Jonisch-Attischen von den äolischen weit abliegende Formen, zum Teil deshalb, weil die in ihrem Innern stehende Gruppe *sm* in den beiden Mundarten eine abweichende Behandlung erfuhr, teils allerdings auch deshalb, weil das Jonisch-Attische, wie wir oben gesehen haben, in der Abwandlung stark geneuert hat. Man vergleiche:

Jonisch-Attisch		Äolisch
	Nominativ:	
ἡμεῖς		ἄμμες
ὑμεῖς		ὔμμες.
	Akkusativ:	
ἡμέας (meist zweisilbig)		ἄμμε
ὑμέας (meist zweisilbig)		ὔμμε.
	Dativ:	
ἡμῖν		ἄμμι(ν)
ὑμῖν		ὔμμι(ν).

Der Homertext enthält sehr häufig die äolischen Formen: man konnte kein *ἧμε schmieden, um es für ἄμμε einzustellen, und so hat sich dieses gehalten. Selbst da, wo die Überlieferung die jonische Form bietet, kann man nicht selten die äolische einsetzen, so:

N 377 καὶ κέ τοι ἡμεῖς ταῦτά γ' ὑποσχόμενοι τελέσαιμεν,

wo uns nichts hindert, ἄμμες zu lesen; anderseits haben wir gleichfalls ohne Verszwang enklitisches ἄμμι(ν) am Versende N 379. Die jonischen Formen können sehr oft durch äolische ersetzt werden; das Gegenteil ist jedenfalls selten. Wenn ein Zahnlaut der übrigen Mundarten vor *e* am Beginn eines nichtenklitischen Wortes auf einen indogermanischen *u̯*-haltigen Gaumenlaut zurückgeht, so hat das Äolische π; z. B. steht neben lat. *quattuor* altatt. τέσσαρες, dor. τέτορες, böot. πέτταρες, lesb. πέσσυρες, πέσυρα. Soweit entsprechende Formen im Jonischen nicht vorhanden sind, weist der Homertext Spuren dieser Eigentümlichkeit auf. Danach erscheint das Zahlwort 'vier' in der Regel mit τ im Anlaut in τέσσαρες, τέτρατος, τέταρτος; aber das (im Vokalstand abirrende) πίσυρες bietet π. Desgleichen finden wir bei Homer πέλωρ 'Ungeheuer', πελώριος 'ungeheuer' neben τέλωρ, τελώριος bei Hesych und τελώριον auf einer Inschrift des ersten vorchristlichen Jahrhunderts. Das homerische πέλω, πέλομαι 'versor, bin' hat dieselbe Wurzel wie das lat. *colō, inquilīnus* und hätte anderswo ein anlautendes τ; im übrigen treffen wir dieses im kretischen τέλομαι 'bin' und bei Homer selbst in περιτελλομένων ἐνιαυτῶν 'im Umschwung der Jahre' tatsächlich an, während die aoristische Form dazu περιπλομένων ἐνιαυτῶν ist mit einem nach allgemein griechischem Brauch vor λ erscheinenden π. Das β von jon.-att. βάραθρον 'Schlund' ist vor α der zu erwartende Vertreter eines indogermanischen, im lateinischen *vorāre* 'verschlingen' durch *u̯* wiedergegebenen $g^{u̯}$; vor *e* dagegen würde in den nicht äolischen Mundarten ein Zahnlaut stehen, und wirklich bietet das Arkadische ζέρεθρον; lesen wir nun bei Homer βέρεθρον, so kann dies nur eine äolische, vielleicht durch die Ähnlichkeit mit βάραθρον gestützte Form sein.

2. Noch zahlreichere Spuren von äolischem Einfluß als die Lautlehre bietet die Formenlehre.

Unter diesem Gesichtspunkt ist sehr lehrreich der Infinitiv der Verben auf -μι wie ἵστημι 'stelle', ἔστην 'trat', wo bei Homer nebeneinander die äolische Bildung auf -μεναι, -μεν und die jonisch-attische auf -ναι erscheint. Beispielsweise haben wir für *esse, sein* ἔμμεναι, ἔμμεν (mit der äolischen Umsetzung von *sm* in μμ) und εἶναι (= 'ẹ̄nai̯) mit ειν... nach jonischer Art aus *ẹ̄snai̯, ferner für 'geben' δόμεναι, δόμεν und δοῦναι nebst διδοῦναι; für 'entsenden' ἱέμεναι, ἱέμεν, ἕμεναι, ἕμεν und εἶναι (= 'ẹ̄nai̯); für 'lernen' δαήμεναι und δαῆναι usw. Wir werden ἔμμεναι, δόμεναι ans Lesbische, ἔμμεν, δόμεν ans Thessalische, εἶμεν, δόμεν ans Böotische anlehnen dürfen. Der Infinitiv auf -μεναι ist allein bei Homer und im Lesbischen bekannt. — Innerhalb der Bildung auf -ω finden wir für 'bringen', *ferre* zugleich φερέμεν und φέρειν (= *p'ẹ́rẹ̄n*). Nun bietet das Lesbische φέρην (= *p'ẹ́rẹ̄*^{1}*n*) und das Thessalische in der Thessaliotis φερειν, dagegen das Böotische und das Thessalische in der Pelasgiotis φερεμεν. Der Infinitiv auf -μεν beim Zeitwort auf -ω ist eine auf äolische Mundarten beschränkte Eigentümlichkeit, und wenn die homerischen Formen für 'sagen' wie (ϝ)ειπέμεναι neben (ϝ)ειπέμεν und natürlich auch neben (ϝ)ειπεῖν nirgends in den Ortsdialekten erscheinen, so kommt dies lediglich daher, daß hier das Lesbische, das allein -μεναι kennt, die Form auf -ν hat. Gelegentlich schwankt der Text zwischen (ϝ)ειπεῖν und (ϝ)ειπέμεν, z. B. H 387:

(ϝ)ειπεῖν, αἴκε περ ὔμμι φίλον καὶ (ϝ)ηδὺ γένοιτο,

wo A εἰπεῖν, viele andere Handschriften aber εἰπέμεν bieten. Wenn wie hier der Vers die beiden Formen als berechtigt erscheinen läßt, so entscheidet sich die Mehrheit der Handschriften in der Regel für εἰπεῖν, so P 655; 692 und I 102; jedoch ist εἰπέμεν in solchen Fällen vielleicht das Ursprünglichere. Bestimmt versichern kann man es freilich nicht, weil der Homertext Formen aus verschiedenen Dialekten und Zeiten nebeneinander enthält.

Gewisse Spuren des Äolischen sind vereinzelt, aber um so schlagender. Im Part. Perf. Akt. hat dieses das besondere Bildungszeichen durch das des Part. Präs. Akt. ersetzt. Bei Homer scheint diese Eigenheit nur ein einziges Mal durch in viermaligem κεκλήγοντες 'rufende' der Ilias, und noch Aristarchos zieht in einer seiner Aus-

gaben einmal κεκληγῶτες vor. Sonst findet sich durchweg κεκληγώς, und in der Odyssee ξ 30 bietet die Überlieferung κεκληγῶτες, augenscheinlich eine metrische Zurechtstutzung für das metrisch unzulässige κεκληγότες, da man in dem bei Homer — und nur bei ihm — besonders nach Vokalen in Bildungen, wie μεμαῶτες ‘strebende’, erscheinenden -ῶτες offenbar einen Ausgleich zwischen dem jonischen -ότες, das man für das alte äolische -οντες einsetzen mußte, und dem Verszwang darstellt. Treffen wir für ‘tot’ τεθνηῶτος, τεθνηῶτα, τεθνηῶτι, τεθνηῶτας usf., so fühlen wir uns versucht anzunehmen, daß die Lesart des ersten Urhebers oder doch derer, die ihm in diesem Punkt zum Muster gedient haben, gewesen sei τεθνᾱοντος, τεθνᾱοντα, τεθνᾱοντι, τεθνᾱοντας usf., wobei wir das jonische η durch das äolische ᾱ ersetzen. Das hindert im übrigen nicht das Vorkommen von τεθνηότος, z. B. Ρ 435 mit der unrichtigen Nebenlesart τεθνειῶτος, oder selbst τεθνεῶτι (mit dem Werte — — ⏑) τ 331. Für das hochaltertümliche, konsonantischen Stamm aufweisende (ϝ)οἶδα ‘weiß’ ist zu beachten, daß es keine Form auf -ῶτ- zeigt, und daß die ganze homerische Abwandlung nach der Bildung (ϝ)ειδότος, (ϝ)ειδότες usw. geschieht. Von dem gleichfalls uralten Perfekt δείδω = δέδϝοα ‘fürchte’ oder δείδια gibt es ebenso nur δειδιότα, δειδιότες usf.

Im Dat. Plur. der nicht ο- und ᾱ-(η-)Stämme verfügen die homerischen Dichter zugleich über Formen auf -σι und auf -εσσι. Letzteres ist eine Neuerung, die seit geschichtlicher Zeit auf dem ganzen äolischen Gebiet herrscht und, wie wir oben sahen, in der nordwestlichen und in der kleinen korinthischen Gruppe des Dorischen einen erheblichen Raum einnimmt; eine einzige Inschrift der Thessaliotis enthält noch ein Beispiel des alten, allen Hellenen gemeinsamen Dativs auf -σι, nämlich χρεμασιν ‘Geldern’ mit einem ν ἐφελκυστικόν, das deshalb etwas Auffallendes an sich hat, weil in alter Zeit dieses ν sonst dem Jonisch-Attischen eigen ist. So treffen wir bei Homer für ‘Füßen’ sowohl πόδεσσι als ποσσί, ποσί, wobei die erste Form entschieden die seltenere ist; für ‘Händen’ χείρεσσι, χείρεσι und (weitaus am häufigsten) χερσί; für ‘Troern’ Τρώεσσι und seltener Τρωσί; für ‘Männern’ ἄνδρεσσι und ἀνδράσι, während für ‘Frauen’

γυναίκεσσι neben γυναιξίν wegen der metrischen Ungefügigkeit der Form fehlt; für ‘Hunden’ κύνεσσι und κυσί; für ‘allen’ πάντεσσι und πᾶσι; für ‘vielen’ πολέεσσι, πολέσσι und πολέσι; für ‘Wolken’ νεφέεσσι und νέφεσσι. Dieses ist vom *es*-Stamm νεφεσ- mit einfachem -σι gebildet, dann -εσσι als neue Dativendung empfunden und auf die Nicht-*s*-Stämme übertragen worden; ja schließlich ist es sogar zu den *s*-Stämmen heimgekehrt und hat so νεφέεσσι schaffen helfen. Wenn wir ausschließlich πελέκεσσι ‘Äxten’ und κῡμᾰσῐ ‘Wogen’ antreffen, so kommt das daher, daß πελέκεσι mit seinen drei Binnenkürzen und κῡμᾰτεσσῐ mit seiner Kürze zwischen zwei Längen nicht in den Hexameter gingen. Die Vortragenden hatten das Gefühl zweier Formen, und die Verwendung von -εσσι mochte dazu dienen, nach dem Verstummen des Digamma einen Hiatus zum Verschwinden zu bringen, so:

Ι 73 πᾶσά τοι ἔσθ᾽ ὑποδεξίη, πολέεσσι δ᾽ ἀνάσσεις,

wo der ursprüngliche Text gelautet haben muß πολέσιν δὲ (ϝ)ανάσσεις und wo übrigens Aristarch πολέσιν γὰρ ... las. Der Gebrauch der Endung -εσσι bei Homer kann nur äolischen Ursprungs sein; der Gebrauch von -σι wird zwei Quellen haben: entweder kann er eine der Ausbreitung der Neubildung -εσσι auf äolischem Gebiet vorangehende Altertümlichkeit sein oder aber auf jonischen Einfluß hinweisen. Das gleichzeitige Nebeneinanderstehen von -εσσι und -σι ist bei jedem in wirklicher Ortsmundart abgefaßten Text ausgeschlossen und kennzeichnet das Gepräge des homerischen Dialekts in ganz hervorragendem Maße als das einer Kunstsprache.

Auch die Aoriste auf -σσ- vom Typ κάλεσσα ‘rief’ sind offenbar äolisch: auf einer kleinasiatischen äolischen Inschrift lesen wir καλεσσατωσαν und auf einer böotischen συνκαλεσσαντες. Der Homertext bietet nach rhythmischen Gründen καλέσσας und καλέσαι nebeneinander.

Von den beiden Modalpartikeln κε(ν) und ἄν, deren eine den westgriechischen und den äolischen Mundarten, die andere dem Jonischen angehört, tritt bei Homer fast ausschließlich κε(ν) auf. Nur verhältnismäßig junge Teile des Epos scheinen ἄν zu bieten, und dies mitunter mit einer Unbeständigkeit, von welcher der Vers Ω 437 ein gutes Beispiel gibt:

σοὶ, δ᾽ ἂν ἐγὼ πομπὸς καί κε κλυτὸν Ἄργος ἱκοίμην.

Selbst hier hat man Grund, sich zu fragen, ob ἄν nicht nachträglich eingeführt ist. Denn im Beginn des Verses treffen wir abweichende Lesarten an, in denen ἄν nicht steht, und etwas weiter unten Ω 439 οὐκ ἄν τίς τοι πομπὸν ὀνοσσάμενος μαχέσαιτο, wo die Handschriften fast alle übereinstimmend ἄν haben, geben Papyri und wenigstens eine Handschrift οὔ κεν τίς τοι . . ., das gleichermaßen möglich ist.

Die Formen der Präpositionen wechseln merklich von einem Dialekt zum anderen. Das Jonisch-Attische und das Lesbische haben πρός, die westliche Gruppe, sowie das Böotische und das Thessalische aber ποτι. Homer weist sowohl προς als προτι als ποτι auf. Beispielsweise stimmt Α 201 in der formelhaften Wendung καί μιν φωνήσας (Ϝ)έπεα πτερόεντα προσηύδα die Freiheit, daß προσηύδα keine Position bildet, zwar mit den Grundsätzen der homerischen Verslehre zusammen, aber regelrechter wird der Vers, wenn man ποταύδα liest, womit man möglicherweise zugleich die ursprüngliche Lesart zurückgewinnt. Man liest immer προσέφα, nie πρόσφατο, obwohl φάτο geläufiger war als φῆ, ἔφη; bedenkt man, daß π(ρ)οτίφατο im Hexameter unmöglich ist, so versteht man, daß der Text π(ρ)οσεφῆ bietet, nicht προσφῆ.

Das Jonisch-Attische kennt beinahe nur ἀνα, κατα, παρα, während die anderen Mundarten nicht selten die Formen ohne das auslautende -α haben oder diese einsilbigen Formen sogar allein verwenden. Da, wo die α-Formen metrisch möglich sind, behaupten sie bei Homer weitaus den Vorrang, jedoch treffen wir auch ἀν, κατ, παρ, die dem äolischen Grundstock angehören müssen. Sie erscheinen regelmäßig, wenn das nächste Wort mit einer oder zwei Kürzen beginnt, so daß die Anwendung von ἀνά, κατά, παρά das unmögliche Aufeinanderfolgen von drei oder vier Kürzen nach sich ziehen würde. Demgemäß lesen wir:

Σ 24 χεύατο κὰκ κεφαλῆς.
Ζ 201 ἤτοι ὁ κὰπ πεδίον τὸ Ἀλήιον οἶος ἀλᾶτο.
ζ 230 μείζονά τ' εἰσιδέειν καὶ πάσσονα, κὰδ δὲ κάρητος.

Allerdings finden sich die einsilbigen Formen einigemal auch vor folgender Länge, aber doch nur vereinzelt:

Λ 172 οἱ δ' ἔτι κὰμ μέσσον πεδίον φοβέοντο βόες Ϝῶς.

Es fehlt nicht an Beispielen wie καδδῦσαι ‘versenken’, κακκῆαι ‘verbrennen’, κακκείοντες ‘cubitūrī’, καλλείπω ‘verlasse’ oder auch ἀνστήσεις ‘wirst aufstehen lassen’, aber sie sind die weniger üblichen, und wir haben häufiger Typen wie κάββαλε ‘warf hin’, κάτθανε ‘verstarb’, ἀμπεπαλών ‘aufwirbelnd’, αὐερύοντα (von *ἀνϜερύω) ‘hochziehend’ und andere mehr.

Die jonische Form ἐς ‘in’ der Präposition, deren alte im Kretischen erhaltene Lautgestalt ενς lautet, ist bei Homer oft zu lesen, meist aber vor Konsonant. Vor Vokal treffen wir nur εἰς, außer an jungen Textstellen wie:

Ω 97 ἀκτὴν δ' ἐξαναβᾶσαι ἐς οὐρανὸν αἰχθήτην.

Demnach mag ἐς allermeist nichts weiter als eine jonisch gefärbte Schreibung sein. Anderseits jedoch ist es ebenso wahr, daß die Verteilung von εἰς (= *ẹ̄s*) und ἐς (= *ẹ̆s*), wonach jenes vor Vokal und dieses vor Konsonant steht, dem entspricht, was die Lautentwicklung erheischt und vielleicht einfach als eine Altertümlichkeit angesehen werden darf.

Die Kasusformen auf -φι(ν), die ein halbadverbielles Gepräge an sich tragen und eine große Rolle bei Homer spielen, werden von den alten Grammatikern als äolisch bezeichnet, und man hat bisher in keiner Ortsmundart Spuren von etwas Ähnlichem gefunden außer in Böotien bei dem abgeleiteten επιπατροφιον auf einer Inschrift von Tanagra.

Im Urgriechischen wurden die Bezeichnungen des Täters in den einfachen Wörtern auf -τηρ oder -τωρ, in den zusammengesetzten auf -τᾱς gebildet. Außer dem Jonisch-Attischen bewahren alle Dialekte diesen ursprünglichen Zustand. Das Jonisch-Attische hat in sehr früher Zeit -τᾱς, das hier in der Fortbildung -της erscheint, auf einfache Worte ausgedehnt; obschon die Neuerung jonisch-attisch ist, so liegt sie doch bereits vor der Abfassung der homerischen Gedichte. Nun aber entspricht im ganzen die Bildung der Bezeichnungen für den Täter bei Homer der alten, im Äolischen bewahrten Regel, und wir finden regelmäßig βατήρ ‘Gänger’, βοτήρ ‘Weider’, δοτήρ ‘Geber’ oder βήτωρ, βώτωρ, δώτωρ. Zwar fehlt es nicht an Formen vom jonisch-attischen Typ, wie ἀγορητής ‘Sprecher’, aber dies sind verhältnismäßig junge Er-

scheinungen, und man muß sie als Bestandteile der spätesten epischen Sprachschicht betrachten.

Endlich trifft man bei Homer häufig eines der Hauptkennzeichen des Äolischen, nämlich die Verwendung eines Adjektivs, da, wo andere Dialekte einen Genitiv haben, so in den ganz geläufigen Redensarten βίη Ἡρακλείη 'Herakles' Kraft', Ποιάντιον υἱόν 'Poias' Sohn' usw.

Ist somit der erste Eindruck der homerischen Sprache jonisch, so braucht man nur von der Tatsache abzusehen, daß die endgültige Festsetzung der Gedichte in Jonien durch Jonier stattgefunden hat, um es zu begreifen, daß ein äolischer Untergrund durchschimmert, ohne daß dadurch übrigens das gleichzeitige Bestehen jonischer Formen ausgeschlossen gewesen wäre.

Das homerische Äolisch stimmt mit keiner bekannten Form des Äolischen genau überein. Man wird darüber nicht erstaunt sein dürfen. Denn einmal steht es auf einer erheblich älteren Stufe als alle anderweitig überlieferten äolischen Reste. Sodann aber kennen wir nicht das ganze Äolische. Besonders in Kleinasien bei Smyrna und auf der Insel Chios hat es eine Anzahl Städte gegeben, deren Sprache in alter Zeit das Äolische war und in denen es erst später vom Jonischen verdrängt wurde. Der Versuch, die äolischen Züge des homerischen Dialekts bestimmten Örtlichkeiten zuzuweisen, würde erfolglos sein.

Man hat schon die Vermutung aufgestellt, der gesamte alte Grundstock der homerischen Epen sei in äolischer Sprache abgefaßt gewesen und nachträglich ins Jonische umgesetzt worden, und wirklich kann man große Stücke der Ilias und Odyssee ohne große Veränderungen ins Äolische zurückübertragen. So hat diese Vermutung zeitweilig einige Gelehrte in die Irre geführt. Am Ende zeigte sich, daß sie dazu zwang, dem Texte allzu starke Gewalt anzutun, und deshalb hat man gänzlich darauf verzichtet. Wenn sie sich so leicht durchführen läßt, so kommt dies daher, daß sich die griechischen Mundarten bis zu einem gewissen Grad ineinander umsetzen lassen, ohne daß dabei der Wechsel von Längen und Kürzen in Mitleidenschaft gezogen wird, weil es sich bei diesem um eine ungemein dauerhafte Erscheinung der griechischen Sprache überhaupt handelt.

Aus der großen Anzahl von Anstößen, an denen die Annahme scheitert, sei nur ein Beispiel herausgegriffen! Die Endung -σαν ist im Homertext ganz gebräuchlich, und es ist grundsätzlich betrachtet nicht möglich, sie überall da, wo sie uns begegnen, auszumerzen. So lesen wir im Epos nur ἔθεσαν, θέσαν 'setzten', und diese Formen treten häufig auf, woneben einigemal die Neubildung ἔθηκαν, θῆκαν, niemals jedoch ἔθεν erscheint, während für 'traten' nebeneinander stehen: ἔστᾰν, στᾰ́ν und ἔστησαν, στῆσαν usw. Danach ist die neue, genau genommen jonisch-attische Endung -σαν als ein wurzelhafter, mit der älteren -ν gleichzeitig auftretender Bestandteil der homerischen Gedichte anzuerkennen.

Angesichts dessen ist der Gedanke laut geworden, die einzigartige Mischung von Äolischem und Jonischem, die man bei Homer beobachtet, stamme aus einem Sprachzustande, in dem sich die äolischen Städte, die zum Jonischen übergegangen seien, eine Zeitlang befunden hätten. Noch in geschichtlicher Zeit gibt es in Inschriften von Chios äolische Formen, zum Beispiel in der 3. Pers. Plur. Konj. auf -ωισι statt auf -ωσι. Allein die willkürliche Mischung der zeitlich und mundartlich verschiedenen Sprachformen, welche die homerische Stufe kennzeichnet, geht weit über alles hinaus, was man in irgendeiner Sprachgemeinschaft kennt. So wird man zu der Annahme gedrängt, daß nur schriftliche Überlieferung so weit auseinanderliegende Formen nebeneinander erhalten konnte, während man die Erwartung, eine derartige Mischung irgendwo im lebendigen Sprachgebrauch anzutreffen, aufgeben wird.

Immerhin wird anderseits doch in beiden Annahmen, in der einer Umsetzung aus dem Äolischen ins Jonische und in der einer wirklichen Dialektmischung, ein Körnchen Wahrheit stecken. In ihrem uns vorliegenden Zustande sind die homerischen Gedichte freilich nicht das Ergebnis einer lebendigen Umsetzung aus dem Äolischen ins Jonische. Aber auf dem Boden des Schrifttums sind solche Umsetzungen etwas ganz Geläufiges. Beispielsweise ist die *Chanson de Roland*, die im Dialekte der Isle de France gedichtet worden ist, in einer anglonormannischen Handschrift und in anglonormannischem Sprachgewande er-

halten, und beim *Hildebrandslied* ist man geneigt, eine ähnliche Übertragung aus einer altdeutschen Mundart in die andere anzunehmen. Eine solche wird es auch aus dem Äolischen ins Jonische gegeben haben, und die Möglichkeit ist nicht von der Hand zu weisen, daß die Sprache des Heldenliedes sich auf vielleicht recht starken Umsetzungen dieser Art aufgebaut habe. Die so entstehende Mischung wäre in einem ganz reinsprachigen Gebiete zwar höchst anstößig gewesen, in den Städten jedoch, wo Äolisch und Jonisch nebeneinander gesprochen wurden und wo der eine Bewohner ein mehr oder weniger ungeschickt ins Jonische übertragenes Äolisch, der andere ein vom Äolischen gefärbtes Jonisch sprach und das Äolische schließlich vom Jonischen verdrängt wurde, erschien die Mischung beider wohl nicht als so ungeheuerlich. So hat sich die epische Sprache festsetzen können, und die Überlieferung hat sie dann festgehalten. Der alte Grundstock der Ilias und selbst der Odyssee stammt möglicherweise aus einer nicht erheblich späteren Zeit, als die war, in der sich diese Festlegung der äolisch-epischen Mischsprache vollzog.

Stets aber muß man den Umstand im Auge behalten, daß es sich hierbei von Anfang an um eine künstliche Sprache handelt, die keiner in irgendwelcher Stadt wirklich gebrauchten Mundart entspricht. Dies verrät sich unter anderem namentlich in der Verwendung des Duals. Während dessen Formen im Attischen nach festen Regeln gesetzt, anderwärts aber verschwunden sind, werden sie bei Homer für die Zwecke der Versbildung nutzbar gemacht, und zwar mit einem Mangel an Folgerichtigkeit, von der sich im Attischen entfernt kein entsprechendes Beispiel findet. Nebeneinander trifft man Dual und Plural ohne jeden ersichtlichen Grund außer der Leichtigkeit, womit sich bald der eine, bald der andere in den Vers eingliedert:

A 331 τὼ μὲν ταρβήσαντε καὶ αἰδομένω βασιλῆα
στήτην οὐδέ τί μιν προσεφώνεον οὐδ᾽ ἐρέοντο.
A 338 τὼ δ᾽ αὐτὼ μάρτυροι ἔστων.
O 79 οὐδὲ δύ᾽ Αἴαντες μενέτην, θεράποντες Ἄρηος.

Im letzten Vers würde uns die homerische Metrik das Recht geben, Αἴαντε zu lesen, der Gegensatz von μενέτην und θεράποντες dagegen läßt sich nicht wegschaffen. Demnach steht es mit dem Dual so: im kleinasiatischen Jonisch der geschichtlichen Zeit ist er völlig abgestorben; was aber das Äolische anbetrifft, so ist er auch auf Lesbos verschwunden und fristet sein Dasein nur auf dem gegenüberliegenden Festlandgestade in dem völlig vereinzelten τὼ ἐπιστάτα 'die beiden Vorsteher' einer alten Inschrift kümmerlich. Für das Epos ist er hiernach ein bloßes Überlebsel, dessen es sich aus Bequemlichkeit oder gesuchter Altertümelei bedienen kann. Die alte Bezeichnung für 'Augen' ὄσσε tritt stets im Dual auf; es ist eine rein dichterische, nur durch das Herkommen erhaltene Benennung; im Gegensatz dazu erscheint das geläufige ὀφθαλμός nur viermal im Dual, darunter zweimal im gleichen Vers (δ 115 = δ 154), und die regelrechten Formen sind ὀφθαλμοί, ὀφθαλμῶν, ὀφθαλμοῖσι, ὀφθαλμούς.

Fragt man nach dem Umstande, der die Fortpflanzung einer derartigen Kunstsprache ermöglicht hat, so lautet die Antwort: sie beruht in letzter Linie auf dem völligen Mangel an Volkstümlichkeit, der ein wesentliches Kennzeichen homerischer Dichtung ist. Diese wandte sich an eine Adelsgesellschaft, deren gegenseitige Beziehungen die Grenzen des Stadtgebietes überschritten, und sie war das Werk einer Gilde, die sie bewahrte und vortrug, nämlich der 'Sänger' (ἀοιδοί), die nicht auf eine Stadt beschränkt war:

θ 479 πᾶσι γὰρ ἀνθρώποισιν ἐπιχθονίοισιν ἀοιδοὶ
τιμῆς ἔμμοροί εἰσι καὶ αἰδοῦς, οὕνεκ᾽ ἄρα σφέας
οἴμας Μοῦσ᾽ ἐδίδαξε, φίλησε δὲ φῦλον ἀοιδῶν.

Die Aöden bedurften für ihre Heldenlieder einer von der Alltagsrede abweichenden Ausdrucksweise, und ihr Bestreben ging nicht darauf aus, in der Umgangssprache zu dichten, die man allerwärts hören konnte, sondern vielmehr in einer solchen, die genau in dieser Art eben niemand redete. Sie vermochten sich dem Einfluß ihrer Umgebung zwar nicht zu entziehen, aber sie strebten nicht darnach aus, deren Umgangston in ihren Gesängen genau wiederzugeben.

Eine Prüfung des homerischen Wortschatzes bestätigt im ganzen die soeben gemachten Bemerkungen.

Wie Aristoteles betont hat, gibt es bei Homer viele Zusammensetzungen, die aber keinen grundwesentlichen

Bestandteil seines Wortschatzes ausmachen; striche man sie, so würde die Rede zwar prosaischer werden, im allgemeinen aber nicht verlieren. Als Beispiel sei eine Stelle mitgeteilt, an der fast jeder Vers ein zusammengesetztes Wort enthält — was über den üblichen Durchschnitt des Epos hinausgeht — und an der man sie alle doch ohne Einbuße des Sinnes, ja vielleicht des Eindruckes unterdrücken könnte:

Π 569 ὦσαν δὲ πρότεροι Τρῶες (Ϝ)ἑλίκωπας Ἀχαιούς·
βλῆτο γὰρ οὔτι κάκιστος ἀνὴρ μετὰ Μυρμιδόνεσσιν,
υἱὸς Ἀγακλῆος μεγαθύμου[1], δῖος Ἐπειγεύς,
ὃς ῥ᾽ ἐν Βουδείῳ εὐναιομένῳ ἐ(Ϝ)άνασσε[2]
τὸ πρίν, ἀτὰρ τότε γ᾽ ἐσθλὸν ἀνεψιὸν ἐξεναρίξας
ἐς Πηλῆ᾽ ἱκέτευσε καὶ εἰς Θέτιν ἀργυρόπεζαν·
οἱ δ᾽ ἅμ᾽ Ἀχιλλῆι ῥηξήνορι πέμπον ἕπεσθαι
(Ϝ)ίλιον εἰς εὔπωλον, ἵνα Τρώεσσι μάχοιτο.

Wo es sich um Götter handelt, wird die Verwendung zusammengesetzter Beiwörter zur Regel und das ἀγυρόπεζα 'silberfüßig' in dem angeführten Stück entspricht dem herrschenden Gebrauch, so im Anfang von Θ:

Ἠὼς μὲν κροκόπεπλος ἐκίδνατο πᾶσαν ἐπ᾽ αἶαν,
Ζεὺς δὲ θεῶν ἀγορὴν ποιήσατο τερπικέραυνος
ἀκροτάτῃ κορυφῇ πολυδειράδος Οὐλύμποιο.

Man sieht hier leicht, welche Rolle die Zusammensetzungen spielen.

Außer den Zusammensetzungen, die vor allem ein der Rede angehefteter Zierat sind, wird der Zug, der dem homerischen Wortschatz sein eigentümliches Gepräge verleiht, dadurch gekennzeichnet, daß er sich zu einem erheblichen Teile aus Bestandteilen zusammensetzt, die dem Jonischen und Attischen fremd sind. Dies hängt bis zu einem gewissen Grade mit seiner Altertümlichkeit zusammen, und ein urtümliches Wort wie ὄσσε 'die beiden Augen', das auf einen indogermanischen Stammbaum zurückblickt, trägt nicht das Gepräge einer eigenen Mundart an sich, oder jedenfalls sind wir nicht imstande, ihm

[1] Nach der oben gemachten Bemerkung werden wir vorziehen, μεγαθύμοο zu lesen.

[2] Die Handschriften bieten ἤνασσε, aber die Zusammensetzung von εϜα in η widerspricht dem alten, bei Homer erhaltenen Sprachgebrauch.

ein solches zuzuweisen. Aber doch macht sich die äolische Färbung im Wortschatz ganz ebenso bemerklich wie in der Laut- und Formenlehre.

Wenn in den homerischen Gedichten von Blumen die Rede ist, so werden sie mit dem geläufigen und, wie es scheint, gemeingriechischen ἄνθος benannt. Soll jedoch eine dichterische Färbung erzielt werden, so wird nicht ἄνθος gebraucht, sondern auf ἄνθεμον zurückgegriffen, dessen dialektische Verbreitung nicht leicht abzugrenzen, das aber unter allen Umständen im Dorischen vorhanden gewesen ist, weil es auf den Tafeln von Heraklea auftritt. Gewiß hat es im Äolischen bestanden; denn Sappho braucht πολυανθέμοις und ἀνθεμώδης. 'Blumenreich' heißt demnach bei Homer ἀνθεμόεις, das sich zehnmal findet, so neben ἄνθος:

Β 467 ἔσταν δ᾽ ἐν λειμῶν Σκαμανδρίῳ ἀνθεμόεντι
μυρίοι, ὅσσα τε φύλλα καὶ ἄνθεα γίγνεται ὥρῃ.

Dieses ἄνθεμον ist geradezu das Musterbild der bequemen Glosse (γλῶττα): es ist vom gewöhnlichen Ausdruck verschieden und dabei doch dank seiner Ähnlichkeit mit diesem leicht verständlich. Auch hat es sein Glück gemacht und findet sich bei Pindar sowie bei den Tragikern und selbst bei Aristophanes in den Chören wieder.

Das jonisch-attische πελειάς 'Taube' erscheint zweimal in den homerischen Gedichten, so:

Ε 777 αἱ δὲ βάτην τρήρωσι πελειάσιν ἴθμαθ᾽ ὁμοῖαι,

wo die Verwendung von πελειάς offenbar darauf zurückgeht, daß sein Dat. Plur. einen Daktylus lieferte. Das gewöhnliche Wort bei Homer jedoch ist das im Böotischen und auch im Lakonischen bezeugte πέλεια, wie wir denn unter anderem Χ 140 haben:

ῥηϊδίως οἴμησε μετὰ τρήρωνα πέλειαν.

Aristophanes spielt auf diese γλῶττα an in den *Vögeln* 575:

Ἥρην δέ γ᾽ Ὅμηρος ἔφασκεν
ἰκέλην εἶναι τρήρωνι πελείῃ.

Es versteht sich von selbst, daß viele von den Worten, die den jonischen oder attischen Schriftstellern und auch schon den Rhapsoden, den jonischen Hersagern der homerischen Gedichte, als γλῶτται erscheinen, für die Urheber oder wenigstens für die Festsetzer des epischen

Stils einfache Worte ihrer Umgangssprache waren. Beispielsweise gehört das bei Homer häufige κασίγνητος 'Bruder' im Äolischen und Kyprischen der Alltagsrede an. Die Stadtglossen (γλῶτται κατὰ πόλεις) geben als bötisch, d. h. äolisch κοίρανος 'Herr', das besonders in der berühmten Formel

B 204 εἷς κοίρανος ἔστω

auftritt, und der amtliche Name ταγός für den Oberbefehlshaber im Thessalischen, ein unzweifelhaft äolisches Wort, ist zu lesen:

Ψ 160 παρά δ' οἱ τ' ταγοὶ ἄμμι μενόντων,

wo man es bald nicht mehr verstanden hat und wo abweichende Lesarten zeigen, daß man darnach strebte, es durch ἀγοί 'Führer' zu ersetzen. βροτός im Sinne von ἄνθρωπος wird von alten Glossenaufzeichnern für thessalisch erklärt. Die Doppelformen πτόλις 'Stadt' und πτόλεμος 'Kampf' neben πόλις und πόλεμος sind arkadisch-kyprisch und thessalisch; sie spielen bei Homer eine große Rolle. Bei ἄλλυδις 'anderswohin' und ἄμυδις 'zusammen' (letzteres mit weichem Vokaleinsatz) weist schon die Form darauf hin, daß sie äolisch sind; man kann damit beispielsweise ἄλλυι bei Alkaios vergleichen.

Der homerische Wortschatz findet sich in vielfacher Übereinstimmung mit dem arkadisch-kyprischen. Dies hängt teilweise mit seiner Altertümlichkeit, teilweise aber auch mit dem Umstande zusammen, daß das Äolische, das die grundlegende Schicht für die homerische Sprache geliefert hat, und das Arkadisch-Kyprische miteinander verwandt sind. Ein Wort wie οἶ(ϝ)ος 'allein', das indogermanisch ist und in dem altpersischen *aiva* ein genau entsprechendes Gegenstück hat, ist für das Griechische außer bei Homer nur im Arkadisch-Kyprischen bezeugt. Derartige Fälle sind nicht selten. Es ist selbst denkbar, daß gewisse Ausdrücke der epischen Sprache durch Entlehnung aus arkadisch-kyprischen Dialekten geflossen sind; so ist das arkadisch-kyprische ϝάναξ 'Herr' nebst der Ableitung ϝανάσσω 'herrsche' auch die geläufige Bezeichnung bei Homer, und es ist nur natürlich, wenn wir sehen, daß einem großen «achäischen» Fürsten wie Agamemnon auch ein «achäischer» Titel beigelegt wird. Ebenso wie das äolische Heldenlied jonische Einwirkungen

erfahren hat, kann es ein achäisches gegeben haben, das einen Einfluß auf das äolische ausgeübt hätte; wenn sich die Eigentümlichkeiten der homerischen Laut- und Formenlehre überwiegend aus dem Äolischen erklären, so legt die große Zahl der Übereinstimmungen des homerischen Wortschatzes mit dem arkadisch-kyprischen wenigstens die Möglichkeit eines mittelbaren «achäischen» Einflusses nahe, sei es, daß das Äolische der «achäischen» Kultur Ausdrücke entlehnte, sei es, daß die äolische Dichtung manche «achäische» Vorbilder hatte.

Mag das Gewebe der verschiedenen Bestandteile, aus denen das Netz der homerischen Sprache besteht, auch noch so verwickelt sein, so ist sie in alter Zeit doch das Ausdrucksmittel der gesamten hexametrischen Dichtung. Nirgends auf dem Festland trifft man eine von Homer unabhängige dichterische Form an. In Asien ausgebildet, ein Werk zugleich der Äolier und der Jonier und möglicherweise selbst «achäische» Bestandteile in sich bergend, hat die homerische Sprache allen Griechen gedient, und ein Lakonier griff ebenso auf sie zurück, wenn er eine Grabschrift entwarf, wie ein delphischer Priester, wenn er ein Orakel abfaßte: beim Beginn der geschichtlichen Zeit ist sie ein allen Hellenen gemeinsamer Besitz. Auch die älteste Dichtersprache Griechenlands, die auf alle übrigen eingewirkt hat, trägt kein ausgesprochen mundartliches Gepräge, sie gehört keinem Dialekt ausschließlich an, und alle Griechen machten von ihr gleichermaßen Gebrauch.

Siebentes Kapitel.

Die Sprache der Lyriker.

Die Sprachen der lyrischen Dichter wechseln stark von einer Gattung zur anderen. Sie gehören verschiedenen Mundarten an und vergegenwärtigen uns sehr erhebliche Höhenabstände der Kunst. Alle jedoch sind bis zu einem gewissen Grade künstlich, und es scheint, daß sich in allen gewisse gemeinsame Züge beobachten lassen.

Die griechischen Dialekte haben für die -o-Stämme zwei Formen des als Dativ Pluralis bezeichneten Kasus

geerbt, der in sich die Bedeutung dreier indogermanischer Mehrzahlkasus vereint: des Dativs, des Lokativs und des Instrumentals. Diese beiden Formen sind -οις und -οισι(ν), wie wir oben gesehen haben. Die ᾱ- (jonisch-attisch η-)Stämme, deren Abwandlung teilweise mit der der o-Stämme zusammengeht, haben demgemäß -αις und -αισι (mit langem ᾱ, also -ᾱις und -ᾱισι, d. h. bei Homer -ῃς und -ῃσι). Die Endung -οις entspricht genau dem Instrumental der Mehrzahl auf *-aiḥ* des Sanskrit, dem *-āiš* des Altiranischen, dem *-ais* des Litauischen. Zugegeben nun, was tatsächlich sehr wahrscheinlich ist, daß die Endung -σι des Dat. Plur. der konsonantischen Stämme, deren genaues Gegenstück sich in keinem anderen Zweige der Familie wiederfindet, eine alte, der im Indoiranischen, Baltischen und Slavischen belegten pluralischen Lokativendung *-*su* gleichlaufende Lokativendung sei, so wird man die Endung -οισι für die alte Lokativendung halten müssen, wobei die Erhaltung des binnenvokalischen σ natürlich einer im übrigen leichtverständlichen Analogiewirkung zuzuschreiben ist. Da die Vermischung des Lokativs und des Instrumentals im Griechischen vollständig war und die gemeinsame Form -σι unterschiedslos auch für den Dativ diente, so hatte die Doppelheit der Formen -οισι und -οις kein Daseinsrecht mehr und vermochte sich nicht am Leben zu erhalten. Einige Dialekte haben sich auf -οις, andere auf -οισι beschränkt, ohne daß wir die hierfür maßgebenden Gründe noch zu erkennen in der Lage wären. Das Lesbische hat -οισι für die Substantive und Adjektive, -οις dagegen für den Artikel festgesetzt, der die Form τοῖς aufweist. Diese Regelung scheint ziemlich alt, wenigstens in manchen Dialekten: das ganze Westgriechische, ebenso die nordwestlichen Mundarten wie das Dorische im strengeren Sinn (*Doris severior*) haben ausschließlich -οις. Das Jonische der Prosatexte auf Inschriften oder in Büchern zeigt -οισι. Rätselhaft ist das Attische; die Inschriften weisen bis 450 v. Chr. -οισι auf, -ῃσι, -ησι und -ᾱισι, -ᾱσι bis 420 v. Chr. Dann werden diese Formen durch -οις, -αις verdrängt, und diese werden von Plato und den attischen Rednern gebraucht. Es ist klar, daß -οις, -αις im Attischen nicht aus -οισι, -αισι hervorgehen konnten. Anderseits trägt man Bedenken,

die Anwendung der Formen mit ι allein auf den Einfluß der in alter Zeit zu Athen herrschenden Schreibweise nach jonischer Art zurückzuführen. Wahrscheinlich hatte Athen, dessen Sprache lange altertümlich geblieben ist, bis in verhältnismäßig späte Zeit hinein das Schwanken zwischen -οισι und -οις beibehalten, und die in alter Zeit erwählte Schreibung war begreiflicherweise die, welche sich der von der Sprache der Bildung und Schriftstellerei erkorenen am meisten annäherte. Wir werden auf diesen vom Jonischen auf die attische Schreibweise früh ausgeübten Einfluß weiterhin noch zu sprechen kommen. Es bedurfte des entscheidenden Sieges von -οις, -αις in der Umgangssprache und des lebhaften Überlegenheitsgefühles, das Athen im fünften Jahrhundert v. Chr. gewann, um die Schreibung -οις, -αις auch in die Amtssprache einzuführen.

Im Unterschied von den Ortsmundarten, die sich frühe fast alle für -οις oder für -οισι entschieden, hat die Sprache der Lyrik und der von ihr ausgegangenen Gattungen unter dem Schilde der «dichterischen Freiheit» die Möglichkeit, -οισι und -οις nebeneinander zu gebrauchen, auch weiterhin festgehalten. Dies zeigt sich z. B. deutlich in der attischen Tragödie, in der -οισι und -οις von den Dichtern nach Belieben verwandt werden, wobei allerdings der Umstand nicht zu übersehen ist, daß die Erscheinung bei ihnen nur schwache Beweiskraft hat, weil das Schwanken zwischen -οισι und -οις in Athen bis in die geschichtliche Zeit hinein bestand. Selbst Aristophanes, dessen Ausdrucksweise doch so rein attisch ist, läßt -οισι und -οις zugleich zu.

Auffallend ist es, daß Epicharms dorische Komödie die beiden Formen nebeneinander duldet, obwohl das gesamte Dorische -οις verallgemeinert hat. Im Bruchstück 54 (Kaibel) liest man γαυλοῖσιν ἐν Φοινικικοῖς (wobei γαυλοῖσιν das jonische ν ἐφελκυστικόν hat) und 109 τοῖς Ἐλευσινίοις φυλάσσων neben τοῖς Ἀχαιοῖσιν προδιδόμεν.

Obwohl das Inschriftenböotisch stets die Formen ohne schließendes ι zeigt, gebraucht die Böoterin Korinna doch zugleich στεφάνυσιν und ἀθανάτυς (wobei ῠ in der böotischen Rechtschreibung des dritten vorchristlichen Jahrhunderts, welche die der Handschriften der Korinna

ist, altes οι vertritt); ebenso stehen bei ihr nebeneinander λούπησι, χαλέπησι und ἐνόπης, ἀγκάλης, wobei -ης (= -*ę̄*^{2}*ß*) über -αες (= *aę̯ß*) aus -αις (= *ai̯ß*) entstanden ist.

Bei Alkaios und Sappho überwiegt entsprechend dem Gebrauche von Lesbos -οισι; doch hindert dies nicht, daß wir in einem Verse Sapphos δόμοις lesen, wo δόμοισι unmöglich ist, und daß wir bei Alkaios λάοις treffen. Für die ᾱ-Stämme bietet Sappho sichere Beispiele von -αις neben -αισι.

Archilochos hat gewöhnlich -οισι nach jonischem Brauch. Doch bietet er wenigstens zwei Formen ohne Schluß-ι, die man ohne tiefeinschneidende Änderung der Verse, in denen sie sich finden, nicht ausmerzen kann: ᾗς im Bruchstück 94, 3 und κακοῖς 65. Drei weitere von der Überlieferung gewährte Belege sind weniger bedeutsam.

Die in hohem Maße künstliche Sprache der Elegie hat, was sehr beachtenswert ist, zugleich -οισι und -οις, so bei Tyrtaios zwar:

V, 1 τεθνάμεναι γὰρ καλὸν ἐνὶ προμάχοισι πεσόντα,

aber

V, 6 παισί τε σὺν μικροῖς κουριδίῃ τ᾽ ἀλόχῳ.

Die noch künstlichere Sprache der Chorlyrik wendet gleichfalls beide Formen willkürlich an. So bietet Ibykos in Bruchstück I durch den Vers geschützt:

αὐξόμεναι σκιεροῖσιν ὑπ᾽ ἔρνεσιν οἰναρέοις θαλέθοισιν,

ferner

ἀζαλέαις μανίαισιν ἐρεμνὸς ἀθαμβής,

und in II:

Ἔρος αὖτέ με κυανέοισιν ὑπὸ βλεφάροις τακέρ᾽ ὄμμασι δερκόμενος.

Die erste Gegenstrophe der vierten Pythischen Pindars hat ἡμθέοισιν, aber θεμέθλοις; die erste Epode dieser Ode προχοαῖς, während die erste Gegenstrophe ἀκταῖσιν enthält. Dieser Gebrauch entsprach dem Herkommen, und der Stein, der in Epidauros die Gedichte des Isyllos aufbewahrt hat, gibt:

εἵμασιν ἐν λευκοῖσι, δάφνας στεφάνοις ποτ᾽ Ἀπόλλω.

Darnach macht die gesamte Lyrik mehr oder weniger Gebrauch von der Freiheit, je nach der Bequemlichkeit des Dichters -οις oder -οισι zu verwenden. Das Schwanken, dessen sich die Umgangssprache wie gewöhnlich in solchen

Fällen entledigt hat, ist durch die lyrischen Dichter erhalten worden.

Für die Urform der homerischen Gedichte bildete, wie wir oben sahen, -οισι so gut wie durchaus die Regel, die Beispiele von -οις in der endgültigen Fassung des Epos dagegen zeigen, daß für deren Urheber diese Freiheit etwas Geläufiges war.

Der Gebrauch von -εσσι neben -σι bei den konsonantischen Stämmen ist auf die Chorlyrik eingeschränkt, die sie zum Teil Homer, zum Teil vielleicht auch alten, nicht erhaltenen äolischen Vorbildern verdankt.

Die Ungezwungenheit im Gebrauch des Augments ist eine weitere Freiheit der lyrischen Dichtung; aber hier liegen die Verhältnisse weniger klar, und ein homerischer Einfluß ist nicht ausgeschlossen.

Nach dem Stande der Dinge zu urteilen, den die ältesten Texte darbieten, war die Setzung des Augments in den indogermanischen Mundarten, die es überhaupt besaßen und in denen es nicht von vornherein unbekannt war, d. h. im Indoiranischen, Armenischen und Griechischen, nicht unbedingt erforderlich. Wollten die Dichter des Veda sagen «er trug», so stand ihnen die Wahl zwischen *bhárat* und *ábharat* offen, ganz wie Homer die zwischen φέρε und ἔφερε. Das Armenische, in dem das Augment wenigstens in Spuren erhalten ist, bedient sich seiner nur zu dem Zwecke, den Gebrauch einsilbiger Indikativformen zu vermeiden; so stellt es neben *beri* 'ich habe getragen' *eber* 'er hat getragen'. Für das Griechische liefert Homer den Beweis, daß die Freiheit in der Setzung oder Nichtsetzung des Augments anfänglich noch bestand. Was dagegen die geschichtliche Zeit betrifft, so zeigen sämtliche Ortsmundarten, und alle Prosatexte weisen übereinstimmend darauf hin, daß hier der Gebrauch des Augments peinlich genau festgelegt war: durchweg sagte man ἔφερε, und nirgends gab es in der Umgangssprache daneben φέρε; kaum, daß die ältesten kyprischen Inschriften vielleicht ein oder zwei Formen augmentloser Vergangenheitszeiten bieten.

Ganz im Gegensatz hierzu hatte die Chorlyrik entsprechend dem homerischen Vorgang alle erdenkliche Freiheit, die Formen mit und ohne Augment zu verwenden.

So hat Bakkhylides im fünften Gedicht v. 84 φάτο 'sagte', 88 θρέψεν 'nährte', 98 παῦσεν 'beendete' neben ἔσχεν 'hielt' usw. Die Chöre der attischen Tragödie bieten einige Belege für dieselbe Erscheinung. Im Dialog dagegen sind die Fälle von Weglassung des Augments sehr selten und unsicher; sie stehen fast alle am Beginn des Verses und lassen sich leicht entfernen, wenn man die Jamben durch die an dieser Stelle gestatteten Anapäste ersetzt.

In der jonischen Lyrik ist die Setzung des Augments streng durchgeführt. Wo hier Beispiele der Unterdrückung vorkommen, gehen sie auf das epische Gepräge des elegischen Verses zurück, und es tritt darin der homerische Einfluß zutage. Wenn Solon schreibt:

ὑψηλὸν δ' ὕπερ ἕρκος ὑπέρθορον,

so erinnert man sich sofort an Vorbilder wie

I 476 καὶ ὑπέρθορον ἑρκίον αὐλῆς.

Ebenso ist γήθησε 'freute sich' bei Theokritos homerisch und in noch höherem Maße κάλλιπον 'verließ' bei Archilochos.

Anders steht es mit der äolischen Lyrik. In den Bruchstücken des Alkaios finden wir:

νῦν χρὴ μεθύσθην καί τινα πρὸς βίαν
πώνην, ἐπειδὴ κάτθανε Μυρτίλος,

oder

πάμπαν δ' ἐτύφωσ'[1], ἐκ δ' ἕλετο φρένας

und bei Sappho

Ἕρμας δ' ἕλεν ὄλπιν, θέοισ' οἰνοχόησαι,

im selben Stück weiter ἀράσαντο 'verwünschten' oder in einem auf Papyrus gefundenen Bruchstücke τὰν δ' ἐγὼ τάδ' ἀμειβόμᾱν, das letzte Wort mit kurzem Anlauts-α.

Korinna bedient sich dieser Freiheit ebenfalls noch, und man liest bei ihr κλέψε, πιθέτᾱν 'sie legten beide auf', δῶκ' neben ἔταττον, ἔβᾱ, ἐκόσμιον usw.

Hiernach ist es klar, daß die Chorlyrik die in Rede stehende Freiheit zugleich aus der epischen und aus der äolischen Dichtung entlehnt hat; die homerische Unbeschränktheit in der Anbringung oder Weglassung des Augments ist wahrscheinlich selbst einer der äolischen Züge des Epos.

[1] Bzw. δὲ τύφωσ', was sich bei der Schreibweise der Alten ΔΕΤΥΦΩΣ nicht ausmachen läßt.

Im Griechischen wie in allen anderen indogermanischen Sprachen, die ihn haben, ist der Artikel eine verhältnismäßig späte Errungenschaft. Den homerischen Gedichten ist er so gut wie vollkommen unbekannt, was die Frage nicht berührt, als ob die Aöden, die an der Abfassung von Ilias und Odyssee gearbeitet haben, ihn in ihrer Alltagsrede gebraucht haben. Die Mundarten der arkadisch-kyprischen Gruppe, die frühe vereinsamt sind, zeigen noch eine unvollständige Entwicklung des Artikels; die ältesten kyprischen Inschriften haben ihn da nicht immer, wo ihn ähnliche Texte anderer Mundarten darbieten würden, und in den pamphylischen Inschriften des zweiten Jahrhunderts v. Chr. ist er kaum vorhanden. In dem großen Ganzen der griechischen Dialekte hingegen ist er in geschichtlicher Zeit wohl ausgebildet, und abgesehen von den genannten Ausnahmen haben ihn alle Prosatexte in Inschriften und Schriftwerken regelmäßig. Nun hatte sich aber die Dichtersprache vor dem Aufkommen des Artikels festgesetzt, und selbst bei den Schriftstellern, die annähernd ihre Umgangssprache verwenden, ist seine Weglassung da, wo ihn die Prosa setzen würde, nicht eben selten. Archilochos verwendet ihn gelegentlich in seinen Jamben, deren Ton volkstümlich ist, aber in der gehobenen Gattung der Elegie läßt er ihn weg: ταύτης γὰρ κεῖνοι δαήμονές εἰσι μάχης oder οὐδὲ γὰρ ἡμεῖς νήφειν ἐν φυλακῇ τῇδε δυνησόμεθα.

Wenn man die Bruchstücke der Sappho, des Alkaios, der Korinna liest, so wundert man sich über die geringe Anzahl der Artikel. Wenn ihn Hipponax häufiger aufweist, so kommt dies daher, daß er einer späteren Zeit angehört und in volkstümlicherem Tone dichtet. Trotzdem kann ein Beispiel nach Art des folgenden klar machen, wie ein Komiker den Artikel, den er besitzt und den er, wo es der Sinn verlangt, auch gebraucht, recht gern einmal wegläßt:

καὶ γὰρ ἁ κύων κυσὶ
κάλλιστον εἶμεν φαίνεται, καὶ βῶς βοί,
ὄνος δ' ὄνῳ κάλλιστον, ὗς δέ θην ὑί.

Die Tragiker wenden den Artikel nicht ebenso häufig an wie die Prosaiker.

Es wäre hier an sich nicht ausgeschlossen, auch auf die Wortstellung einen Blick zu werfen, die bei den Lyrikern, zumal den chorischen, häufig künstlich ist. Aber dies streift zu nahe an das stilistische Gebiet heran, und so müssen wir uns ein weiteres Eingehen auf diese Seite der Sache versagen.

Alles in allem bieten die Lyriker, selbst die, deren Ausdrucksweise sich am wenigsten von der Alltagsrede entfernt, von ihrer Umgangssprache abweichende Züge, die als Altertümlichkeiten oder als Dialekteigenheiten aufzufassen sind, wobei das Äolische vorschlägt.

Es ist nunmehr unsere Aufgabe, die Züge zu prüfen, welche die Sprache einer jeden Gattung kennzeichnen.

I. Die Elegie.

Abgefaßt in einem Versmaß, das zum Teil geradezu das des Epos ist und im übrigen nur eine andere Form davon darstellt, hat die Elegie auch eine der epischen sehr nahestehende Sprache. Der Grundstock ist jonisch, aber es sind allenthalben Einsprengungen aus der epischen Sprache darin, die den Texten ein eigenartiges Aussehen geben, das von den Dichtern augenscheinlich beabsichtigt war.

Archilochos, dessen Jamben in einem nahezu reinen Jonisch abgefaßt sind, kann ein elegisches Distichon von der Art des folgenden schreiben:

εἰμὶ δ' ἐγὼ θεράπων μὲν Ἐνυαλίοιο ἄνακτος
καὶ Μουσέων ἐρατὸν δῶρον ἐπιστάμενος,

in dem wir eine Nachbildung von Verschlüssen haben wie N 758 Ἑλένοιο (Ϝ)ἄνακτος und das irgendeinen uns zufällig nicht erhaltenen Versschluß wiedergibt. Anderswo schreibt derselbe Dichter mit einer ganz und gar homerischen Form, aber unter völliger Vernachlässigung des Ϝ, von dem er sicherlich keine Ahnung mehr hatte:

κρύπτωμεν δ' ἀνιηρὰ Ποσειδάωνος ἄνακτος
δῶρα.

Es scheint sogar, daß der Gebrauch der homerischen Formen zur Erzielung gewisser Kunstwirkungen dient; so findet sich an der bald darauffolgenden Stelle das homerische κάλλιπον 'hinterließ' ohne Augment, mit der Form

κατ für κατά und der dem jonischen Dialekte gänzlich fremden Angleichung von τ an λ:

Ἀσπίδι μὲν Σαΐων
τις ἀγάλλεται, ἣν παρὰ θάμνῳ
ἐντὸς ἀμώμητον κάλλιπον οὐκ ἐθέλων,
αὐτὸς δ' ἐξέφυγον θανάτου τέλος· ἀσπὶς ἐκείνη
ἐρρέτω· ἐξαῦτις κτήσομαι οὐ κακίω.

Wo Archilochos das Versmaß des Epos anwendet, bildet er homerische Formeln nach, wie:

κῦμα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης

oder

ἁλὸς ἐν πελάγεσσιν.

Der Genitiv auf -οιο, der Infinitiv auf -μεν, -μεναι, die zusammengesetzten Worte machen einen festen Bestandteil der Elegie aus. Trotzdem Mimnermos im Tone des Bürgers dichtet und sich eines ganz einfachen Alltagsjonischen bedient, so läßt er doch in dieses Anleihen beim Epos einfließen und schafft sich dadurch ein Mittel, bedeutsame Worte hervorzuheben:

Κῆρες δὲ παρεστήκασι μέλαιναι,
ἡ μὲν ἔχουσα τέλος γήραος ἀργαλέου,
ἡ δ' ἑτέρη θανάτοιο,

und weiter

αὐτίκα τεθνάμεναι βέλτιον ἢ βίοτος,

oder

νοῦσον ἔχει θυμοφθόρον.

Wird der Ton episch, dann werden es auch die Formen:

Αἰητάο πόλιν, τόθι δ' ὠκέος Ἠελίοιο.

Selbst Solon kennt einen Dat. Plur. auf -εσσι, wenigstens in einem vornehmen Wort:

δῆμος δ' ὧδ' ἂν ἄριστα σὺν ἡγεμόνεσσιν ἕποιτο.

Im übrigen ist bei ihm die Färbung je nach dem Gegenstand bald mehr bald weniger episch. So enthalten die zwei Eingangsverse des hier angeführten Stückes homerische Worte und Zusammensetzungen; die zwei darauffolgenden Distichen mit ihrem rein politischen Inhalt sind in der Umgangssprache gegeben, und abgesehen von dem jonischen η anstatt ᾱ nach ι und ρ, sowie den auf Wirkung berechneten Wörtern φρένας 'Verstand' für γνώμην und ἀφραδίῃσι 'im Unverstand' für ἀλογίᾳ, abgesehen ferner von den unzusammengezogenen νόος 'Sinn'

und ἄλγεα 'Schmerzen' für νοῦς und ἄλγη, sowie von ὕβριος 'des Übermuts' an Stelle von ὕβρεως hätte ein Athener wohl lauter vertraute Klänge zu vernehmen geglaubt, wenn er hörte:

Ἡμετέρη δὲ πόλις κατὰ μὲν Διὸς οὔποτ' ὀλεῖται
αἶσαν καὶ μακάρων θεῶν φρένας ἀθανάτων·
τοίη γὰρ μεγαθύμου ἐπίσκοπος ὀβριμοπάτρη
Παλλὰς Ἀθηναίη χεῖρας ὕπερθεν ἔχει,
αὐτοὶ δὲ φθείρειν μεγάλην πόλιν ἀφραδίῃσιν
ἀστοὶ βούλονται χρήμασι πειθόμενοι,
δήμου δ' ἡγεμόνων ἄδικος νόος, οἷσιν ἑτοῖμον
ὕβριος ἐκ μεγάλης ἄλγεα πολλὰ παθεῖν.

Simonides, dessen Dichtung über die Stammesgrenzen hinübergriff und dessen Gebiet die Chorlyrik war, hat seine Elegien in einer überaus künstlichen Sprache abgefaßt. Seine zum Teil für Dorer bestimmten Grabschriften weisen dorische Anklänge auf, so die folgende, in welcher der Name dessen, für den sie gemacht ist, in dorischer Abwandlung erscheint:

Μνῆμα τόδε κλεινοῖο Μεγιστία, ὅν ποτε Μῆδοι
Σπερχειὸν ποταμὸν κτεῖναν ἀμειψάμενοι,
μάντιος, ὃς τότε κῆρας ἐπερχομένας σάφα εἰδὼς
οὐκ ἔτλη Σπάρτης ἡγεμόνας προλιπεῖν.

II. Jambisch-trochäische jonische Dichtung.

Abweichend von der Elegie wendet die jambisch-trochäische Dichtung ein volkstümliches Versmaß an. Wenn die Alten sagen, Archilochos habe den Jambos «erfunden», so heißt das einfach soviel als, er sei der erste bekannte Dichter gewesen, der davon einen im eigentlichen Sinn als schriftstellerisch zu bezeichnenden Gebrauch machte.

Im pseudohomerischen Margites gab es Jamben, die Archilochos bekannt waren. Auch ist das jambische Maß unzweifelhaft mit vedischen verwandt; wie wir bereits gesehen haben, stehen in den Veden jambische Verse, deren Messung mit der gewisser archilochischer Reihen fast völlig übereinstimmt. Zwar entspricht der jambische Vers weniger dem vedischen Typ als die Verse der lesbischen Strophen, aber trotzdem berührt er sich mit



diesen eng. Es war ein überkommener Vers, den die gelehrte Schriftstellerei geformt, den sie aber nicht geschaffen hat und welcher der Volksdichtung gewiß ganz geläufig war.

Auch die Sprache der jambisch-trochäischen Dichtung ist die des Umgangsjonischen, aber nicht dessen, das die Matrosen und Sackträger von Milet und Kolophon redeten. Denn seit Beginn der geschichtlichen Zeit besaßen die jonischen Städte Kleinasiens eine gemeinsame Gebildetensprache, und diese allein ist es, die auf ihren Inschriften zutage tritt. Es ist so ziemlich auch die, welche die Dichter verwenden. Im Unterschiede von anderen Gedichten, deren Ausdrucksweise ganz künstlich ist, war es beim jambisch-trochäischen Maße fester Brauch, eine Umgangssprache zugrunde zu legen, ebenso wie das trochäisch abgefaßte Stück der Gedichte des Isyllos von Epidauros aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. rein dorische Mundart aufweist. Bakkhylides, dessen Redeweise in den Chorliedern so kunstvoll wie möglich erscheint, schreibt seine Jamben und Trochäen im einfachsten Jonisch:

σὺ δ' ἐν χιτῶνι μούνῳ
παρὰ τὴν φίλην γυναῖκα φεύγεις.

Wie wir gesehen haben, sind in dem Jonischen der jambischen und trochäischen Gedichte des Archilochos dichterische Freiheiten anzuerkennen. Immerhin aber darf man nicht alles unter diesen Begriff bringen, was mit dem prosaischen Gebrauch nicht streng übereinstimmt. Der Amtsstil und die verschiedenen Arten der Schriftprosa gleichen nicht selten stärker aus, als dies in der Umgangssprache üblich ist, und es wäre an sich denkbar, daß in manchen Fällen das oben berührte Schwanken der Dichter Überreste eines alten Standes der Dinge bewahrt hätte, die sich, wo nicht überall, so doch wenigstens in gewissen Städten und bei manchen Bevölkerungsschichten gehalten hätten. Beispielsweise braucht Archilochos im Dat. Plur. bald ποσί 'Füßen', welches die gewöhnliche Form in Prosa ist, bald ποσσί. Falls man hier nicht doch lieber homerischen Einfluß annehmen will, so könnte man sich fragen, ob nicht ein alter Wechsel vorliegt, von dem wir ein Zeugnis haben in dem jonisch-attischen μέσος 'mittler'

neben jonischem μέλισσα 'Biene', attisch μέλιττα, wobei es sich in beiden Fällen um dasselbe alte σσ handelt, das in μέσσος zu σ vereinfacht, in μέλισσα aber bewahrt ist. Sollte es ganz ausgeschlossen sein, daß da und dort die eine oder andere jonische Stadt im volkstümlichen Umgangston die freie Anwendung von ποσί und ποσσί nach dem Bedürfnis des Satzrhythmus bewahrt hätte? Wenn ferner Archilochos schreibt εἰς ἀναιδείην, aber ἐς Θάσον, so spiegelt er eine alte Doppelform wider: ἐνς (*ẹ̆ns*) ist vor Vokal zu εἰς (*'ẹ̄s*), vor Konsonant, wenigstens Zahnlaut, dagegen zu ἐς (*'ẹ̆s*) geworden, und es ist denkbar, daß der Unterschied auf dem weiten jonischen Gebiete irgendwo sein Dasein fristete, während das Attische εἰς (*'ẹ̄s*) und das Schriftjonische ἐς (*'ẹ̆s*) verallgemeinert hat: so haben wir die Aufgabe, unter den Eigentümlichkeiten der Sprache von Dichtern wie Archilochos auch die altertümlichen Reste zu berücksichtigen, welche die Ortsmundarten erhalten konnten und mußten. Das Vorbild Homers, bei dem man ποσσί und ποσί, εἰς und ἐς nebeneinander antraf, ermächtigte den Dichter, zwischen diesen Formen zu wählen, ohne sich dem Verdachte auszusetzen, daß er den Ton seiner Rede allzustark auf den des gewöhnlichen Volkes herabstimme.

Ferner gibt es bei Archilochos klipp und klare Fälle von homerischem Einfluß. Dabei aber handelt es sich in der Regel um religiöse Dinge oder solche, die das religiöse Gebiet wenigstens streifen, so in einer Art von Parodie:

ὡς Διωνύσοι' ἄνακτος καλὸν ἐξάρξαι μέλος
οἶδα διθύραμβον, οἴνῳ συγκεραυνωθεὶς φρένας,

oder wenn von den Toten die Rede ist:

οὐ γὰρ ἐσθλὰ κατθανοῦσι κερτομεῖν ἐπ' ἀνδράσιν.

Zusammensetzungen sind selten und klingen dann leicht wie Anführungen:

οὔ μοι τὰ Γύγεω τοῦ πολυχρύσου μέλει.

Im übrigen fällt die Sprache des Archilochos mit der der Schriftprosa nicht zusammen: der Stamm des unbestimmten und fragenden Fürwortes, der hier κο- lautet, ist bei den jonischen Dichtern wie bei allen anderen Griechen πο-. Wahrscheinlich kamen beide im Jonischen vor. Sei es nun, daß sie auf einer Mundart beruhte, in der κο- herrschte, sei es, daß man sich darin gefiel, die Form in den Vordergrund zu schieben, durch die sich das Jonische am meisten von den anderen Dialekten abhob, jedenfalls hat die Prosa κο- gewählt. Im Gegensatz hierzu hat sich die Dichtersprache wie die amtliche auf πο- festgelegt, sei es, daß sie ihre Ausprägung in einer Gegend Joniens erfuhr, wo man πο- sagte, sei es, daß sie die Form bevorzugte, die am meisten über die Stammesgrenzen hinübergriff, am «internationalsten» war.

Hipponax von Ephesos, der ein Jahrhundert später fällt als Archilochos, neigt in jeder Beziehung mehr zum niederen Volkston. Sein Vers, der auf ⏑ — — ⏓ endigt, geht sicherlich auf volkstümlichen Ursprung zurück; er erinnert an gewisse gleichfalls volkstümliche Typen des vedischen Achtsilblers mit dem Ausgang — ⏑ — ⏓ oder ⏑ — — ⏓ an Stelle des klassischen ⏑ — ⏑ ⏓. Schon der Wortschatz des Archilochos enthielt viele unhomerische Wörter wie νήφω 'faste', ἐγκυτί 'bis auf die Haut', ἀποτρίβω 'reibe ab' oder auch geradezu Straßenausdrücke wie πυγή 'Steiß', πόρνη 'Dirne', φθείρ (*pʿtʿẹ̄r*) 'Laus'. Noch tiefer hinab greift Hipponax; er entnimmt der gewöhnlichsten Alltagsrede Bezeichnungen, die nicht einmal griechisch, sondern aus dem barbarischen Binnenlande entlehnt sind: 'Brot' nennt er βέκος, 'König' nach phrygischer Art πάλμυς. Man wird bei einem griechischen Dichter selten derartige Zugeständnisse an die Ausdrucksweise der unteren Schichten, vor allem aber an die fremder Völker treffen. Was den Satzbau angeht, so ist er der in Volksprosa übliche:

δύ' ἡμέραι γυναικός εἰσιν ἥδισται·
ὅταν γαμῇ τις κἀκφέρῃ τεθνηκυῖαν (*dṻ' ʿẹ̄^{2}mẹ̆rai̯ gṻnai̯kọ̈ß ẹ̄'ßĭn ʿʿẹ̄^{2}dĭßtai̯· ʿọ̈tăn gămệ^{i}* [oder *ệ*] *tĭß kākpʿẹ̆rẹ̄^{i}*[-*ẹ̄*] *tẹ̆tʿnẹ̄^{2}kû*[^{i}]*ăn*).

Im Unterschiede von Archilochos verwendet Hipponax die eigentlich jonische Form κο- für das fragende und unbestimmte Fürwort; dies bezeugen die spärlichen Bruchstücke seiner Gedichte wie der Gebrauch seines Nachahmers Herodas.

Die Verse Anakreons sind nicht wie die des Archilochos und Hipponax die einer Vortrags-, sondern die einer Sangesdichtkunst, ohne deshalb an Volkstümlichkeit

hinter ihnen zurückzustehen. Auch sie gehören zur Familie der äolischen Strophenmetrik, und der Vers Korinnas gleicht dem Anakreons.

Dessen Sprache ist gleichfalls die des Umgangsjonischen, fast ohne Glossen (γλῶτται) und Zusammensetzungen. Wo uns nichtjonische Wendungen aufstoßen, da ist es auf eine Kunstwirkung abgesehen. Neben der auf eine geläufige Freiheit zurückzuführenden Form -αις findet sich mit durchsichtiger Abzweckung gesetzt der Dat. Plur. auf -εσσι in folgendem Langvers:

ἀναπέτομαι δὲ πρὸς Ὄλυμπον πτερύγεσσι κούφαις,
διὰ τὸν Ἔρωτ᾿· οὐ γὰρ ἐμοὶ ⟨παῖς ἐ⟩θέλει συνηβᾶν.

Die Glossen und Zusammensetzungen haben je an ihrem Platze eine besondere Bedeutung; sie dienen oft dazu, über die Dichtung einen religiösen Hauch zu breiten:

Ὦ ᾿ναξ, ὧ δαμάλης Ἔρως,
καὶ νύμφαι κυανώπιδες
πορφυρῆ τ᾿ Ἀφροδίτη
συμπαίζουσιν, ἐπιστρέφεαι δ
ὑψηλῶν κορυφὰς ὀρέων,
γουνοῦμαί σε· σὺ δ᾿ εὐμενὴς
ἔλθ᾿ ἡμῖν, κεχαρισμένης δ᾿
εὐχωλῆς ἐπακούειν.
Κλεοβούλῳ δ᾿ ἀγαθὸς γενεῦ
σύμβουλος· τὸν ἐμὸν δ᾿ ἔρωτ᾿
ὦ Δεύνυσε, δέχεσθαι.

Die Grammatik ist unverfälscht jonisch, wie auch der Wortschatz überall da, wo kein besonderer Zweck verfolgt wird.

Die in Athen entstandenen Skolien zu Ehren von Harmodios und Aristogeiton tragen im höchsten Grade diesen Stempel völlig in der Umgangssprache — wenn auch nicht notwendig in der niederen — verfaßter Dichtungen an sich. Der Dat. Plur. endigt hier auf -οις, nicht auf -οισι; der Dual erscheint nach attischem Brauch und abweichend von jonischen Vorbildern: die jonischen Lyriker kennen die Verwendung des Duals durchaus nicht, ebensowenig die Inschriften; der Wortschatz bietet nichts Außergewöhnliches; die Zusammensetzungen haben nichts Dichterisches an sich, wo sie nicht etwa bloße Anführungen sind; der Artikel steht regelrecht:

Ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω,
ὥσπερ Ἁρμόδιος καὶ Ἀριστογείτων,
ὅτε τὸν τύραννον κτανέτην,
ἰσονόμους δ᾿ Ἀθήνας ἐποιησάτην.
Φίλταθ᾿ Ἁρμόδι᾿, οὔτι που τέθνηκας,
νήσοις δ᾿ ἐν μακάρων σέ φασι ναίειν,
ἵνα περ ποδώκης Ἀχιλεύς,
Τυδείδην τέ φασιν ἐσθλὸν Διομήδεα.

So ist die gesamte lyrische Dichtung jonischer Mundart in der gebildeten Umgangssprache im Gemeinjonischen geschrieben, und ihre Redeweise ist nicht eigentlich die einer «Dichtersprache». Wenn sie außerhalb Joniens nachgeahmt wird, so wendet man den geläufigen Dialekt des Abfassungsortes an.

Darin werden Anklänge an die epische Sprache und an die der großen Lyrik eingestreut, sobald der Ton sich hebt, d. h. wenn es sich um religiöse oder heroische Stoffe handelt. Gelegentlich tritt ein volkstümlicher Einschlag hinzu, zumal bei einem Dichter niederen Schlags wie Hipponax.

Zusammenfassend können wir sagen: bestimmt für die jonische Gemeinschaft und verstanden vom hellenischen Gesamtvolk, verwendet die jonische Dichtung die Bildungssprache Griechenlands im sechsten Jahrhundert v. Chr., nämlich das Gemeinjonische.

III. Die äolische Lyrik.

Wie wir bemerkt haben, beruht die Metrik der lesbischen Dichter Alkaios und Sappho auf der Umformung einer aus indogermanischer Zeit ererbten, möglicherweise an religiösen Liedern geübten Sangesmetrik. Was die Sprache betrifft, so können wir über sie nicht an der Hand vergleichender Betrachtung urteilen. Denn Alkaios und Sappho verkörpern alles, was man vom lesbischen Schrifttum kennt. Äolische Prosa gibt es nicht, und von der wahrscheinlich einmal vorhandenen großen Lyrik ist nichts übrig geblieben. Die lesbischen Inschriften sodann sind durchschnittlich 200 Jahre später als die Dichter, ihre Sprache hat den Einfluß der κοινή erlitten und wenn unter dem Gesichtspunkt der Laut- und Formenlehre die In-

schriften im ganzen das Zeugnis der schriftlichen Überlieferung bestätigen, so ist daraus für den Wortschatz nicht viel zu holen, der doch auf dichterischem Gebiet die Hauptsache bleibt. So sind wir ganz auf den Eindruck angewiesen, den die erhaltenen Stücke machen, und dieser Eindruck ist der einer weitgehenden sprachlichen Einfachheit: die Wortstellung ist regelrecht, die Zusammensetzungen sind nicht zahlreich; der Wortschatz besteht zum großen Teil aus gemeingriechischen Ausdrücken und entfernt sich augenscheinlich nicht von dem der Umgangssprache. Ein gutes Beispiel haben wir unter anderem bei Sappho:

τεθνάκην ἀδόλως θέλω,
ἅ με ψισδομένα κατελίμπανεν,
πόλλα καὶ τόδ᾽ ἔειπέ μοι·
«ὤι μ᾽ ὡς δεῖνα πεπόνθαμεν,
Ψάπφ᾽, ἦ μὰν σ᾽ ἀέκοισ᾽ ἀπολιμπάνω»,
τὰν δ᾽ ἐγὼ τάδ᾽ ἀμειβόμαν᾽
«Χαίροισ᾽ ἔρχεο κἄμεθεν
μέμναισθ᾽, οἶσθα γὰρ ὥς σε πεδήπομεν.»

Außer πεδά mit der Bedeutung von μετά 'mit' und ψισδομένα (= *pßizdǫ̆mę̆nā*) 'weinend', dessen Sinn uns durch die hesychische Glosse ψιζομένη· κλαίουσα klar wird und das auf Lesbos für ein «dichterisches» Wort zu halten kein Grund vorliegt, ist hier kein Ausdruck vorhanden, der selbst dem sich strengstens auf den Prosagebrauch beschränkenden Gräzisten unbekannt wäre. Wenn Zusammensetzungen eine Rolle spielen, so liegt der Grund in der religiösen Färbung der Stelle, so wenn Sappho singt:

Ποικιλόθρον᾽, ἀθάνατ᾽ Ἀφροδίτα,
παῖ Διός, δολόπλοκε, λίσσομαί σε.

Erscheint bei Alkaios ein Genitiv auf -οιο, so ist dies ein zu vereinzelter Fall und findet sich in einem zu kurzen Bruchstück, als daß man daraus etwas über die Bedingungen schließen könnte, unter denen diese Form zugelassen ist:

ἦρος ἀνθεμόεντος ἐπάϊον ἐρχομένοιο.

Die Frage, ob das Schwanken zwischen στήθεσσι und στήθεσι 'der Brust', ἴσσος und ἴσος 'gleich' der Sprache selbst angehört und nicht vielmehr künstliche Regelung

verrät, sei hier nur aufgeworfen; viel spätere Inschriften bieten ἰσσοθέοισι 'göttergleichen', aber ἴσως 'gleich'. Darnach ist es auch zum mindesten zweifelhaft, ob sich Sappho dem Gebrauch ihrer Mitbürger anbequemte oder etwa homerischem Vorbilde folgte, als sie dem Versbedürfnis entsprechend schrieb:

φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θέοισιν,

anderwärts dagegen ἴσσος Ἄρευι. ποσσί *pedibus* ist dialektwidrig, und wenn man es in einem Hexameter Sapphos findet, so weiß man, was man davon zu halten hat; in ihren lyrischen Gedichten braucht sie πόδεσσι.

Die böotische Dichterin Korinna, eine Zeitgenossin Pindars, die auch Gedichte in Volksliedermaßen verfaßt hat, schreibt das Umgangsböotische wie Sappho das Umgangslesbische. In einem handschriftlich aufbewahrten Bruchstück las man die metrisch unzulässige Form Πινδαριοιο; seitdem uns die Entdeckung ausgedehnterer Papyrusbruchstücke die Möglichkeit verschafft hat, uns eine genauere Vorstellung von der Sprache Korinnas zu machen, hat man erkannt, daß gebessert werden müsse und zu lesen sei:

μέμφομη δὲ καὶ λιγουρὰν
Μούρτιδ᾽ ἰώνγα
ὅτι βανὰ φοῦσ᾽
ἔβα Πινδάροι ποτ᾽ ἔριν.

Korinna setzt sich solchem Vorwurf nicht aus; sie tritt nicht in Wettbewerb mit ihrem großen Zeitgenossen Pindar. Sie schreibt in ganz einfacher Weise kleine, sehr einfache Erzählungen. Wenn sie je einmal in ihrer Wortwahl einen leichten Aufschwung nimmt, so tut sie dies nur, um den Göttern ihre Verehrung zu beweisen, so wenn sie sagt ἀγκυλομείταο Κρόνω, wo überdies nicht übersehen werden darf, daß der Genitiv auf -ᾱο dialektgemäß ist und nur die Zusammensetzung, nicht aber die grammatische Form als «dichterisch» gelten darf. An Stelle des von Homer gebrauchten ποντομέδων zieht sie die Zerlegung vor und schreibt πόντω .... μέδων. Wir geben hier die Stelle mit den so gut wie sicher scheinenden Herstellungen unter Berücksichtigung der auf dem Papyrus stehenden prosodischen Zeichen:

ταν δε πήδ[ων τρις μ]εν ἔχι
Δευ[ς] πατει[ρ παντω]ν βασιλευς,
τρῖς δε ποντ[ω γαμε]μεδων
Π[οτι δαων, ται]ν δε δουῖν
Φῦβος λεκτ[ρ]α κρατούνι,
ταν δ' ιαν Μή[ας] αγαθος
πης Ἑρμας· οὔ[τ]ω γαρ Ερως
κη Κούπρις πιθεταν, τίως
εν δομως βαντας κρουφάδᾶν
Κώρᾶς ἐννι' ἑλέσθη.

Man sieht, wie sehr die Sprache das Gepräge des Alltags an sich trägt. Der Korinnatext stimmt mit dem überein, was man von anderer Seite her über das Böotische weiß. Soweit die uns zu Gebote stehenden Handhaben ein Urteil ermöglichen, schrieb Korinna einfach das übliche Gemeinböotisch mit den in der Dichtung, zumal der äolischen, üblichen Freiheiten.

IV. Die Chorlyrik.

Es gibt eine jonische, eine lesbische, sogar eine böotische, aber keine dorische Lyrik; denn die Sprache der Chorlyrik kann nicht für eigentlich dorisch gelten.

Dies hat nichts Überraschendes an sich. Die Dorer sind spät in das schon von anderen Griechen besetzte Griechenland gekommen, sie haben als rücksichtslose Eroberer Bauernbevölkerungen ausgebeutet, die durch Gewalt unterworfen und durch Furcht im Zaum gehalten waren. So sind sie weder Künstler noch Philosophen noch selbständige Schriftsteller gewesen. Da, wo man eine dorische Kunst zu sehen glaubte, haben die letzten Ausgrabungen überall jonischen Einfluß enthüllt: bei den Joniern hat es künstlerischen Erfindergeist gegeben, bei den Dorern ist er unbekannt.

Schriftstellerische Leistungen gibt es bei den Dorern nicht. Für das Epos darf man einen weit zurückliegenden achäischen Ursprung voraussetzen, die äolischen Anfänge aber sind ebenso handgreiflich wie die jonische Ausgestaltung. Wir haben soeben eine ganze Reihe wechselnder lyrischer Typen gesehen, die den Joniern und Äoliern zu verdanken sind, eine Lyrik dagegen, die auf dorischer Volksdichtung beruhte, gibt es nicht. Was die Chorlyrik betrifft, die für dorisch gilt, so ist sie zwar oft für Dorer gemacht worden, aber sie ist nicht das Werk von Dorern. Stesichoros stammte vielleicht aus Himera, Ibykos kam von Rhegion, einer ursprünglich jonischen und erst später dorisch gewordenen Stadt; Simonides war von Keos, und sein 450 v. Chr. gestorbener Neffe Bakkhylides war gleichfalls Jonier; der gegen 446 v. Chr. gestorbene Pindar Böoter. Unter ihnen allein ist keiner, dessen Muttersprache das Dorische gewesen wäre. Schon die Alten haben diesen Umstand bemerkt, der zu auffallend war, als daß er ihrer Aufmerksamkeit hätte entgehen können, und ein Byzantiner hat uns diese Beobachtung in den Worten übermittelt: ἡ μέντοι Πινδάρου καὶ Ἰβύκου καὶ Σιμωνίδου καὶ Βακχυλίδου <διάλεκτος> παντελῶς ἀνεῖται διὰ τὸ μὴ Δωριεῖς εἶναι τῇ φύσει τοὺς ποιητάς, χρῆσθαι δὲ μέντοι τῇ διαλέξει.

Die einzige in eigentlichem Sinn dorische Schriftsprache, die sich herausgebildet hat, ist die von Syrakus; aber diese ist die Schöpfung einer entlegenen Pflanzstadt, und um sie ins Leben zu rufen, war ein großer Handelsplatz mit sehr gemischter Bevölkerung wie Syrakus nötig, wo sich dorische Lebensweise und Politik so wenig erhalten haben, daß dort die sogenannten 'Tyrannen' den größten Erfolg davontrugen.

Was den ganzen Bau der sogenannten dorischen großen Lyrik beherrscht und das Gepräge ihrer Sprache bestimmt hat, ist der Umstand, daß die Werke, die sie umfaßt, nicht wie die der jonischen und lesbischen Lyrik dazu bestimmt sind, von einzelnen zur Unterhaltung bei Privatfesten gesungen zu werden, sondern daß sie für große Gruppen der Bürger oder die gesamte Bürgerschaft gedichtet, daß sie verfaßt sind, um von Chören bei Feiern religiöser Art vorgetragen zu werden. Von solchen ist die Chorlyrik ausgegangen. Darum ist es nicht zufällig, daß sie sich besonders bei den Dorern und auf dorischer Grundlage entwickelt hat: nirgends nahm das öffentliche Wesen einen breiteren Raum ein als bei den Dorern, und nirgends saugte es das Dasein der Bürger so völlig auf. Während sich im Kreise der kleinasiatischen Äoler und Jonier das Leben der einzelnen vielfach in einer

Richtung entwickelte, die von neuzeitlichen Formen nicht allzuweit abstand, führte der Dorer im wesentlichen ein Gruppenleben, das weit mehr das seiner Stadt als sein eigenes war. Demgemäß ist auch die für ihn geschaffene Dichtung eine Gruppendichtung. Da es bei ihnen an Dichtern fehlte, haben die Dorer solche aus der Fremde kommen lassen, nicht jedoch, um die Gattungen zu entlehnen, die zur Verfassung ihrer Gemeinwesen und zu ihrem Volksleben nicht paßten. Vielmehr haben sie durch diese Fremden für die Gattungen, die sie selbst besaßen und die allzu roh und barbarisch erschienen, eine literarische und musikalische Technik schaffen lassen. So hat sich die Chorlyrik herausgebildet aus einem alten Grundstocke von dorischen Chorliedern mit religiösem Gepräge, dessen durch den heiligen Brauch bestimmtes Wesen genau festgehalten werden mußte und dem gegenüber die Fremden bloß die Aufgabe hatten, ihm den schriftstellerischen und künstlerischen Anstrich zu verleihen, den der allgemeine Bildungsfortschritt in Griechenland heischte.

Diese alten dorischen Chorlieder, von denen nichts bekannt ist, brauchten mit der Gemeinsprache der dorischen Städte nicht übereinzustimmen. Weichen doch, wie wir gesehen haben, die religiösen Sprachen mit Bewußtsein von der alltäglichen Rede gelegentlich bis zur Unverständlichkeit ab. Die Dorer brauchten also von den Dichtern, die sie anstellten, nicht die Verwertung von Ortsmundarten zu verlangen, die diesen überdies nur unwillkommen zu Gebote standen und deren Gebrauch im Gottesdienst unangebracht gewesen wäre. Sie mußten sich mit einem im allgemeinen dorischen Gepräge begnügen, im übrigen aber waren die gesungenen Lieder um so geeigneter für große religiöse Festfeiern, je merklicher sich ihre Sprache von der des Alltags abhob.

Da sie für Dorer gemacht war, so schloß die Sprache der Schriftlyrik die Züge aus, die den großen Bildungsdialekt, das Jonische, kennzeichneten. Demgemäß wurde dessen Hauptmerkmal, das an Stelle des ᾱ der anderen Mundarten stehende η, geflissentlich gemieden. So hat man für ʽTagʼ ἁμάρᾱ oder ἆμαρ und nicht das jonische ἡμέρη (att. ἡμέρᾱ) oder ἦμαρ. Selbst die Worte, deren jonischer

Ursprung sich durch die Form verrät wie κυβερνήτης ʽSteuermannʼ mit seiner jonisch-attischen Bildungssilbe -της zur Bezeichnung des Handelnden, ist in κυβερνήτᾱς halbdorisiert. Da dieses ᾱ allen nicht jonisch-attischen Dialekten eignet, so kennzeichnet es die Sprache natürlich nicht als dorisch, sondern nur als nichtjonisch und nichtatttisch.

Ebenso wird der jonisch-attische Infinitiv auf -ναι vermieden. Dafür steht das wenngleich nicht ausschließlich dorische -μεν, wie in φάμεν ʽsagenʼ, μιγνύμεν ʽmischenʼ usf. Mehrfach erscheint der Infinitiv auch in der äolischen Form, wie sie bei Homer vorkommt, und wir treffen die Schreibung ἔμμεν, ja selbst ἔμμεναι *esse*, letzteres bei Pindar und Simonides neben εἶμεν. Was die Verben auf -ω betrifft, so herrscht der Infinitiv auf -ειν (d. h. *ẹ̄n*) vor, doch gibt es auch den auf -εν (d. h. *ẹ̆n*) wie φέρεν, wofür Bakkhylides mehrere durch den Vers gesicherte Belege bietet. Pindar ferner wendet auch -εμεν an, eine Bildung mit äolisch-homerischem Stempel wie κορυσσέμεν ʽwappnenʼ. Daß dies nichts mit seiner böotischen Herkunft zu tun hat, zeigt die Tatsache, daß auch Simonides εὑρέμεν ʽfindenʼ braucht.

Der Gen. Plur. der ᾱ-Stämme geht wie in den westlichen Mundarten und im Lesbischen auf -ᾶν aus; die homerische, böotische und thessalische Form auf -άων wird gemieden geradeso wie das jonische -εων und das attische -ῶν. Die Abwesenheit des böotischen -ᾱων bei Pindar trotz dem homerischen Vorbild zeigt die ganze Macht der Überlieferung in der Sprache der großen Chorlyrik.

Umgekehrt wird der Dat. Plur. auf -εσσι, der den meisten dorischen Dialekten unbekannt ist, häufig verwandt, ohne Zweifel deshalb, weil diese Form die der äolischen Lyrik ist und zu denen gehört, die bei Homer vorkommen, ohne Zweifel auch, weil sie im Nordwestgriechischen und in der geistig besonders regsamen und auf dem Gebiete der Bildung weit vorangeschrittenen Gruppe der korinthischen Siedlungen auf Korkyra, in Syrakus und anderwärts auftritt. Danach braucht Pindar für *pedibus* ποσσί, ποσί und πόδεσσι; Bakkhylides hat χάρισι und χαρίτεσσι ʽden Reizenʼ; Simonides χερνίβεσσι ʽden Waschbeckenʼ, ἀρυόντεσσι ʽden Schöpfendenʼ; Alk-

man hat das dichterische ἀλκυόνεσσι 'den Eisvögeln' neben einem in dorischer Gestalt erscheinenden Alltagswort wie χερσί 'den Händen'.

Die Merkmale, welche die westlichen Dialekte, vornehmlich das Dorische, in hervorragendem Maße kennzeichnen, sind ohne Folgerichtigkeit oder gar nicht verwendet. In fast allen dorischen Mundarten ist der Aorist auf -ξα von Verben auf -σσω und -ζω fest. Nun aber ist er bei Bakkhylides selten, und bei Pindar, bei dem man immerhin doch noch αἵμαξε 'tränkte mit Blut' findet, wenig üblich. Dieser und Bakkhylides schreiben übereinstimmend ὤπασσε, ὄπασσε 'ließ folgen', ᾤκισσε 'siedelte an' usw. Was das Futurum auf -σέω (-σῶ, -σίω), die festeste und hervorstechendste Eigentümlichkeit der westlichen Dialekte, betrifft, so fehlt es ganz und gar. So liest man in der IX. Pythischen des Pindar: 49 ἔσσεται *erit*, 54 θήσεις 'wirst setzen', 56 δέξεται 'wird aufnehmen', 57 δωρήσεται 'wird schenken', 59 τέξεται 'wird gebären', 61 οἴσει 'wird bringen', 63 στάξοισι 'werden tröpfeln' und θήσονται 'werden für sich stellen', 74 δέξεται 'wird aufnehmen'; anderwärts findet man ἀσκήσω 'werde üben' und ἐπιμείξων 'zumischen werdend', desgleichen bei Bakkhylides τεύξεται 'wird erlangen'. Ist somit die Sprache der Chorlyrik nicht jonisch, so ist sie doch auch kaum in höherem Maße streng dorisch, und abgesehen von dem vereinzelten Gebrauch des Aorists auf -ξα findet man nichts, was die Benennung «dorisch» im einzelnen rechtfertigen könnte, sofern man damit nur einen halbwegs festen Begriff verbinden will.

Abgesehen von einigen Inseln des Ägäischen Meeres wird in der Zeit, da die Lyriker schreiben, über das ganze dorische Gebiet hin Ϝ im Wortanlaut noch regelmäßig bezeichnet. Nun bedienen sich aber unsere Dichter niemals des Ϝ, um Position zu machen, und man würde bei Pindar kein Gegenstück zu dem Verse der Korinna

χαλεπῆσιν Ϝελικὼν ἑ -

finden.

Alkman hat das Digamma vielleicht noch ziemlich regelmäßig berücksichtigt, Pindar dagegen beschränkt sich darauf, einigemal Hiatus vor den Wörtern zu setzen, die ihn bei Homer zuließen: so bietet er zwar Ἐπιάλτα ἄναξ (wo der Ambrosianus gegen das Versmaß Ἐφιάλτ' ἄναξ hat) und

σάφα εἶπας, aber daneben auch μετὰ δώδεκ' ἀνάκτων θεῶν und τιν' εἰπεῖν. Bei Bakkhylides sind selbst solche Hiate selten, ja vielleicht nicht vorhanden.

Die Erscheinung, die das gemachte und künstliche Gepräge der Chorlyrik am schlagendsten erweist, ist der gleichzeitige Gebrauch von ἄν und κε(ν) nebeneinander. Ἄν kann nur für das Jonische und Homer in Anspruch genommen werden, aber auch er hat ἄν nur in beschränktem Maße. Pindar verwendet ἄν und κε(ν); bei Bakkhylides ist κεν sogar selten. Simonides braucht beide gleichzeitig in ein und demselben Stück: τούς κε θεοὶ φιλέωντι, aber ὅς ἄν ᾖ κακός. In keiner alten dorischen Inschrift findet sich etwas Ähnliches.

Für das Fürwort der zweiten Person findet man σύ (und nicht das dorische τύ), σέο oder das homerische σέθεν (und nicht das dorische τέο, τέος), σοί (und nicht τοί); die enklitische Form τοι ist zwar dorisch, aber auch homerisch. So bleibt als einzige sicher dorische Form der Chorlyrik der Akkusativ τίν übrig, den wir oft bei Pindar und einmal bei Bakkhylides lesen, neben dem aber auch das nichtdorische σε erscheint.

Die Chorlyrik, deren große Vertreter alle aus nichtdorischen Städten stammen, kann nicht mehr als eine dorische Schöpfung angesehen werden; wie wir bereits gesehen haben, sind ihre Vorbilder aus Asien gekommen. Terpandros ist zu Antissa auf der Insel Lesbos geboren. Der Parische Marmor meldet von ihm: ἀφ' οὗ Τέρπανδρος ὁ Δερδένεως ὁ Λέσβιος τοὺς νόμους τοὺς κιθαρῳδικοὺς . . . ησε καὶ τὴν ἔμπροσθεν μουσικὴν κατέστησεν. Die zwei ältesten an folgender, die Entstehung des Nomos behandelnder Stelle des Proklos aufgeführten Dichter und Musiker sind gleichfalls Äoler: der eine, Terpandros, an der Schwelle der geschichtlichen, aus dem VII. Jahrh., der andere, Phrynis, schon aus der klassischen Zeit. Sogar der späteste, Timotheos, ist ein Jonier. Die Worte lauten: δοκεῖ δὲ Τέρπανδρος μὲν πρῶτος τελειῶσαι τὸν νόμον ἡρῴῳ μέτρῳ χρησάμενος, ἔπειτα Ἀρίων ὁ Μηθυμναῖος οὐκ ὀλίγα συναυξῆσαι αὐτὸς καὶ ποιητὴς καὶ κιθαρῳδὸς γενόμενος. Φρῦνις δὲ ὁ Μυτιληναῖος ἐκαινοτόμησεν αὐτὸν . . . Τιμόθεος δε ὕστερον εἰς τὴν νῦν αὐτὸν ἤγαγε τάξιν. Nun war Terpandros aber nach Sparta berufen

worden; er gilt für den ersten Karneensieger (um 676/73 v. Chr.) und Aristoteles sagt von ihm: ἐκαλοῦντο καὶ ὕστερον εἰς τὴν ἐκείνου τιμὴν πρῶτον μὲν ἀπόγονοι αὐτοῦ, εἶτα δέ τις ἄλλος παρείη Λέσβιος, εἶθ' οὕτως οἱ λοιποὶ μετὰ Λέσβιον ᾠδόν. Danach gewinnt man den Eindruck, daß die ganze chorlyrische Technik von den Äolern gekommen ist.

Möglicherweise gibt es in der Chorlyrik sogar Äolismen. Im Alkmantext tritt uns für den Namen der Muse vielleicht deshalb Μῶσα entgegen, weil er lakonisch gefärbt worden ist; dagegen treffen wir bei Pindar Μοῖσα und dasselbe einmal bei Bakkhylides neben neunmaligem Μοῦσα. Im Part. Präs. Fem. liest man bei den Lyrikern niemals das in Argos oder Gortyn übliche φερονσα oder das in Sparta gebräuchliche φερωσα 'die bringende', wohl aber findet sich der lesbische Typ φέροισα bei Alkman, Simonides, Pindar, Bakkhylides. Selbst in der 3. Pers. Plur. haben wir den Typ φέροισι *ferunt* bei Ibykos und mehrfach bei Pindar gegenüber der Bildung φέροντι, welche die Regel ist; der noch weniger dorische Bakkhylides bietet φέροντι nur ganz vereinzelt, und φέρουσι ist bei ihm die gewöhnliche Form. Gewiß gibt in all diesen Fällen das Versmaß keinen Aufschluß, anderseits jedoch ist es recht unwahrscheinlich, daß so einzigartige Bildungen wie φέροισα oder φέροισι nicht auf echter Überlieferung beruhen sollten. Man fühlt sich versucht zu fragen, ob hierin nicht Reste lesbischer Vorbilder der dorischen Chorlyrik zu erblicken sind. Formen wie φαεννός 'glänzend' bei Pindar wohnt geringere Beweiskraft inne, weil sie auch der epischen Sprache entlehnt sein könnten.

Ebensowenig läßt es sich entscheiden, ob die Chorlyrik den Genitiv auf -οιο der -ο-Stämme, den man über vierzigmal bei Pindar und dreizehnmal bei Bakkhylides liest, alten Mustern äolischer Lyrik oder der homerischen Sprache verdankt. Bakkhylides wendet ihn nur in Beiwörtern homerischen Gepräges wie βαθυζώνοιο Λᾱτοῦς oder an Stellen von stark gehobenem Ton an. Allgemein wird man sagen dürfen, daß die Äolismen der epischen Sprache ohne Zweifel zur Erhaltung derer der lyrischen beigetragen haben, aber es wäre trotzdem gewagt zu behaupten, daß Formen wie der Genitiv auf -οιο dem Epos

entlehnt seien, solange man kein Mittel hat festzustellen, welchen Einfluß die alte äolische Lyrik auf die dorisch genannte Chorlyrik auszuüben imstande gewesen ist.

So darf man wohl sagen, daß es nicht leicht etwas Zusammengesetzteres gibt als die Sprache der Chorlyrik.

Besonders künstlich ist der Wortschatz. Der eigentliche Ausdruck wird soviel als nur möglich gemieden, ja man scheut sich nicht, neue Worte zu schmieden, um nur die geläufigen nicht brauchen zu müssen. So ist das Wort *Herz* κῆρ sicher alt; sein η vertritt altes ē, dessen Fortsetzer im Altindischen, Altpreußischen und Armenischen vorhanden sind. Nun hat man aber nach dem Vorgang des attischen ἦρ 'Frühling' = (ϝ)ἔ(σ)αρ eine Form κέαρ zurechtgemacht, die es nie in irgendeiner gesprochenen Sprache gegeben hat, deren sich aber die Lyriker wie Pindar, Bakkhylides und die athenischen Tragiker oft bedienen. Der Überfluß an Zusammensetzungen überschreitet hier gelegentlich das Maß. Pindar eröffnet die IX. Pythische also:

ἐθέλω χαλκάσπιδα Πυθιονίκαν
σὺν βαθυζώνοισιν ἀγγέλλων
Τελεσικράτη χαρίτεσσι γεγωνεῖν
ὄλβιον ἄνδρα διώξιπ -
πον στεφάνωμα Κυράνας· τὰν ὁ χαιτάεις ἀνεμοσφα-
ράγων ἐκ
Παλίου κόλπων ποτὲ Λατοίδας
ἅρπασ', ἔνεικέ τε χρυσέῳ
παρθένον ἀγροτέραν δί -
φρῳ, τόθι νιν πολυμήλου
καὶ πολυκαρποτάτας
θῆκε δέσποιναν χθονὸς
ῥίζαν ἀπείρου τρίταν εὔ -
ηρατον θάλλοισαν οἰκεῖν.
ὑπέδεκτο δ' ἀργυρόπεζ' Ἀφροδίτα
Δάλιον ξεῖνον θεοδμάτων
ὀχέων ἐφαπτομένα χερὶ κούφᾳ.

Dieser Reichtum ist unzweifelhaft auf den Einfluß religiöser Sprache zurückzuführen. Vornehmlich sind es die Namen der Götter, der Heroen und überhaupt die Bezeichnungen für alles mit diesen im Zusammenhang Stehende, was in solchem Umfang von zusammengesetzten

Beiwörtern umgeben erscheint. Auch die Neigung, die genannten Wesen durch Umschreibungen oder Ersetzungen zu bezeichnen, wie Δᾱ́λιον ξεῖνον und Λᾱτοΐδας, ist eine Eigentümlichkeit religiöser Rede.

In einer Sprache, die nicht die einer bestimmten Örtlichkeit oder Zeit ist, kann man schwer angeben, was sich etwa als Glossen (γλῶτται) benennen ließe: der Wortschatz ist ein Gemisch aus altgriechischen Ausdrücken, aus gemeinsam dorischen Bezeichnungen, aus alten Wörtern, die wahrscheinlich nur in der Dichtung gängig waren. Aber die Scheidung dieser Bestandteile läßt sich nicht reinlich durchführen. Nehmen wir beispielsweise ein Stück aus Pindars fünftem Päan:

ἰήιε Δάλι' Ἄπολλον·
Λατόος ἔνθα με παῖδες
εὐμενεῖ δέξασθε νόῳ θεράποντα
ὑμέτερον κελαδεννᾷ
σὺν μελιγάρυι παι -
ᾶνος ἀγακλέος ὀμφᾷ.

Es ist möglich, daß ὀμφᾱ́, das mit dem gotischen *saggs* 'Gesang' und *siggvan* 'singen' verwandt ist, ein alter Ausdruck gottesdienstlicher Sprache wäre: die Form stimmt, wenn auch das Zeitwort im Griechischen nirgends wie im Germanischen erhalten ist. Auch liegt es auf der Hand, daß κελαδεννός 'lauttönend' ein homerisches Beiwort ist, wobei nur zu bemerken bleibt, daß es im herkömmlichen Texte des Epos in der jonischen Schreibweise κελαδεινός (d. h. *kĕlădẹ̄nọ̄s*) auftritt. θεράπων 'Knappe' hat gleichfalls einen Stich ins Epische und wohl auch ins Religiöse.

Das beste Mittel, sich eine einigermaßen zutreffende Vorstellung von der Sprache der Chorlyrik zu machen, ist vielleicht noch das Lesen der Parodie, die Aristophanes davon in den *Vögeln* 904 ff. entworfen hat. Da findet sich alles: die langen und feierlichen Zusammensetzungen: νεφελοκοκκυγίαν, μελιγλώσσων; die erzwungenen Wortstellungen wie τεαῖς ἐν ὕμνων ἀοιδαῖς, die Auslassungen des Artikels:

ἀκλεὴς δ' ἔβα σπολὰς ἄνευ χιτῶνος,

die Anführungen aus Homer mit wenig gebräuchlichen Worten und vorgeschichtlichen Sprachformen:

Μουσάων θεράπων ὀτρηρός
κατὰ τὸν Ὅμηρον,

die unattischen Bildungen κτίστορ 'Gründer!' statt κτιστά, die unjonisch-unattischen Worte: πέπᾱται 'besitzt' statt κέκτηται, die dem Jonisch-Attischen fremden Dialektformen: der Infinitiv δόμεν 'geben', der Dat. Plur. νομάδεσσι 'den Nomaden', das besitzanzeigende Fürwort τεός 'dein', das Fehlen der Zusammenziehung in ἀοιδαῖς 'den Liedern', ἐπέων 'der Worte'. Das waren gesuchte und gewollte Fremdtümeleien, die von der Richtung der Umgangssprache abwichen. Allerdings wurden dadurch der unmittelbaren Auffassung keine unübersteiglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Zwar fragt der von Aristophanes auf die Bühne gebrachte Bänkelsänger seinen Mitunterredner, ob er ihn verstanden habe, aber die meisten Abweichungen ließen sich durch einige einfache und von jedem halbwegs Gebildeten unschwer vorzunehmende Umgestaltungen ohne sonderliche Mühe auf die gewöhnliche Sprache zurückführen.

In Aristophanes' Zeit allerdings gab man sich über die religiösen Ursprünge und sprachlichen Eigentümlichkeiten der Chorlyrik keine Rechenschaft mehr. Man sah darin nur noch technische Kunstgriffe, die zu gebräuchlich waren, als daß sie noch große Wirkung getan hätten, und die ihres religiösen Daseinsgrundes beraubt nur noch einen kindlichen Eindruck machen konnten. Selbst die Erneuerung, die sie von der Tragödie her erfuhr, war erschöpft; in den Stücken des Euripides ist der Chor in seiner völligen Abgestimmtheit auf den menschlichen und rednerischen Ton bloß noch eine Zutat, die man nicht selten ohne wesentlichen Schaden auch weglassen konnte. So kam schließlich der Tag, an dem nur noch die musikalischen Künsteleien eines Timotheos imstande waren, eine gewisse Teilnahme für die große Lyrik zu wecken.

Achtes Kapitel.
Die attische Tragödie.

Die attische Tragödie hat sich in religiösen Gebräuchen entwickelt, an Festfeiern zu Ehren des Dionysos, und sie ist in Athen stets ein Teil einer religiösen Festfeier geblieben. Die Masken, welche die Aufführung verwandte, konnten mit der Zeit ein künstlerisches Hilfsmittel werden, aber ihren Ursprung verdankten sie sicherlich einem gottesdienstlichen Brauch: Masken dieser Art in umständlichen heiligen Übungen treffen wir bei Völkern der verschiedensten Länder an.

Das griechische Theater ist eine an einen Hügel angelehnte Freilichtbühne; das Stück Landschaft, das man auf ihr zu sehen bekommt, ist weit ausgedehnt, und häufig schließt den Hintergrund das Meer ab. Es steigt in zahlreichen Stufen an, und die Zuschauerschaft setzt sich aus einer großen Menge von Mitbürgern zusammen. Derartige Bedingungen verlangen von dem aufgeführten Werke eine starke Stilisierung, die den Gewohnheiten der Griechen und der allgemeinen Richtung ihrer Kunst entsprach.

Aischylos, gestorben 456 v. Chr., war zünftiger Chormeister. Er hat die Tragödie geschaffen — und unzweifelhaft andere mit ihm —, indem er die Rolle des «Hersagers», des ὑποκριτής, schuf, der spricht und sich nicht aufs Singen beschränkt. So ist die Tragödie aus mehreren Teilen zusammengesetzt: aus Chören, Gesängen und Tänzen, aus Einzelliedern (Arien) und aus gesprochener Rede.

Der Chor, der im Anfang den wesentlichen Bestandteil bildet und der bis zum Schlusse, wenigstens äußerlich, ein wichtiges Stück bleibt, ist in der gewöhnlichen Sprache der Chorlyrik geschrieben, wenngleich mit einigen Abschwächungen und einer merklichen Beeinflussung durch das Attische. Das nichtjonisch-attische ᾱ ist regelmäßig gesetzt. Im übrigen lohnt es sich für den, der die Chorlyrik kennt, nicht, im einzelnen auf die attische Tragödie einzugehen.

Die Sprache des Dialogs ist schwieriger zu kennzeichnen. Die darin angewandten Versmaße gehören dem jambisch-trochäischen Geschlecht an, und schon dies läßt darauf schließen, daß sie der des Alltags nahestehen wird. Der Grundstock ist in der Tat rein attisch, so, abgesehen von überdies maßvoll auftretenden dichterischen Freiheiten, vor allem die Grammatik. Die Verteilung von ᾱ und η ist die in diesem Dialekt übliche, nicht aber die des Jonischen. Immerhin sind einige Abweichungen vom Umgangsattischen vorhanden; waren doch die dichterischen Vorbilder aus Jonien gekommen, wo sich die Bildung früher als in Athen entwickelt hatte, und um ihren Werken ein literarisches Aussehen zu verleihen, bewahren die Dichter gewisse Jonismen, so wie es außerdem auch ein Prosaiker von der Art des Thukydides gemacht hat.

Nach den alten Inschriften, nach Plato und nach Aristophanes zu urteilen, wurde in Athen der Dual bis in die Zeit nach Euripides mit großer Strenge angewandt, und wenn die Tragiker gelegentlich zur Bezeichnung paarweise auftretender Personen den Plural brauchen, wo die Umgangssprache den Dual gesetzt haben würde, so erklärt sich dies daraus, daß im Gegensatz zum Attischen, das in vieler Hinsicht zu den das Alte am zähesten festhaltenden griechischen Dialekten gehört, und auch im Gegensatz zu vielen Dialekten des festländischen Griechenlands der Dual bei den jonischen Dichtern nicht vorhanden ist, die den Tragikern die ersten Vorbilder für ihre jambisch-trochäischen Verse geliefert haben. Dadurch, daß die Dichter den in ihren Mundarten großenteils vorhandenen und der Rede ihrer Mitbürger noch geläufigen Dual vermieden, drückten sie ihren Schöpfungen ein literarisches Gepräge auf.

Der jonischen Lautgruppe σσ entsprach im Attischen ττ, z. B. in πράττω 'tue' gegenüber πράσσω, anstatt der Lautgruppe ρσ setzten sie ρρ, z. B. in ἄρρην 'männlich' gegenüber ἄρσην. Die attischen Tragiker aber haben σσ und ρσ beibehalten. Darin ist keine Altertümlichkeit zu erblicken; der Gebrauch von ττ und ρρ war bereits vorhanden, als die Dichter noch σσ und ρσ schrieben; Thukydides, der sonst stets ρσ schreibt, bietet doch δέρρις 'Fall' mit ρρ, ein Wort, das anderwärts in Übereinstimmung auch mit seiner Herkunft als δέρσις erscheint, das

er aber nicht in jonischen Quellen fand und infolgedessen in seiner attischen Lautgestalt brauchte. Vielleicht haben wir sogar mit Überjonischem zu rechnen: bei Euripides lesen wir πυρσός 'rot' an Stelle von πυρρός, das die einzig berechtigte Form zu sein scheint; wenn die überjonische Umformung nicht bloß das Werk eines Grammatikers oder Abschreibers ist — was sicherlich im Bereich der Möglichkeit liegt —, so gibt sie ein gutes Beispiel für das Verfahren, dessen man sich bediente, um der attischen Sprache der Tragödie einen jonischen Firnis zu verleihen.

Die tragischen Dichter vermeiden eine echt attische Bildung wie ἑόρᾱκα 'habe gesehen' und ziehen die alte Form ὄπωπα vor. Sie entlehnen ferner den jonischen Dichtern den Genitiv δορός von δόρυ 'Speer' oder das ου in δούρατος, während die attische Prosa ausschließlich δόρατος kennt. Die bei ihnen gewöhnliche Form Θρῆιξ 'Thraker' mit η nach ρ muß ihnen gleichfalls durch dichterische Überlieferung aufgedrängt sein, denn wir treffen sie selbst bei Pindar an.

Diese jonische Stilisierung ist es, die bei den Alten das Urteil veranlaßt hat, das Altattische sei dem Jonischen ähnlich: τὴν ἀρχαίαν Ἀτθίδα μικράς τινας ἔχουσαν διαφορὰς παρὰ τὴν Ἰάδα erwähnt Dionysios von Halikarnaß, und derselbe spricht mit dürren Worten aus: τὴν μὲν Ἰάδα τῇ παλαιᾷ Ἀτθίδι τὴν αὐτήν φαμεν.

Ist so das Aussehen der Sprache und der grammatischen Formen das eines mit einigen Freiheiten, Altertümlichkeiten und planmäßigen jonischen Schreibungen durchsetzten Attisch, so zeigt das Wörterbuch ein erheblich künstlicheres Gepräge. Der Wortschatz ist der Teil, der dem Dialog der attischen Tragödie den Stempel des «Dichterischen» aufprägt, wie Aischylos in den «Wespen» des Aristophanes sagt:

> ἀνάγκη
> μεγάλων γνωμῶν καὶ διανοιῶν ἴσα καὶ τὰ ῥήματα
> τίκτειν.

Die Zusammensetzungen sind zwar nicht häufiger als in der jambisch-trochäischen Dichtung der Jonier, aber die gebrauchten Worte sind zu einem erheblichen Teile nicht

die des Alltags, und um dem Wortschatz einen fremdartigen und vornehmen Anstrich zu geben, greift man zu mehreren Mitteln, von denen wir hier einige nennen.

Da, wo das gewöhnliche Attisch Verben mit Präverbien anwendet, setzen die Tragiker gern das einfache Zeitwort oder umgekehrt. Beispielsweise schreiben sie θνῄσκω 'sterbe' für ἀποθνῄσκω, und wo Aristophanes den Euripides parodiert wie Thesm. 865 oder Acharn. 893/4, greift er zu θνῄσκω ohne ἀπο-; dieser Gebrauch war jonisch und findet sich bei Hippokrates wieder. Die Tragiker stimmen mit Herodot in der Verwendung von αἰν(έω)ῶ 'lobe', ἀντ(άω)ῶ 'begegne', ἕζομαι 'setze mich', ἧμαι 'sitze', ὄλλῡμι 'verderbe' an Stelle der regelrechten attischen Formen ἐπαινῶ, ἀπαντῶ, καθέζομαι, κάθημαι, ἀπόλλῡμι überein. Andererseits ist es auch nichts als ein bloßes Stilmittel, wenn Sophokles in ἐκφυλάσσω 'bewache', ἐκσημαίνω 'tue kund', ἐκπροτῑμῶ 'ziehe vor', ἐξεπεύχομαι 'flehe an' usw. ἐκ- braucht. Der Vorteil dieser Kunstgriffe besteht darin, daß sie Ausdrücke liefern, die sich von den gewöhnlichen unterscheiden, die deshalb eindrucksvoll und nicht vertraut klingen und die dabei doch leicht verständlich sind und sich gut in den Dialog schicken.

Häufig wird zu Worten gegriffen, die denen des Attischen nahestehen, sich aber doch davon abheben: ἄγγος 'Gefäß', εἷμα 'Kleid', ἔχθος 'Haß', οἰκήτωρ 'Bewohner', πάτρᾱ 'Vaterland' statt ἀγγεῖον, ἔχθρᾱ, ῑμάτιον, οἰκητής, πατρίς. Das Vorhandensein von στέφανος 'Kranz' und στέφω 'kränze' ermöglichte dem Hörer das Verständnis eines Wortes στέφος 'Kranz'. Ebenso findet man das homerische ἱππότης 'Reisiger' für ἱππεύς, νεοχμός 'neu' für νέος, ἀπότῑμος 'ehrlos' für ἄτῑμος usw. Stets handelt es sich um die Vermeidung des üblichen Ausdrucks, sofern nur die Verständlichkeit gewahrt bleibt. An Stelle von ναύτης 'Schiffer' heißt es ναυτίλος auf jonische Weise oder auch ναυβάτης. Um κυβερνήτης 'Steuermann' zu vermeiden, schmiedet man zu πρύμνα 'Achterdeck' nach dem Muster von πρῴρα 'Vorderdeck' : πρῳρᾱ́της 'Vorderdecksmann' ein πρυμνήτης 'Achterdecksmann'. Ferner wird μήτηρ 'Mutter' durch τεκοῦσα 'geboren habende' ersetzt und ἀδελφή 'Schwester' durch ὁμόσπειρος 'gemeinsam erzeugte'. Sodann haben wir im Wortschatz der Tragödie Zusammen-

setzungen, die abweichend vom Gebrauch des Epos und der Chorlyrik nicht so sehr als schmückende Beiwörter wie vielmehr als eine Art von Umschreibungen aufzufassen sind.

Die Tragödie entlehnt ihren Wortschatz zu einem guten Teil dem Jonischen. Angesichts der Tatsache, daß das Jonische und das Attische engverwandte Dialekte sind, ist es nicht immer leicht, in ihr das auseinanderzuklauben, was aus gemeinsamem jonisch-attischen Grundstock herrührt, zu Athen in älterer Zeit bewahrt worden, in jüngerer aber verschwunden ist, und das, was rein jonisch war und sich im athenischen Schrifttum nur unter dem Einfluß des jonischen erhalten hat. Jedoch erscheinen folgende Beispiele sicher. Die Tragödie bedient sich unter anderem der Formen κεῖνος 'jener', κεῖθεν 'von dort', während die Prosa ausschließlich ἐκεῖνος, ἐκεῖθεν aufweist, und dies ist so sehr ein jonischer Zug, daß Aristophanes im Frieden 48 da, wo er einen Jonier sprechen läßt, diesem stracks κεῖνος leiht. Entsprechend dem Umstand, daß die «Historie» eine jonische Schöpfung ist, kommt ἱστορέω 'erkunde' wohl häufig bei Herodot und darnach bei den Tragikern vor, fehlt aber bei Homer und im Attischen. «Mitgift» heißt attisch προίξ; die Tragiker dagegen vermeiden diesen Ausdruck der Rechtssprache und entlehnen dem Jonischen das nichthomerische φερνή. ἀιστῶ steht bei Herodotos, bei Pindar, bei den Tragikern und bei Platon an einer dichterischen Stelle (Prot. 321 a) und dient als dichterischer Ersatz für das geläufige ἀφανίζω 'lasse verschwinden'. Für θηρεύω 'jage' sagen die Tragiker nach jonischer Art ἀγρεύω; wenn es sich auch bei Xenophon findet, so ist dies nur ein neuer Beleg für die altbekannte Tatsache, daß Xenophon in der Wortwahl kein rein attischer Schriftsteller ist. αἰών, das in Athen die Ewigkeit bedeutet (*aeternitās*), bezeichnet bei den Tragikern auch das Leben (*aetās*).

Die sehr zahlreichen Anleihen des tragischen Wörterbuchs beim Jonischen haben die merkwürdige und später noch zur erörternde Folge gehabt, daß manche Ausdrücke der Tragödie in der eigentlichen attischen Prosa nicht vorhanden sind, sich jedoch in der κοινή wiederfinden: deren großenteils in Kleinasien zusammengebrachter Wortschatz enthält tatsächlich eine große Menge jonischer

Wörter. Ein Verb wie ἐπανατέλλω 'gehe auf' liest man bei Herodot, bei den Tragikern und in der κοινή.

Nun war aber in der Zeit der Tragiker die jonische Bildung nicht die einzige. Neben ihr hatte sich im Westen, zumal in Unteritalien und Sizilien, eine andere mit vorwiegend dorischer Sprache entwickelt, von deren schriftstellerischen Erzeugnissen wir außer einigen Komödientrümmern und theokritischen Idyllen wenig mehr kennen. Immerhin vermögen wir soviel festzustellen, daß die Sprache der attischen Tragödie dorther manche Wörter entliehen hat.

Manche davon wie γᾱμόρος 'Landempfänger' an Stelle des attischen κληροῦχος tragen die Farbe von Fachausdrücken an der Stirn. Aber man kann auch anführen das Eigenschaftswort δᾱρός 'lang' (während Homer nur das Umstandswort δηρόν 'lange' kennt), ferner κυνᾱγός 'Jäger' und κυνᾱγίᾱ 'Jagd', wozu die attischen Formen κυνηγέτης und κυνηγέσιον lauten, sodann ὀπᾱδός und ὀπᾱ́ων 'Knappe', ποδᾱγός 'Wegweiser', πορπαί 'Spangen'. Ein gutes Beispiel ist κῠδος im Sinne von λοιδορία 'Schmähung'; κῠδάζω 'tadle' ist bei Epicharm belegt. Sonst kennen wir nur κῦδος mit Länge des Ypsilon und in der weit abliegenden Bedeutung 'Ruhm'.

Der homerische Einfluß, der nicht selten das Eindringen jonischer Worte erleichterte, hat auch dem Eindringen westlicher Wörter Vorschub geleistet. Das Verb εὕδω 'schlafe', das neben dem attischen καθεύδω steht, ist bei Homer häufig, findet sich aber auch bei Epicharm, wo jede gelehrte Beeinflussung ausgeschlossen ist. Der homerische Aorist μολεῖν 'gehen' ist möglicherweise besonders deshalb in die Tragiker gelangt, weil er den Athenern als ein in den Nachbarmundarten angewandter Ausdruck bekannt war; Aristophanes leiht ihn einem Spartaner, wobei er gewiß sicher war, von seinen Zuhörern verstanden zu werden:

Lys. 984 ἔμολον ἀπὸ Σπάρτας;

auch sonst bedient er sich seiner, wenn er die Tragödie parodiert (Lys. 743; Ritter 21—26).

In die attische Tragödie münden schließlich alle Gattungen altgriechischer Dichtung ein; das jonische Volkslied und der dorische Tempelsang vermählen sich darin

zu einem einzigartigen Schauspiel. Diese beiden Einflüsse vereinigen sich in einem stark stilisiertem Attisch. Das athenische Schrifttum nimmt die früheren Schöpfungen auf, indem es ihnen eine neue Form verleiht. Dabei kommt es nicht bloß zu einer athenischen, sondern zu einer griechischen Bildung von hellenischem Gepräge, die von allen Hellenen ausgegangene und in einem gewissen Maß für alle Hellenen bestimmte Bestandteile enthält. Die Reichshauptstadt Athen hat kein rein auf seine Gegend beschränktes Schrifttum; es erbt alle bereits gemachten Erwerbungen, und mögen sie auch noch so sehr die Ortsfarbe an sich tragen, so haben doch wenigstens im Wortschatz alle für dieses umfassende Gebiet bestimmte Dichterwerke bereits das Gepräge des über die Stammesgrenzen Hinübergreifenden an sich.

Im übrigen vergegenwärtigt uns die attische Tragödie mit besonderer Deutlichkeit einen Zug, der allen bisher von uns untersuchten Schriftsprachen eigen ist. Schon die Ausdrucksweise der Chorlyrik, von der die Tragödie ausgegangen ist, war darauf angelegt, Städten zu dienen, deren Mundarten stark auseinandergingen. Alle Dichtersprachen sind, wenn auch in verschiedenem Maße, Gemein- und eben damit Mischsprachen gewesen. Alle haben auf irgendeine Art zur Schaffung einer allen Griechen zusammen angehörigen Redeweise beigetragen. Freilich dürfen wir über der Anerkennung dieser Tatsache die Wahrheit nicht übersehen, daß es nicht das Buch und nicht die Dichtungen, sondern die Staats- und Bildungsbedürfnisse, die wirtschaftlichen Forderungen und die geschichtlichen Ereignisse sind, die das Entstehen einer κοινή bewirkt haben. Deren Vorbereitung sieht man am besten in der Prosa.

Neuntes Kapitel.
Die jonische Prosa.

Die Griechen des äolischen Sprachstammes haben die großen Dichtersprachen geschaffen, die des Epos, die dann jonisch gefärbt worden ist, und die der Chorlyrik, die dann dorisch abgetönt wurde; in Ermangelung von äolischen Texten dieser beiden großen Gattungen kennen wir nur das, was man ihre Hauslyrik nennen könnte. Von Anfängen einer Schriftprosa ist nichts zu bemerken; diese scheint eine jonische Schöpfung zu sein.

Verdankt auch das Hellenentum manches den Griechen der arkadisch-kyprischen und der äolischen Dialekte, so sind doch in dem Augenblicke, in dem dank geschriebenen Texten und erhaltenen Denkmälern für uns die griechische Geschichte anhebt, die Jonier die Eröffner und Führer der geistigen Bewegung. Die ältesten delphischen Denkmäler gehören der jonischen Kunst an. Die Jonier sind es auch, die dem Auslande gegenüber die griechische Gesittung vertreten: die persische Baukunst entwickelt sich unter dem Einflusse der jonischen, der Arzt des Dareios ist ein Jonier; der Name Jonier, *i̯auna* im Persischen und darnach im ganzen Osten —, dient zur Bezeichnung sämtlicher Hellenen. Als hauptsächliche Vermittler der Handelsgeschäfte, als Erfinder, Gelehrte und Künstler gelten die Jonier wenigstens seit dem siebenten Jahrhundert v. Chr. den Fremden als die Hellenen schlechthin.

Deshalb waren die Jonier die ersten, die sich eine Gemeinsprache schufen. Wir haben gesehen, daß trotz der von Herodot angedeuteten Abweichungen alle Mitglieder des jonischen Zwölfstädtebundes in Kleinasien ein und dieselbe Amtssprache ohne bemerkenswerte örtliche Unterschiede hatten. Jede Gemeinde behielt ihre besonderen Eigenheiten, aber diese blieben dem Hausgebrauch überlassen. Sobald man sich an die Allgemeinheit wandte, bediente man sich tatsächlich oder doch der Absicht nach der bei sämtlichen kleinasiatischen Joniern üblichen Sprache. Dabei hatte man solchen Erfolg, daß man ohne Herodots Zeugnis das Vorhandensein dieser örtlichen Züge nicht auch nur vermuten würde und daß man nicht weiß, worin sie bestanden und was sie zu bedeuten hatten. So

ist das amtliche Jonisch die erste κοινή, die Griechenland kannte, eine Gemeinsprache, die zwar auf ein begrenztes Gebiet eingeschränkt war, aber ein Gebiet, das eine große Rolle spielte und auf den Rest des hellenischen Volkes einen entscheidenden Einfluß ausübte. Das Amtsjonische ist eine κοινή, weil es eine Bildungssprache ist.

Die Tätigkeit der Jonier läßt sich an der Verbreitung ermessen, die ihr Alphabet erlangt hat. Wie sie ihre eigene Mundart sprachen, so hatten auch die verschiedenen griechischen Städte außerhalb des kleinasiatischen Joniens ihre eigenen Alphabete. Diese haben sich, zumal in Italien, länger oder kürzer erhalten, und wir wissen, daß die italienischen Alphabete auf Ortsalphabeten der westlichen Gruppe beruhen, in denen χ den Wert von *ks* und nicht wie im Jonischen den von *k*ʻ darstellte. Seit dem Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr. aber verdrängt das jonische Alphabet überall die einheimischen. In Athen geschah dies 403, in Böotien um 370 v. Chr. usw. Dieses Eindringen des jonischen Alphabets in das ursprüngliche Gebiet der alten Schriftgattungen ist sogar einer der Umstände, die das Kennenlernen der Ortsdialekte erschweren, weil es der Aufzeichnung all dieser Mundarten einen jonischen Anstrich verliehen hat.

Wahrscheinlich haben die nichtjonischen Dialekte einer so hoch entwickelten Bildungssprache viele Wörter entlehnt. Aber wir besitzen keine Mittel, um diese Entlehnungen im einzelnen festzustellen, weil die Griechen ein feines Gefühl für die Umsetzungen hatten, welche der Übergang von einer Mundart in die andere erforderte und weil sie deshalb die jonischen Worte den nötigen Anpassungen unterzogen haben. Nur in vereinzelten Fällen vermögen wir einen Einblick in diesen jonischen Einfluß zu gewinnen, der unbestreitbar sehr erheblich gewesen sein muß. So ist z. B. die Form γρόφω 'schreibe' in Dialekten bezeugt, die genügend zahlreich, genügend voneinander entfernt und genügend untereinander verschieden sind, um die Überzeugung zu befestigen, daß wir in ihr die eigentlich westliche Form zu erblicken haben. Trotzdem treffen wir früh so ziemlich überall die jonisch-attische Form γράφω, und zwar so gut in dorischen wie in allen anderen Texten. Wie wir bereits oben dargetan

haben, ist es unmöglich, die Mannigfaltigkeit der Formen des Wortes für 'Friede' in den griechischen Mundarten anders als durch Entlehnungen aus dem Jonischen zu erklären, wobei diese mehr oder weniger an den Ortsdialekt angepaßt wurden: die jonische Lautgestalt εἰρήνη (*ẹ̓rẹ́^{2}nẹ^2*) ist überall hingedrungen. Das Attische zeigt sie auf alten Inschriften in der Bezeichnung ΕΡΗΝΗ, bei der das Anfangs-Ε das sogenannte unechte (*ẹ̄*), d. h. nicht doppellautige ει (*ẹ̄i̯*) wiedergibt; das delphische ειρηνα (= *ẹ̓rẹ́nā*) hat einfach die westliche Endung eingesetzt und ist im übrigen bloß ein Spiegelbild des jonischen Vorbildes. Anderswo ist das lange geschlossene *ẹ̄* des Jonischen durch ι ersetzt; infolgedessen begegnet uns auf Kreta ιρηνα, in Thessalien ιρηνα und ιρεινα (d. h. *ī̓rẹ́nā* und *ī̓rẹ́nā*). Wieder anderswo ist die Anpassung vollkommener durchgeführt worden, und das Wort erscheint in der Gestalt ιρανα (*ī̓rā́nā*), so im Arkadischen, Böotischen und Lakonischen. Im ganzen jedoch ist es ungewöhnlich, daß sich die Entlehnung durch eine derartige Nichtübereinstimmung der Formen verrät, und so ist die Möglichkeit, jonische Einflüsse auf den Wortschatz anderer Ortsmundarten nachzuweisen, meist ziemlich beschränkt, obwohl wir sie sicher als recht bedeutend anzusehen haben. Übrigens gestattet uns das verhältnismäßig späte Auftreten der meisten Dialektinschriften in der Regel auch nicht, genau zu entscheiden, ob ein zweifellos entlehntes Wort dem Jonischen oder aber der jonisch-attischen κοινή verdankt wird. So ist es beispielsweise gewiß, daß ϑεωρός 'Schauer' im kleinasiatischen Äolisch, ϑεουρος im Thessalischen Lehnwörter sind. Denn die altarkadische und westliche Form, die ursprünglich dem jonisch-attischen ϑεωρός entspricht, lautet ϑεᾱρος, und das Böotische hat ϑιαωρια; aber die äolischen und die thessalischen Inschriften, auf denen man ϑεωρος, ϑεουρος liest, gehören dem Zeitraum an, in dem die jonisch-attische κοινή bereits zur Herrschaft gelangt war, und lassen deshalb keinen bündigen Schluß zu.

Die jonische Prosa ist nicht sehr alt; sie setzt die Schrift voraus. Nun geht aber die älteste schriftliche Überlieferung in Griechenland nicht über 776 v. Chr., das Anfangsjahr der olympischen Siegerliste, hinauf, und für

Jonien gibt es keinen sicheren Anhalt vor dem siebenten Jahrhundert v. Chr. Die Reihe der athenischen Archonten beginnt 683 v. Chr., und aus der Πολιτεία des Aristoteles ersehen wir, daß es über Athen geschriebene Urkunden im siebenten Jahrhundert gab. Noch stärker begründet ist die Annahme des gleichzeitigen Vorhandenseins von Chroniken im kleinasiatischen Jonien. Das älteste Geschichtswerk, dem man schriftstellerische Eigenart im vollen Sinne zusprechen kann, sind wohl die Γενεαλογίαι des Hekataios von Milet im sechsten Jahrhundert v. Chr.; unter den Philosophen ist sein Zeitgenosse Heraklit von Ephesos, während Anaximander von Milet etwas vor ihm liegt. Die erhaltenen jonischen Werke sind sämtlich späten Ursprungs und fallen bereits in die Zeit vollkommener Entwicklung der athenischen Schriftstellerei: Antiphon von Rhamnus stirbt gegen 411, Thukydides nach 403, Herodot von Halikarnaß aber etwa 429 und Hippokrates von Kos gegen 400 v. Chr. Doch gestatten uns die Inschriften festzustellen, daß ihre Sprache im großen ganzen tatsächlich die jonische κοινή ist. Und daß wir es mit einer wirklichen Gemeinsprache zu tun haben, ergibt sich aus dem Umstande, daß auch Schriftsteller nichtjonischer Stammeszugehörigkeit darauf zurückgreifen: so hat der Syrakusaner Antiochos seine sizilische Chronik um 420 v. Chr. jonisch abgefaßt und nicht minder der Lesbier Hellanikos seine Geschichtswerke in dieser Mundart geschrieben. Ja, sieht man näher zu, so stammen Herodot und Hippokrates beide aus dorischen Städten, der eine aus Halikarnaß, der andere aus Kos, ganz abgesehen davon, daß er in Thessalien gestorben ist, nachdem er die Heilkunde in Nordgriechenland ausgeübt hatte. Zwar hat es in Unteritalien eine wissenschaftliche dorische Prosa gegeben, die der Pythagoreischen Schule Dienste geleistet hat, aber wir wissen nichts von ihr, und sie hat augenscheinlich auch nie eine größere Ausdehnung gewonnen und ist außerhalb des engen Kreises von Fachgelehrten wenig benützt worden. So ist denn die einzige Prosa, die es in Griechenland vor der attischen zu weiterer Ausdehnung gebracht hat, die jonische, ebenso wie die einzige einem großen Gebiete gemeinsame Amtssprache die κοινή des jonischen Zwölfstädtebundes in Kleinasien war.

Die angeführten Tatsachen setzen uns nicht instand, uns ein Bild von der Art und Weise zu machen, in der sich diese Prosa herausgebildet hat, und von den Beziehungen, in denen sie zu der uns gänzlich unbekannten Umgangssprache steht. Das auffallendste, schon oben berührte Merkmal ist, daß für den Stamm des fragenden und unbestimmten Fürworts die Amtssprache das gemeinhellenische πο-, die Buchsprache dagegen das einem Teil des asiatischen Jonischen eignende und ihm möglicherweise vom Äolischen aus zugekommene κο- aufweist. Darnach hat man den Eindruck, daß die Buchprosa in diesem Punkte der Umgangsrede näher steht, mehr örtlich und weniger gemeinhellenisch gefärbt sei als die Amtssprache. Jedenfalls sind beide einander sehr ähnlich, und es beruht nicht auf Zufall, daß wir eine Buchprosa auf demselben Sprachgebiete antreffen, wo uns eine amtliche Gemeinsprache begegnet und wo es wahrscheinlich eine gemeinsame Verkehrssprache für alle zwischen den Städten obwaltenden Beziehungen gab.

Keinen Wert für die Feststellung des Wesens der jonischen Prosa können die Zeugnisse späterer Grammatiker beanspruchen. Wenn man etwa sagt, Anaximander habe dichterische Wörter gebraucht, so kann sich dies daraus erklären, daß der in alter Zeit entstandene Text eine Anzahl von Ausdrücken enthielt, die dann aus dem Verkehr verschwanden und nur noch bei den Dichtern vorkamen. Der Satz des Aristoteles: ποιητικὴ πρώτη ἐγένετο ἡ λέξις, οἷον ἡ Γοργίου bezieht sich auf die Redner und dazu auf einen Redner, der trotz seiner Herkunft mehr attisch als jonisch ist. Das genaueste und glaubwürdigste Zeugnis ist das des Dionysios von Halikarnaß, der die Redeweise der alten jonischen Chroniken als σαφῆ καὶ κοινήν, καθαρὰν καὶ σύντομον kennzeichnet. Von der ärztlichen Schriftstellerei ist sowieso jedermann überzeugt, daß sie in reinem Jonisch abgefaßt ist: Ἱπποκράτης ... ἀκράτῳ τῇ Ἰάδι χρῆται.

Allerdings müssen wir uns an die Angabe halten, daß Herodot dafür gelte, mehr als jeder andere den Einfluß der Dichtung erfahren zu haben. Er vermischt sein Jonisch mit dichterischen Formen (συμμίσγει αὐτὴν τῇ ποιητικῇ); es ist der am meisten homerische (ὁμηρικώτατος)

von allen. Nur vermögen wir abgesehen von einigen Übereinstimmungen im Wortschatz nicht recht zu sagen, worin eigentlich dieser Anschluß an Homer bestehen soll. Die Sprache Herodots ist im allgemeinen ziemlich einfach; sie zeigt wenige Zusammensetzungen und wenig von dem, was man unter der Benennung γλῶτται zu befassen pflegt. Soweit man sich darüber sozusagen von außen her und ohne über handgreifliche Vergleichungspunkte zu verfügen, ein Urteil erlauben kann, macht sie keinen künstlichen Eindruck; sie dürfte sich nicht allzuweit von der jonischen Schrift-κοινή entfernt haben, wie man sie in Milet schrieb. Freilich darf man sie sich auch nicht gar zu rein vorstellen. Denn Herodot war der Sohn einer ursprünglich dorischen Stadt, in der das Jonische noch nicht sehr lange herrschte. Er hat große Reisen gemacht und in Athen, wo er lebte, die Einwirkung der Sophisten erfahren. Wer heute die jonische Prosa darzustellen unternimmt, muß sich mit der Entwerfung eines im einzelnen vielfach ungenauen Bildes begnügen; Herodot jedenfalls hat mehr ein überdialektisches als ein rein mundartliches Jonisch geschrieben. Ferner ist nicht zu vergessen, daß die Textüberlieferung keineswegs sicher genug ist, um für die Einzelheiten der Formenlehre als unanzweifelbare Grundlage gelten zu können. Er ist durch die Hände von Abschreibern gegangen, die großenteils entweder geradezu Athener waren oder doch wenigstens attisch sprachen. Dann sind Herausgeber gekommen, welche das jonische Aussehen wiederherstellen wollten; wir vermögen nun nicht zu sagen, wieweit diese alten Grammatiker vorgefaßte Grundsätze befolgt und inwieweit sie sich auf alte, wirklich jonische Handschriften gestützt haben. Unter allen Umständen sind wir außerstande, zu versichern, daß diese oder jene sprachliche Einzelheit auf Herodot selbst zurückgehe.

Gegenüber manchen Unebenheiten des Textes ist es schwer, eine klare Stellung zu gewinnen. So bietet unsere Überlieferung bald πολῑ́της 'Bürger' und bald πολιήτης; die Ableitungen treten auf die Seite von πολῑ́της, so πολῑτικός, πολῑτεία. Dasselbe trifft schon bei Homer zu, wo man πολῑ́της neben πολιήτης antrifft. Das Schwanken zwischen diesen beiden Formen ist alt. Während das

Attische πολῑ́της bietet, liest man in einer frühen, augenscheinlich nichtattischen metrischen Inschrift von Athen πολιήοχος 'stadthaltend', das in dem pindarischen πολιάοχος sein Gegenstück hat, und im Lakonischen πολιαχος; πολιᾱτᾱς ist bei Pindar, im Kretischen und im Arkadischen bezeugt. Für Herodot ist es am wahrscheinlichsten, daß er entweder πολῑ́της oder πολιήτης gebraucht hat, aber bestimmt versichern kann man es nicht, und darum weiß man nicht, ob man sich für die eine oder andere Form entscheiden soll.

Eine Schreibung wie οὔνομα 'Name', οὐνόματα erinnert sofort an Homer. Aber mag dieser auch nach Belieben bei der Aufeinanderfolge von drei Kürzen im Verse die erste als lang gebraucht haben, so ist doch anderseits gewiß, daß der auf der Sprechdauer beruhende Rhythmus der Sprache selbst hier unterstützend eintrat, indem er in gewissem Umfang die Längung an die Hand gab. So ist immerhin die Annahme möglich, ja vielleicht wahrscheinlich, daß das ου an Stelle von ο in οὐνόματα nicht jeglichen Anhalts in der wirklichen Aussprache entbehrt habe.

Der Text schwankt ferner zwischen dem homerischen αἰεί 'immer' und dem attischen ἀεί. Nur selten haben die Handschriften übereinstimmend ἀεί, und im allgemeinen findet sich in der einen Handschriftenklasse oder doch in einer Handschrift αἰεί. Darnach fühlt man sich versucht, zu schließen, daß die eigentlich herodotische Form αἰεί sei, ἀεί aber eine Umfärbung ins Attische darstelle; jedoch ist der Beweis nicht zwingend.

Sodann bietet die eine Handschriftenklasse bei Herodot wie im Attischen die nichtzusammengezogene Optativbildung ποιοίη, während die andere ποιοῖ hat; allein der Typ ποιοίη kommt im Jonischen und sogar bei Homer vor; so bleibt es gewagt, zu bestimmen, welche Form Herodot gebraucht hat.

Zusammenfassend müssen wir also das Urteil fällen, daß uns die Mittel fehlen, um mit Sicherheit zu behaupten, welchen urkundlichen Wert die herodotische Textüberlieferung in Einzelheiten hat.

Soviel aber bleibt bestehen: es hat eine jonische Schriftprosa gegeben, deren Sprache im wesentlichen mit der amtlichen Sprache des jonischen Zwölfstädtebundes

in Kleinasien zusammenstimmte, ebenso wie mit der, die uns in der persönlichen Lyrik des Archilochos und seiner Nachfolger entgegentritt. Neben ihr ist die wissenschaftliche dorische Prosa der italischen Griechen die einzige gut bezeugte griechische Prosa vor der attischen gewesen. Von der ganzen Bedeutung, welche die jonische Prosa errungen hat, vermag man sich nur dann eine zutreffende Vorstellung zu machen, wenn man sich die gewaltigen Anstrengungen vergegenwärtigt, die es die Athener gekostet hat, sich ihrem übermächtigen Einfluß zu entwinden und wahrhaft attisch zu werden.

Zehntes Kapitel.

Die attische Prosa.

Das Geschichtswerk Herodots ist jonisch abgefaßt, die Stadt aber, deren Großtaten er verherrlicht hat, ist Athen, und das Reich, dessen Dasein er gewissermaßen rechtfertigt, ist das athenische. Zu der Zeit, in der er schreibt, hat das kleinasiatische Jonien schon längst seine Unabhängigkeit eingebüßt; es ist nur noch eine Satrapie des achämenidischen Perserreichs. Die Rolle der Insel Euböa, die in alten Tagen bedeutend gewesen war, geht seit dem sechsten Jahrhundert v. Chr. zu Ende. Chalkis und Eretria gehören zu den Gemeinden, welche die meisten Pflanzstädte gegründet haben; aber am Ausgang des sechsten Jahrhunderts v. Chr. schrumpft ihre Bedeutung für den Handel bis auf einen geringen Rest zusammen, und für die große Politik Griechenlands haben sie keine Bedeutung mehr. Wenn man im fünften Jahrhundert fortfährt, das Jonische zur Abfassung von Werken aus den Gebieten der Geschichte, der Heilkunde und der Weltweisheit zu verwenden, so ist dies nur ein Nachhall aus der Blütezeit Joniens.

Stolz standen die Athener nach den gewaltigen Erfolgen der Perserkriege da. In demselben Maße, in dem sich die Inseln der persischen Eroberung entzogen, hatten sie die jonischen Städte auf der thrakischen Seite des Ägäischen Meeres ihrer Herrschaft unterworfen. Seit dem fünften Jahrhundert v. Chr. teilten sie sich mit den Spartanern in die Führung des festländischen Griechenlands. Nunmehr schufen sie sich ein herrliches Schrifttum in ihrer eigenen Sprache, und neue Gattungen schriftstellerischer Kunst sprossen auf dem attischen Boden empor. Die tragische Wechselrede ist zwar, wie wir gesehen haben, in einer Sprachform geschrieben, auf welche die jonischen Vorbilder von erheblichem Einfluß gewesen sind, die trotzdem aber attisch heißen muß und deren Grammatik jedenfalls durchaus attisch ist. Die aristophanische Komödie ist rein attisch. Besonders aber hat die Redekunst, in der wir geradezu die ausschlaggebende Neuerung des fünften Jahrhunderts zu erblicken haben, ihre endgültige Gestalt in Athen erhalten: da sie das Hauptwerkzeug der Demokratie war, so war dieses als Vorort aller Demokratien ihr gegebener Nährboden. Im fünften Jahrhundert faßt das Schrifttum, das bis dahin wie die gesamte Bildung vornehmlich das Werk der griechischen Neuländer gewesen war, auch im festländischen Griechenland Fuß: die Stadt, die ihm seine Sprache lieferte, war Athen. Die andere gebietende Stadt des griechischen Festlandes, Sparta, hat weder Wissenschaft noch Kunst noch Schrifttum entwickelt und ist als Nebenbuhlerin Athens ausschließlich im Kampfe um die staatliche Macht aufgetreten.

Der Beitrag, den Sizilien zur Ausbildung der Redekunst geleistet hat, ist ebenso unbekannt wie der auf anderen Gebieten; alles ist untergegangen, und selbst die Namen der Redekünstler sind ins Dunkel der Vergessenheit gesunken. Doch wissen wir soviel, daß es eine Rednerschule in der sizilischen Großstadt Syrakus gab, deren Sprache dorisch war, deren Bevölkerung sich aber früh von der Adelsherrschaft freigemacht hatte. Einer der großen Redelehrer Athens, Gorgias, kam im Jahre 427 v. Chr. aus der Syrakus benachbarten Stadt Leontion. Ein zweiter, der sich einen großen Namen gemacht hat, Thrasymachos, stammte gleichfalls aus der Fremde, nämlich aus Chalkedon. Außerdem steht fest, daß der Redner, der vielleicht von allen der als der am meisten attische anzusprechen ist, Lysias, kein athenischer Bürger und seine Ausarbeitungen zum Vortrag durch andere bestimmt waren. Dies ist so wenig ein Zufall als die andere Tatsache, daß die Begründer der athenischen Beredsamkeit

nicht aus dem asiatischen Jonien kamen, das bereits seine κοινή hatte und nicht daran denken konnte, seine schon völlig ausgebildete, durch langen Gebrauch abgeschliffene und durch den Anteil, den ihr so viele hervorragende Dichter und Prosaiker erwiesen hatten, geadelte Schriftsprache mit einem Darstellungsmittel zu vertauschen, dem die Eierschalen der Ungepflegtheit noch so sichtbar anhafteten.

Am Beginn des fünften Jahrhunderts v. Chr. war aber das Attische nicht bloß eine schriftstellerisch ungepflegte Sprache. Es war auch eine Mundart von sehr altertümlichem Gepräge, eine von denen, in welchen die Entwicklung der grammatischen Formen am wenigsten rasch vor sich gegangen war. Viele Eigenheiten aus früher Zeit, die das Jonische ausgemerzt hatte oder im Begriffe stand auszumerzen, waren in Athen noch gang und gäbe. Der Dual, von dem das Jonische seit den ältesten Texten keine Spur mehr zeigt, ist in den alten athenischen Inschriften ganz gebräuchlich und findet sich auch noch regelmäßig bei Schriftstellern wie Aristophanes und Platon. Eine eigenartige Abwandlung wie die für 'wissen' οἶδα, οἶσθα, οἶδε, ἴσμεν, ἴστε, ἴσᾱσι, ἴστον, ἴστον hat sich erhalten, während das Jonische bereits mit Formenausgleichung οἶδας, οἴδαμεν, οἴδατε durchgeführt hat. Der Gegensatz der Einzahl ἔθηκα 'setzte', ἔθηκας, ἔθηκε und Mehr- (nebst Zwei-)zahl ἔθεμεν, ἔθετε, ἔθεσαν (ἔθετον, ἐθέτην) ist regelrecht bewahrt, während das Jonische auch hier ausgleichend ἐθήκαμεν aufgenommen hat. Das Attische verwendet noch in lebendigem Gebrauch den alten Aorist ἐβίων 'lebte' neben dem Präsens ζῶ 'lebe', während das Jonische Herodots und des Hippokrates bereits ἐβίωσα und ἔζησα hat. Das durch keinen unmittelbaren Zusammenhang mit λαμβάνω 'nehme' verbundene Futurum λήψομαι besteht im Attischen weiter, während der Herodottext λάμψομαι mit dem α und μ von λαμβάνω und die Inschriften λάψομαι mit dem α von ἔλαβον bieten. Das Attische hat die verwickelte Beugung der *i*-Stämme wie πόλις 'Stadt', πόλεως, πόλει, πόλιν, πόλι; πόλεις, πόλεων, πόλεσι, πόλεις, πόλεις beibehalten, während Herodot nur noch die vereinfachte Abwandlung πόλις, πόλιος, πόλι(-ῑ), πόλιν, πόλι; πόλιες, πολίων, πόλισι, πόλιας, πόλιες kennt. Obwohl das Attische erst in erheblich späterer Zeit bekannt wird, weist es doch weit mehr altertümliche Bildungen als das bedeutend früher in das Licht der Überlieferung eintretende Jonische auf. Das ist leicht begreiflich: das Jonische hat sich rasch entwickelt, weil es die Sprache einer stark gemischten und äußerst tätigen Bevölkerung war. Das Attische dagegen ist bis zum fünften Jahrhundert v. Chr. die örtlich begrenzte Mundart eines weltverlorenen Flecks Erde gewesen, der keine Fremden anzog und wo die überwiegend ländliche Bevölkerung lange unberührt von jeder Vermischung geblieben ist.

Bezeichnend für die anfängliche Rückständigkeit Athens auf schriftstellerischem Gebiet ist auch der Umstand, daß man das Attische nicht von vornherein mit seiner eigenen heimischen Färbung zu schreiben gewagt hat. Wie wir gesehen haben, bewahrten die Tragiker das jonische -ρσ- und -σσ- an Stelle von -ρρ- und -ττ-, und Thukydides tat desgleichen. Für Gorgias sind wir schlecht berichtet; die Handschriften schwanken zwischen -σσ- und -ττ-, und auch sonst läßt sich erkennen, daß ihre Gewähr nicht unanfechtbar ist.

Den uns zur Verfügung stehenden geringen Proben nach zu urteilen, ist der Stil des Gorgias voll von den kindischen Mätzchen eines berufsmäßigen, auf übertriebene Wirkungen ausgehenden Lehrers der Redekunst, aber seine Sprache trägt doch die Farbe der Umgangsrede an sich. Wir geben hier ein sehr bekanntes und kennzeichnendes Stück wieder: τί γὰρ ἀπῆν τοῖς ἀνδράσι τούτοις ὧν δεῖ ἀνδράσι προσεῖναι; τί δὲ καὶ προσῆν ὧν οὐ δεῖ προσεῖναι; εἰπεῖν δυναίμην ἂν ἃ βούλομαι, βουλοίμην δ' ἃ δεῖ, λαθὼν μὲν τὴν θείαν νέμεσιν, φυγὼν δὲ τὸν ἀνθρώπινον φθόνον.

Antiphon, dessen Tod gegen 411 v. Chr. fällt, behält wie Thukydides das jonische und im Grunde fast gemeingriechische -σσ- bei und läßt das örtlich auf Athen beschränkte -ττ- noch nicht zu. Jedoch hat man zwischen dem Stil der Gerichtsreden und dem der Tetralogien, die bloße Übungsstücke der Vortragskunst sind, gewisse Unterschiede nachgewiesen. Der Wortschatz der letzteren enthält mehr jonisches Gut. So haben wir in den

Tetralogien:	Gerichtsreden:
ἀπελογήθην 'verteidigte'	ἀπελογησάμην
οἴδαμεν 'wir wissen'	ἴστε, ἴσασι
δρᾶν 'tun'	πράσσειν
βιάζεσθαι 'nötigen'	ἀναγκάζειν.

Die Tetralogien bieten Wörter wie μιαίνειν 'beflecken', μίασμα 'Befleckung' und ziemlich zahlreiche Zusammensetzungen wie βαρυδαιμονία 'Unglück', φιλοθύτης 'opferliebend', δυσπραγία 'Mißgeschick', ἀναποκρίτως 'unbeantwortbar'.

Die Redekunst mußte notwendigerweise auch einen Einfluß auf die Wortwahl der gebildeten Leute ausüben, die durch diese Schule gingen, und insbesondere auf die der Athener. So war es natürlich, daß jonische Ausdrücke eindrangen oder weitere Ausdehnung gewannen, daß manche von ihnen eigene, enger begrenzte Bedeutungen erhielten, der Gebrauch von Zusammensetzungen zunahm, weniger um der Rede eine dichterische Färbung zu verleihen, als vielmehr, um ethische Begriffe zu benennen. In einem uns erhaltenen Bruckstück der Δαιταλῆς verspottet Aristophanes das Wort καλοκἀγαθίᾱ 'Tüchtigkeit', das auf der gebräuchlichen Eigenschaftsbezeichnung καλὸς κἀγαθός 'tüchtig' beruht, aber eine gelehrte Ableitung ist, die wohl aus der Rednerschule stammt, wie denn die Redekunst zu der Entwicklung einer für alle Hellenen brauchbaren Begriffssprache ein wesentliches Stück beigetragen hat.

Je mehr sie ins tägliche Leben eintrat und sich von der Schule lossagte, um sich in den Dienst der staatlichen und gerichtlichen Auseinandersetzung zu stellen, desto mehr mußte sie sich der Umgangssprache annähern. So kamen die Redner dazu, das attische -ρρ- und -ττ- anzuwenden. Die Reden des Lysias, die dazu bestimmt waren, von Angehörigen des athenischen Bürgerstandes vorgetragen zu werden, und die, um echt zu erscheinen, nicht mit rednerischen Feinheiten prunken durften, stehen der Ausdrucksweise des Volkes recht nahe. Stellenweise ist der Wortschatz der des vertrauten Umgangs; so ist ἠλίθιος, das sonst 'eitel' bedeutet, von Lysias in dem eigentlich attischen Sinn 'töricht, albern' eingeführt worden, z. B. I, 10 ἐγὼ οὐδέποτε ὑπώπτευσα, ἀλλ' οὕτως ἠλιθίως διεκείμην.

Immerhin erfordert die Staatsrede stets eine gewisse Gehobenheit des Tones und hält sich von dem ferne, was den Eindruck des Allzuvertraulichen macht. Die Redner haben niemals den Dual in gleichmäßiger und regelrechter Weise angewandt, unzweifelhaft deshalb, weil er nicht recht zum schriftsprachlichen Stil paßte und mehr eine Eigenart der athenischen Umgangssprache darstellte, auch dem Schriftjonischen völlig abging. So entbehrt zwar selbst die einfachste Staatsrede nicht eines gewissen Schmuckes, aber dieser hält sich innerhalb der auch dem wenig gelehrten Manne gezogenen Schranken.

Bei den Rednern und den ihrem Stile folgenden Schriftstellern hat sich ein gelehrter Periodenstil herausgebildet. Aber die grammatischen Bestandteile der Periode sind der regelmäßigen Grammatik entlehnt, und die Schriftsprache ist während des gesamten klassischen Zeitraums in Berührung mit der Umgangssprache geblieben. Die Art und Weise, in der Demosthenes den Dual gebraucht, weist deutlich auf das Verschwinden dieser Form im lebendigen Attisch hin. Erst später und außerhalb Athens ist die attische oder nach dem attischen Vorbild gestaltete Prosa künstlich geworden.

Aber neben und entgegen der Redekunst hat sich in Athen eine Philosophie entwickelt, deren Ziel nicht wie das Jonische auf dem Gebiete der Wissenschaft, sondern auf dem der Sittenlehre lag, die der sokratischen Schule. Diese wurde meist nicht durch regelrechte Gespräche und durch ausgeführte Lehrvorträge, sondern durch Unterhaltungen und Erörterungen übermittelt. Die in hohem Grade eigenwüchsige und neue schriftstellerische Gattung, zu der sie geführt hat, ist die des Wechselgesprächs, vertreten hauptsächlich durch Platon, aber auch durch Xenophon.

Plato verfügt über eine starke dichterische Bildung, und sobald sich der Ton seiner Darlegung erhebt, begegnet es ihm, daß er dichterische Ausdrücke gebraucht; dann nähert sich sein Wortschatz dem der Tragiker. Im ganzen aber ist er bestrebt, den Umgangston der gebildeten athenischen Gesellschaft wiederzugeben; er schreibt Dialoge, die natürlich sein müssen, und seine Sprache stimmt tatsächlich in hervorragendem Maße mit der der Inschriften und der komischen Dichter zusammen. Der Platotext ist

sicherlich einer der besterhaltenen des Altertums. Die von den Handschriften dargebotenen Formen decken sich im allgemeinen mit denen der mit dem Verfasser gleichzeitigen Steine; anderseits haben die Bruchstücke der in Ägypten wieder aufgefundenen alten Papyri im großen die Korrektheit des von den Byzantinern gebotenen Textes bestätigt. Nun haben wir hier aber den überaus seltenen Fall von Schriftwerken, die uns eine genaue Vorstellung von der Umgangssprache der gebildeten Bevölkerungsschichten aus der Zeit des Verfassers geben. Beispielsweise bedient sich Plato ständig des Duals ebenso wie die zeitgenössischen Inschriften. Er schreibt ein wirkliches, nicht wie Thukydides ein mehr oder weniger jonisch gefärbtes Attisch.

Xenophons Sprache ist weniger rein. Bekanntlich hat er den größten Teil seines Lebens außerhalb seiner Vaterstadt zugebracht, und dies merkt man seinem Stil an. Es finden sich darin verschiedene Bestandteile, darunter viele, die nichtattisch sind. Soviel man nach den Texten seiner Werke urteilen kann, deren Erhaltung mit denen der platonischen gar keinen Vergleich auszuhalten vermag, wendet er den Dual nur ganz regellos an, weil er der attischen Umgangssprache weniger nahe steht und weil er den Einfluß verschiedener Dialekte (besonders des jonischen) erfahren hat, in denen der Dual bereits verschwunden ist. Manche Einzelheiten sind überraschend, so z. B. sein Verhalten gegenüber dem Wortstamm θεραπ: das alte θέραψ 'Diener', das noch von den Tragikern gebraucht wird, wohl im Sinne einer γλῶττα, hat die Ableitungen θεράπων 'Diener', θεράπαινα 'Dienerin' und vor allem das Zeitwort θεραπεύω 'bediene' geliefert; von diesem wird dann nach allgemein indogermanischer Neigung wiederum eine Ableitung gebildet, die das allzu einfache und in seiner Biegung zu wenig regelmäßige θέραψ und selbst das fast ganz regelmäßig abgewandelte, aber in seiner Bildung nicht mehr recht durchsichtige θεράπων verdrängt. Auf diese Art gelangt man zu dem jonisch-attischen θεραπευτής, das wir u. a. bei Platon und bei Xenophon selbst lesen. Dieser jedoch greift in der Kyrūpaideia einmal zu einer Form θεραπευτήρ, die weder jonisch noch attisch ist. Wie in seinem Leben, so leitet demnach Xenophon auch in seiner Sprache bereits zum Hellenismus über und kündet die κοινή an.

Mag es sich um die gehobene Sprache der Redner oder um die mehr vertrauliche Ausdrucksweise Platos handeln, stets haben wir es bei den Schriftwerken doch mit den höheren Schichten Athens zu tun, mit Leuten von gehobener Bildung, mit einer amtlichen und abgeklärten Darstellungsform. Da diese Texte zahlreich sind und ihnen überdies eine Masse inschriftlicher Urkunden zur Seite steht, so darf man ohne Übertreibung behaupten, daß uns das Attische des fünften und vierten Jahrhunderts v. Chr. wohlbekannt sei. Es ist die einzige griechische Mundart, von der wir eine, wo nicht vollkommene, so doch eine so weitgehende Kenntnis besitzen, daß sich der Forscher davon eine im ganzen treffende Gesamtvorstellung zu machen vermag. Für alle anderen können wir bloß Überblicke geben, verhältnismäßig eingehend und genau fürs Jonische, durchaus nur skizzenhaft für die übrigen.

Neben den höheren Klassen, dem Adel und dem gebildeten Bürgertum, die eine nicht besonders zahlreiche Gruppe bildeten, gab es in Athen wie in allen großen Handelsstädten eine Schicht von Sklaven, Freigelassenen, Schutzbürgern, Barbaren, aber auch von armen, ungebildeten oder bäurischen Bürgern, deren Sprache sich mehr oder weniger von der durch die Inschriften, die Redner und Plato bezeugten Höhenlage abgehoben haben mag. Vereinzelte Eigenheiten schimmern in kurzen Inschriften durch, welche die Töpfer auf Vasen und Fluchtäfelchen eingeritzt haben. Wie zu erwarten, bieten diese verhältnismäßig volkstümlichen Texte auch nichtattische Worte, wie etwa das Präsens δίδημι an Stelle des attischen δῶ 'binde'. Aber die uns zur Verfügung stehenden Tatsachen gestatten uns höchstens, das Vorhandensein dieser Volksmundarten zu vermuten, die übrigens je nach der Herkunft der Leute sehr verschieden gewesen sein müssen. Das einzige Attische, von dem wir uns ein genügendes Bild machen können, ist das regelrechte Attisch, von dem uns die amtlichen Inschriften, Schriftsteller wie Plato, Redner wie Lysias und Demosthenes, komische Dichter wie Aristophanes eine im wesentlichen vollständige Beschreibung zu geben erlauben.

Zur Zeit der attischen Redner, Platos und der Sophisten, d. h. Weisheitslehrer, aus der sokratischen Schule, ist diese attische Prosa die einzige, die in Griechenland geschrieben wird, oder doch wenigstens die einzige, von der Spuren übrig sind. Sie beherrscht die gesamte griechische Geisteswelt und dient überall als Muster. Sie ist das Werkzeug des zwischenstaatlichen Verkehrs und der allgemeinen Bildung. Selbst in der Geschichtschreibung, wo das Jonische lange geherrscht hat, trägt das Attische den Sieg davon: Xenophon, Theopompos, Ephoros schreiben ihre Geschichten attisch und nicht mehr jonisch: die attische Prosa hat überall die Stelle der jonischen erobert.

Elftes Kapitel.

Die Sprache der Komödie.

Bevor es eine Komödie in Athen gab, hat es eine solche in Unteritalien und Sizilien gegeben, Epicharm kommt vor Aristophanes, und wie Aristophanes bemerkt, ist das Wort δρᾶμα 'Handlung', abgeleitet von dem nichtattischen δρᾶν 'handeln', in Athen ein Lehnwort.

Im allgemeinen sind wir über die westgriechischen Dinge schlecht unterrichtet. Von Sizilien ist keine zusammenhängende Geschichte überliefert und kein vollständiges Schriftwerk erhalten, wenigstens nicht vor der hellenistischen Zeit, das heißt vor einer Zeit, in der Sizilien an der griechischen Gesamtentwicklung teilnahm. Jedoch können wir nicht bezweifeln, daß es seit dem sechsten Jahrhundert seinerseits auf diese einen großen Einfluß ausgeübt hat. Man braucht nur einen Blick auf die griechischen Münzen zu werfen, um sofort zu erkennen, daß es keine schöneren als in Sizilien gibt. Zwar haben wir keine Mittel, um festzustellen, was die attische Tragödie Sizilien verdanken mag, und kennen nur einige Lehnworte, die sich herausheben, lassen uns auf sizilische Einwirkung schließen. Aber wir besitzen mehrere Bruchstücke von Epicharm, aus denen wir sehen, daß mit ihm die Eigenart der Komödie schon völlig herausgearbeitet ist. Wo Aristoteles von der Komödie spricht, sagt er: Poet. 1449b und 1448a: τὸ μὲν

ἐξ ἀρχῆς ἐκ Σικελίας ἦλθε, τῶν δὲ Ἀθήνησιν Κράτης πρῶτον ἦρξεν und ἐκ Σικελίας· ἐκεῖθεν γὰρ ἦν Ἐπίχαρμος ὁ ποιητὴς πολλῷ πρότερος ὢν Χιωνίδου καὶ Μάγνητος, und Plato äußert gelegentlich Theaet. 152e: τῶν ποιητῶν οἱ ἄκροι τῆς ποιήσεως ἑκατέρας, κωμῳδίας μὲν Ἐπίχαρμος, τραγῳδίας δὲ Ὅμηρος. Epicharms Persönlichkeit entgeht uns vollkommen; spätestens muß er am Anfang des fünften Jahrhunderts v. Chr. gelebt haben. Im übrigen kann man sich fragen, ob er, der für uns ein bloßer Name ist, nicht vielleicht nur die Verkörperung einer ganzen Gattung darstellt. Sein Nachfolger Aristophanes hat seine Stücke zwischen 427 und 388 v. Chr. geschaffen. Der Mimendichter Sophron ist mit Aristophanes etwa gleichzeitig oder eher etwas älter.

Der syrakusanische Dialekt, dessen sich die sizilische Komödie bedient, scheint, wie man dies von einer Großstadt mit regem Geistesleben und gemischter Bevölkerung erwarten muß, eine ziemlich rasche Entwicklung genommen zu haben. Die dorischen Inschriften Siziliens sind leider wenig zahl- und lehrreich, und wir kennen das Syrakusische nur durch mäßig gut überlieferte Schriftwerke wie die in ihrer Form tiefgreifend umgestalteten Bruchstücke Epicharms, die künstlichen und zum Teil verdächtigen Abhandlungen des Archimedes, die syrakusisch abgefaßten Idyllen Theokrits. Doch besitzen wir einige augenscheinlich sichere Angaben über grammatische Tatsachen.

Die alten dorischen Genitive der persönlichen Fürwörter ἐμέο, τέο 'meiner, deiner' sind durch die angeglichenen Bildungen ἐμέος, τέος ersetzt.

Die 3. Pers. Plur. von (Ϝ)οῖδα 'weiß', (Ϝ)ίσαντι, hat eine Abwandlung (Ϝ)ίσαμι usw. hervorgerufen, das als Glosse zu ἐπίσταμαι 'verstehe' erwähnt wird; ähnlich ist nach δεικνύοντι 'zeigen' das ursprüngliche δείκνῡμι durch δεικνύω usw. ersetzt. Epicharm bietet δείκνυε 'zeige!', ὄμνυε 'schwöre!' und Archimedes δεικνύειν. Mehrere Perfekte sind in die Abwandlung auf -ω übergetreten, so treffen wir bei Epicharm γεγάθει 'freut sich' und πεφύκειν 'ist von Natur', bei Sophron ἀλιφθερώκει, bei Archimedes τετμάκει 'hat geschnitten' und selbst einen Infinitiv πεπονθέμεν 'gelitten haben'; er hat auch nach πάσχω an Stelle von πέπονθα ein πέποσχα gewagt. Die 3. Pers. Plur. ἐντι

sind hat die Vertretung der 3. Pers. Sing. 'ist' mit übernommen, wohl infolge einer nach der Regel τὰ ζῷα τρέχει 'animālia currunt' eingetretenen Vermischung.

Der Dat. Plur. auf -εσσι der -*s*-Stämme ist bei den sizilischen Schriftstellern keine Freiheit und kein Ergebnis äolischer Beeinflussung, sondern stammt sicherlich aus der Umgangssprache. Wir lesen bei Epicharm ῥίνεσσι *nāribus*, bei Sophron τρηματιζόντεσσι 'den Würfelspielern'; die Endung -εσσι findet sich häufig in Archimedes' wissenschaftlicher Prosa und in dem Idyll, in dem sich Theokrit das Vergnügen gemacht hat, zwei syrakusische Frauen sich in ihrer heimischen Mundart unterhalten zu lassen; er hätte nicht geschrieben:

δωρίσδεν δ' ἔξεστι δοκῶ τοῖς Δωριέεσσι,

wären nicht ähnliche Formen in Syrakus im Umlauf gewesen. Tatsächlich haben wir gesehen, daß der Dat. Plur. auf -εσσι, der äolisch ist, auch zu den Merkmalen der nordwestlichen Gruppe gehört und daß er sich überdies in der dieser engbenachbarten Mundart Korinths findet; in dessen verschiedenen Tochterstädten Korkyra, Epidamnos (in Illyrien), Akrai (auf Sizilien) und natürlich auch in Syrakus taucht er auf. Bis in die Einzelheiten hinein scheint Epicharm hier der Umgangssprache treu geblieben zu sein: neben ῥίνεσσι bietet er πᾶσι 'allen', weil höchstwahrscheinlicherweise in den westlichen Dialekten, wo -εσσι sonst überwiegt, die alte Form πᾶσι daneben bestanden hat; auch in Alaisa auf Sizilien findet sich in späterer Zeit, als die Form auf -οις die auf -εσσι verdrängt hatte, neben Bildungen wie ιερομναμονοις 'den Heiligtumsversorgern' auch πασι, und zwar noch im ersten Jahrhundert v. Chr. Daraus ergibt sich der Schluß, daß der Dat. Plur. auf -εσσι durchaus nicht notwendig eine dichterische Freiheit Epicharms zu sein braucht.

Vom Attischen unterscheidet sich seine Sprache sehr stark, z. B. im Bruchstück 9 (Kaibel):

ὥσπερ αἱ πονηραὶ μαντίες
αἵθ' ὑπονέμονται[1] γυναῖκας μωρὰς ἅμ πεντόγκιον
ἀργύριον, ἄλλαι δὲ λίτραν, ταὶ δ' ἂν ἡμιλίτριον
δεχόμεναι, καὶ πάντα γινώσκοντι τῷ . . . λόγῳ

---

[1] ὑπονέμεσθαι · ἐξαπατᾶν Hesych.

Immerhin muß man den Umstand in Rechnung ziehen, daß die erhaltenen Bruchstücke teilweise eben um der fremden Wörter willen, die sie enthalten, angeführt worden sind, und deshalb in höherem Maße als größere zusammenhängende Stellen den Anschein erwecken können, als wiche der Wortschatz vom Attischen ab. Jedenfalls gibt es nichts Natürlicheres als diese Sprache, so etwa in dem berühmten Gemälde des Schmarotzers (Bruchst. 35, K.):

συνδειπνέων τῷ λῶντι, καλέσαι δεῖ μόνον,
καὶ τῷ γα μὴ λῶντι, κοὐδὲν δεῖ καλεῖν,
τηνεὶ δὲ χαρίτες τ' εἰμὶ καὶ ποιέω πολύν
γέλωτα, καὶ τὸν ἱστιῶντ' ἐπαινέω.
καί κά τις ἀντίον <τι> λῇ τήνῳ λέγειν,
τήνῳ κυδάζομαι κἀπ' ὦν ἠχθόμαν
κἤπειτα πολλὰ καταφαγών, πόλλ' ἐμπιὼν
ἄπειμι · λύχνον δ' οὐχ ὁ παῖς μοι συμφέρει,
ἕρπω δ' ὀλισθράζων τε καὶ κατὰ σκότος
ἔρημος . . . . . .

Zusammensetzungen sind vorhanden, aber sie tragen offensichtsich das Gepräge der Parodie an sich und dienen dem komischen Ausdruck. Die Komödie bildet ein dichterisches Gebiet für sich und stellt das, was Chorlyrik und Tragödie zur Erzielung besonderer Vornehmheit des Tones benützen, in den Dienst der Absicht, die Zuhörer zum Lachen zu reizen. So:

Br. 61 ἁ δυσώδης βολβιτὶς χραῖαι τ' ἐριθακώδεις.
Br. 67 μεγαλοχάσμονάς τε χάννας κὴκτραπελογάστρους ὄνους.
Br. 102 . . . ποτιφόριμον τὸ τέμαχος ἧς ὑπομελανδρυῶδες.

Der Verlust der sizilischen Komödie ist nicht bloß aus kultur- und literargeschichtlichen Gründen zu bedauern; die armseligen Trümmer der epicharmischen Muse bringen uns zu schmerzlichem Bewußtsein, wieviel an ihnen auch der Sprachforscher eingebüßt hat. In Syrakus und sicherlich auch in ganz Sizilien hat es eine Gemeinsprache gegeben, von der uns die Bruchstücke Epicharms und Sophrons, die dorischen Überreste der stark beschädigten Texte der wissenschaftlichen Werke Archimeds und der Idyllen Theokrits zwar einzelne Züge ahnen, nicht aber ein volles Bild gewinnen lassen. Diese

Gemeinsprache, die Aristophanes bekannt war und die mehrere athenische Schriftsteller in Syrakus gehört haben, hat einen Einfluß ausgeübt, dessen Ausdehnung festzustellen wir kein ausreichendes Mittel besitzen, der aber möglicherweise recht erheblich gewesen ist.

Wie die Athener die jonische Prosa durch die attische ersetzt haben, so haben sie an Stelle der sizilischen eine attische Komödie gesetzt. Deren Redeweise bedient sich der reinen Ortsmundart und schließt sich fast völlig der Entwicklung der Umgangssprache an. Eine heutzutage mühelos anzustellende Vergleichung der Gedichte des Aristophanes mit denen Menanders ist das beste Mittel, das uns zu Gebot steht, um uns Rechenschaft über die immerhin bemerkenswerten Änderungen zu geben, die sich vom fünften bis zum vierten vorchristlichen Jahrhundert in der Sprache der Gebildeten Athens vollzogen haben.

Der Dialog des Aristophanes stimmt im wesentlichen mit dem Platos überein. Die Grammatik ist bei beiden rein attisch. Dagegen muß man den Chören mißtrauen, die naturgemäß das Gepräge des «Dichterischen» an sich tragen und sich stärker von der Rede des Alltags entfernen. Hier sind die Zusammensetzungen äußerst zahlreich, und auch an selbstverfertigten Ableitungen ist kein Mangel. Wie bei Epicharm tragen sie eine parodische Färbung an sich, so in den Wespen 430:

εἶά νυν ὦ ξυνδικασταὶ σφῆκες ὀξυκάρδιοι

oder in den Acharnern 595 ff.:

πολίτης χρηστός, οὐ σπουδαρχίδης,
ἀλλ' ἐξ ὅτου περ ὁ πόλεμος, στρατωνίδης,
σὺ δ' ἐξ ὅτου περ ὁ πόλεμος, μισθαρχίδης.

Der Ausgangspunkt dieser Reihe künstlich gebildeter Wörter ist ein ebenfalls schon künstlicher Fachausdruck der politischen Sprache, σπουδάρχης, den man geschaffen hatte, um einen Menschen zu bezeichnen, der sich um äußere Ehren bemüht und der etwa dem lateinischen 'ambitiōsus', dem deutschen 'Streber' gleichkommt.

Was übrigens die sprachwissenschaftliche Verwertung des aristophanischen Wortschatzes erschwert, ist der Umstand, daß er voll tragischer Parodien steckt und es tatsächlich nicht stets gelingen will, genau zu sagen, was auf deren Rechnung und was auf die des attischen Sprachgebrauchs zu setzen ist. Beispielsweise ist λάσκω 'spreche' nicht attisch, und wenn Aristophanes dem Euripides die Wendung τί λέλακας; 'was hast du gesagt?' in den Mund legt, so geschieht dies, um ihn durchzuhecheln.

Einer der merkwürdigen Züge der aristophanischen Komödie besteht darin, daß die auf der Bühne auftretenden Fremden, Lakoner, Megarer, Böoter jeder ihre Ortsmundart reden, und zwar soweit wir dies zu beurteilen vermögen, in einer Weise, die den wiedergegebenen Dialekten im großen ganzen nicht übel entspricht. In der Zeit des Dichters verstanden sich die Bürger der einzelnen Städte des griechischen Festlandes noch, wenn jeder seine eigene Sprache anwendete. Aristophanes hatte von mehreren genaue Kenntnis, ebenso wie sein Zuhörerkreis Anspielungen darauf verstand und würdigte. Von einer gesamthellenischen Gemeinsprache war man noch weit entfernt.

Dagegen gewinnt auf der Bühne nicht minder als in der Schriftprosa das Attische die Oberhand über alle anderen griechischen Mundarten. Nach Epicharm hören wir von einer sizilischen Bühne nichts mehr. Die athenische aber ist bis in die hellenistische Zeit hinein schöpferisch geblieben, und augenscheinlich nahm man auch die Gewohnheit an, stets athenische Stücke zu spielen. Im Unterschiede von der alten Komödie, die sich ausschließlich an athenische Bürger wandte, trug die mittlere und neue ein allgemein menschliches Gepräge an sich und ist auf das Verständnis aller Gebildeten zugeschnitten. Das reine Schriftattisch schlägt seit dem Ausgange des fünften Jahrhunderts v. Chr. die Richtung auf eine allgemein griechische Schriftsprache ein. So ist denn seitdem, abgesehen von den wissenschaftlichen Veröffentlichungen in den dorischen Städten Siziliens und Italiens, die wenige nennenswerten Spuren hinterlassen haben, das Attische das einzige in Betracht kommende Darstellungsmittel; es beherrscht das gesamte geistige Leben in Weltanschauung, Redekunst und Bühnendarstellung.

Zwölftes Kapitel.

Der Stil.

Das Griechische bietet dem Schriftsteller ein Werkzeug von höchster künstlerischer Vollendung und unerreichter Feinheit. Ähnlich wie beim Englischen, das deshalb über eine so gewaltige Fülle abgetönter Ausdrücke verfügt, weil es die Bezeichnungen zweier großer Sprachkreise, des germanischen und romanischen, in sich vereint, steht es beim Griechischen: es hat sicherlich eine große Anzahl ägäischer Wörter in sich aufgenommen, sich diese dann aber so vollkommen einverleibt, daß das Ganze nun einen durchaus einheitlichen Eindruck macht. Ganz anders als in unseren neuzeitlichen Bildungssprachen, zumal der deutschen, fanden seit der klassischen Zeit so gut wie keine Entlehnungen mehr statt; sizilische Beispiele wie λίτρα (< vorlat. *līþra, woraus andrerseits lat. *lībra*), πόρκοι beweisen nichts für das Gesamtgriechische. Mögen auch die babylonische und die ägyptische Welt manches beigesteuert haben, so sind die Spuren hiervon später doch verwischt. Als die Meisterwerke der griechischen Literatur verfaßt worden sind, war alles durchaus zusammengeschmolzen; alles erscheint rein hellenisch und die fremden Elemente sind ganz unkenntlich.

Während die neueren Sprachen, besonders das Französische und das Englische, infolge des Formenzerfalls und der Formenabschleifung zur Annahme der gebundenen Wortstellung genötigt worden sind, erfreut sich das Griechische in dieser Beziehung einer staunenswürdigen Freiheit. Infolgedessen besitzt es eine den zartesten Schattierungen des Gedankens sich anschmiegende Biegsamkeit und eine einzigartig dastehende Fähigkeit lebensvoller Abwechslung: Parallelismus, Sperrung, Vertauschung von Satzanfang und Satzschluß, kurz Umstellungen jeder Art bis zu einer uns unnachahmlichen und nicht selten kaum nachfühlbaren Kühnheit stehen ihm ungesucht und mühelos zur Verfügung.

Den Zauber gelenkiger Anmut, der gegenüber unsere Übersetzungen fast immer vergröbernd und oft beinahe plump wirken, verbreitet über das Gefüge des griechischen Satzbaus das behende Spiel der Partikeln, unter denen nur γε, δέ, μέν genannt seien.

Nicht bloß grammatische, sondern auch stilistische Bedeutung gewann die Entwicklung der Infinitiv- und Partizipialfügungen, wozu sich die Leichtigkeit der Bildung von Verbalsubstantiven gesellte: so finden wir neben einem in allen möglichen Zusammenhängen auftretenden πρᾱ́ττειν 'tun' und πρᾱ́ττων 'tuend' sowohl ein weibliches Abstraktum πρᾶξις 'Tat' als ein mehr konkretes πρᾶγμα 'Tatsache, Ding', und ähnlich steht es mit den Bezeichnungen für den Handelnden: so lesen wir bei Menander (Epitrep. V, 9) κριτὴν τούτου τινὰ ζητοῦσιν ἴσον, wo κριτής 'Richter' einen beliebigen Mann bezeichnet, der gerade in diesem einzelnen Fall ein Urteil abgeben soll, während das französische *juge* doch wohl meist einen schärfer umrissenen, sozusagen mehr technischen Sinn hat, während das deutsche *Richter* in dieser wie in mancher anderen Hinsicht dem Griechischen an leichter Ungezwungenheit weit näher kommt.

Vom sprachgeschichtlichen Standpunkt aus wohnt dem Griechischen deshalb ein völlig einzigartiger Wert inne, weil es uns das in dieser Art nirgends wiederkehrende Beispiel einer im wesentlichen von auswärtigen Einflüssen nicht berührten und abgelenkten organischen Entwicklung einer Sprache durch alle Stufen bietet. Unter anderem sehen wir hier im vollen Licht der Überlieferung den Artikel ὁ ἡ τό aus einem hinweisenden Fürwort hervorwachsen, das er weit überwiegend bei Homer noch ist; zugleich gewinnen wir so einen lehrreichen Einblick in den seelischen Vorgang der allmählichen Verfeinerung und Modernisierung des menschlichen Denkens. So finden wir im ausgereiften Griechischen nebeneinander die bildnerische Fülle einer alten indogermanischen und die Denkschärfe einer der neueren Sprachen und sehen mit eigenen Augen, wie auf dem Boden einer altertümlichen Art der Rede junge Ausdrucksmittel entstehen, ein Vorgang, den wir in unserer Zeit nichts an die Seite zu setzen haben. Dazu kommt die erstaunliche Wandlungsfähigkeit: von Homer bis Theokrit, von Herodot bis Demosthenes herrscht ein unaufhörlicher Wechsel, so sehr auch stets derselbe gemeinhellenische Untergrund bleibt. Dies gilt selbst noch für den Hellenismus, dessen durchaus verstandsmäßige Nüchternheit auch eine entsprechende Redeweise verlangte und dessen Sprache nun die attische Prosa ebenso ablöste, wie diese dereinst die attische abgelöst hatte.

Dritter Teil.

Die Schaffung einer Gemeinsprache.

Erstes Kapitel.

Bestimmung des Begriffes κοινή.

Der Name κοινή wird in mehreren unter sich ziemlich stark abweichenden Bedeutungen gebraucht.

Wenn die Alten von κοινή sprachen, so dachten sie dabei meist an einen schriftsprachlichen Dialekt etwa von der Art des äolischen, dorischen, jonischen oder attischen. Sie verstanden darunter die von den Schriftstellern der hellenistischen oder der Kaiserzeit wie Polybios oder Plutarch angewandten Redeform. Diese ist allemal gemeint, wenn es sich um die Bekämpfung der κοινή durch die Attikisten handelt, die wie Lukian darauf ausgingen, das Altattische der großen Athener wieder zu einem neuen Scheindasein zu erwecken.

Die heutigen Sprachforscher, denen es mehr um die gesprochene als um die geschriebene Rede zu tun ist, verstehen unter κοινή mit Vorliebe eine seit etwa Alexander von der Mehrzahl der Gebildeteren mündlich gehandhabte und überall, wo man sich auf griechisch verständigte, von ihnen verstandene Sprache. Von ihr haben wir keine unmittelbaren Belege, so wenig wie von irgendeiner anderen Sprechsprache. .Was geschriebene Texte von der Hand schriftstellerisch wenig geübter Leute anbetrifft, so vermögen uns besonders mehrere in Ägypten gefundene Papyri sowie manche Bücher des Neuen Testaments eine Vorstellung davon zu geben. Übrigens haben bereits die Alten die Bezeichnung κοινή auch auf diese Umgangs- oder Volkssprache angewandt.

Endlich ist zu bemerken, daß die verschiedenen neugriechischen Mundarten nicht auf den alten Dialekten, dem äolischen, dorischen usw., beruhen. Vielmehr gehen sie auf eine gemeinsame Grundlage zurück, und diese ist gleichfalls eine Form der κοινή, zu deren Wiedergewinnung auf dem Wege des Rückschlusses man die jetzigen Mundarten und die mittel- und neugriechische Sprachgeschichte heranziehen kann.

Wenn man somit darauf geführt worden ist, unter einem Worte drei verschiedene Inhalte zu begreifen, so erklärt sich dies daraus, daß sie trotz all dessen, was sie trennt, auf der anderen Seite doch unlöslich miteinander verbunden sind.

Alle drei gehören demselben Zeitraum und denselben Personen an. Die Schrift-κοινή ist die Sprache der Schriftprosa, deren sich die Leute bedienten, welche die Umgangs-κοινή sprachen, von der die Erzeugnisse schriftstellerisch wenig gebildeter Menschen eine Vorstellung geben, und auf der letzten Entwicklung dieser Umgangssprache hinwiederum beruhen tatsächlich die heutigen Mundarten.

Vom schriftsprachlichen Standpunkt aus angesehen, kommt der Name κοινή allen Schriftwerken seit Aristoteles bis zur byzantinischen Zeit zu, und die byzantinische Schriftsprache ist nur eine mehr oder minder vollkommene Fortsetzung der des Aristoteles, Polybios und Plutarch. So betrachtet, hat man eigentlich bis zum 15. Jahrhundert n. Chr., ja bis in unsere Tage hinein nie aufgehört, κοινή zu schreiben, wobei es sich von selbst versteht, daß die Zeitgenossen Alexanders sie nicht genau ebenso handhabten wie ihre Nachfolger im ersten und zweiten nachchristlichen Jahrhundert, um von den noch späteren zu schweigen, deren Gebrauch zum Teil immer künstlicher wird.

Was die Umgangssprache betrifft, so ist sie nach Menschen, Umständen, Zeiten und Orten verschieden. Hat die Schriftsprache sich zwischen dem vierten Jahrhundert vor und dem elften Jahrhundert n. Chr. wenig gewandelt; ist die Schreibung dieselbe geblieben, hat man fortgefahren, dieselben grammatischen Formen zu brauchen und ihnen so ziemlich dieselben Bedeutungen beizulegen; hat man endlich auch die gleichen Worte angewandt; so weiß man

auf der anderen Seite doch, daß zwischen der Zeit des Aristoteles und dem neunten Jahrhundert n. Chr. die Aussprache von Grund aus umgestaltet wurde, daß eine Menge Formen aus dem Gebrauche verschwand und andere an ihre Stelle traten, daß Worte ausstarben und neue aufkamen. Der Bereich, innerhalb dessen man in hellenistischer Art griechisch redete, war ausgedehnt: es erstreckte sich von den Säulen des Herakles bis an die Grenzen Indiens, von Ägypten bis an die Nordküsten des Schwarzen Meeres. Dieses weite Gebiet schrumpfte allmählich zusammen, ist aber doch noch sehr bedeutend geblieben, und der Flächenraum, auf dem das Griechische herrscht, ist ebenso wie die Zahl derer, die es sprechen, immer noch beträchtlich. Es liegt auf der Hand, daß die Menschen, die sich des Griechischen als Ausdrucksmittels für ihre Gedanken bedienten und die nach ihrer körperlichen und seelischen Verfassung so grundverschieden voneinander waren, es dementsprechend mit höchst verschiedenem «Akzent» sprechen mußten; da finden wir Angehörige des indogermanischen, des semitischen, des hamitischen, des kaukasischen, des kleinasiatischen und noch dieses oder jenes anderen Sprachstammes. Zu allem Überfluß war das Gemeingriechische durch eine ganze Reihe grammatischer Überlieferungen geregelt, die jeder Einzelsprecher nach dem abweichenden Maße seiner Schreibschulung mehr oder weniger genau beherrschte. Wie es in solchem Falle zu gehen pflegt, drückte sich derselbe Mensch mehr oder weniger regelrecht aus, je nachdem er eine Staatsrede hielt oder eine häusliche Unterhaltung pflog, je nachdem er sich an einen höher Gebildeten oder an einen Mann aus dem Volke wandte, je nachdem er es mit einer Persönlichkeit von Stand oder mit einem gewöhnlichen Bürger zu tun hatte. So ist denn der Begriff der κοινή als einer Umgangssprache unendlich schwankend, und es wäre verlorene Liebesmüh, wollte man versuchen, ihn eindeutig festzulegen.

Was die Form der Gemeinsprache angeht, von der die gegenwärtigen Dialekte infolge von nachträglich wieder eingetretener Spaltung entstandene Ableger sind, so können wir ihr Gepräge besser verneinend als bejahend angeben. Wir wissen, daß die heutigen Mundarten, abgesehen von verschwindend geringen Trümmern, fast keine Spuren anderer als des Jonisch-Attischen mehr aufweisen; und daß da, wo äolische oder dorische Überbleibsel vorhanden sind, diese nicht notwendig mit dem älter äolischen oder dorischen Gebiet zusammenfallen; endlich, daß die neugriechischen Dialekte viele gemeinsamen Züge enthalten. Doch gibt uns all dies nicht das Recht zu behaupten, daß die in Frage stehende κοινή in irgendeinem Augenblicke vollkommen einheitlich gewesen sei, und wir wären in Verlegenheit, wenn wir angeben sollten, wo oder wann diese Sprache wirklich angewandt worden sei.

Für welchen Begriff der κοινή man sich auch entscheiden möge, so begegnet man nirgends einer so fest umrissenen Form, daß man sagen möchte, dies sei **die** κοινή und alle anderen seien nur Abirrungen oder unvollkommene Annäherungen. Es genügt, die drei ins Auge gefaßten Bedeutungen miteinander auszugleichen, um schließlich zu einer Begriffsbestimmung zu kommen, die auf all das paßt, was man herkömmlicherweise κοινή nennt.

Die κοινή ist einerseits eine Bildungssprache, die um die Zeit entstanden ist, in welcher der makedonische Einfluß beginnt, und die sich durch das ganze römische Kaisertum hindurch bis zur byzantinischen Zeit gehalten hat. Es ist eine grammatisch fest umrissene, in den Schulen gelehrte, von Schriftsteller zu Schriftsteller übermittelte, von einer geordneten Verwaltung angenommene einheitliche, von Behörden anerkannte Sprache. Dementsprechend gab es für sie ein Muster der Vollkommenheit, das seit den Tagen Alexanders des Großen bis zum Ende des byzantinischen Reiches eigentlich kaum geschwankt hat.

Der Umstand, daß auf diese Weise ein richtunggebendes Vorbild aufgestellt war, reichte aus, um die Rechtschreibung in feste Bahnen zu zwingen und im großen ganzen auch, um den Bau der Worte aufrecht zu erhalten, er war aber nicht stark genug, um eine Entwicklung der Aussprache zu verhindern, ja eine durchgreifende Umwälzung des lautlichen Gesamtgepräges auszuschließen, so daß die Buchstaben, die man ganz gleich zu schreiben fortfuhr, mit der Zeit völlig verschiedene Laute bezeichneten. Es kamen starke Neuerungen auf: das Perfekt, das Futu-

rum, der Optativ, der Infinitiv verloren sich aus dem lebendigen Gebrauch, die Kasusformen büßten teilweise ihre Kraft ein. Diese Bewegung beginnt im Keim schon in der κοινή. Zwar hat der Einfluß der überlieferten Norm oft verlangsamend auf sie eingewirkt, aber selbst bei den gelehrtesten Vertretern der Schriftsprache hat diese nicht soweit durchzudringen vermocht, daß sie die Entwicklung durchaus zurückgehalten hätte.

So versteht man unter der κοινή zugleich auch ein Muster der Vollendung, das im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr veraltet und sich von den Richtungslinien der Umgangssprache je länger, je mehr entfernt, so daß es kein Wunder ist, wenn wir ein immer wieder erneut einsetzendes Streben beobachten, das den Neigungen natürlicher Entwicklung gegenüber den starren Forderungen der Regel zu ihrem Rechte verhelfen möchte. Im Altertum ist niemals der Augenblick eingetreten, in dem von diesen beiden Strebungen, der rückwärts blickenden und der vorwärts drängenden, die eine den vollständigen und unbestrittenen Sieg über die andere davongetragen hätte; vielmehr ist es fortgesetzt zu einem Ausgleich zwischen den beiden feindlichen Kräften gekommen. Daraus erklärt es sich, daß die κοινή ebensowenig eine starr abgeschlossene wie eine ungehemmt fortschreitende Sprache war, sondern daß sie sich in einem stets wechselnden Zustande des Schwebens zwischen Ruhe und Bewegung befand.

Im übrigen steht sie damit nicht allein. In der zweiten Reichshälfte, der römischen, weist die Geschichte des Lateinischen einen ganz ähnlichen Vorgang auf. Im Anfang war der Verlauf hier allerdings weit einfacher, weil das Lateinische, das von einem engeren Ausstrahlungsgebiet herkam und sich zunächst mit der Ausbreitung über den Westen begnügte, im Beginn viel einheitlicher auftrat. In der Folge aber hat es sich stärker gespalten als das Griechische und ist schließlich bei den neulateinischen romanischen Sprachen angelangt, die sich nachgerade bis in den Kern hinein voneinander unterscheiden, während die griechischen den gemeinsamen Zusammenhang mit der κοινή noch sehr deutlich an der Stirne tragen und ein hohes Maß von Einheitlichkeit zeigen.

Zweites Kapitel.

Geschichtliche Bedingungen für die Entstehung einer Gemeinsprache.

Die Schaffung der κοινή ist die Folge einer gewissen Anzahl geschichtlicher Umstände. Bevor wir mit der Untersuchung der sprachlichen Tatsachen beginnen, lohnt es sich, einen Blick auf die Bedingungen zu werfen, unter denen sie sich verwirklicht haben.

Der gesamte staatliche Aufbau des alten Griechenlands beruhte auf der Selbständigkeit der Stadtgemeinde (πόλις) oder auf mehr oder minder kleinen Städtebünden wie des böotischen oder thessalischen, wobei überdies jede Stadtgemeinde sich noch eine gewisse Unabhängigkeit bewahrte.

In der Urzeit trug das griechische Leben kein städtisches Gepräge. Einige dorische Gemeinwesen, die einen altertümelndeln Zug aufweisen, haben niemals Städte im engeren Sinn besessen. Sparta z. B. war bloß ein großes Dorf. Wirkliche Städte tauchen zuerst im kleinasiatischen Jonien auf. Hier wurde auch das Wort πόλις, das anfänglich, wie wir oben gesehen haben, nur die Befestigungsanlage einer Schar von Eroberern bezeichnete, zur Bezeichnung all dessen, was sich allmählich um diesen befestigten Mittelpunkt ansiedelte. Indem πόλις so seine Bedeutung erweiterte, gelangte es im Laufe der Zeit dahin, daß es auch den beherrschenden Sitz einer Anzahl von Landeseinwohnern bezeichnete, den Ort, an dem sich seine Götter befanden und wo seine politischen Versammlungen statthatten.

Jede πόλις in diesem Sinne war ein unabhängiges Staatswesen. Die Lage ist ähnlich wie die, welche wir in Europa vom 10. bis 15. Jahrhundert beobachten können, wo es fast keine Erinnerung mehr an eine mit der des Römischen Reiches vergleichbare Einheit und ebensowenig eine einzige Religion oder große in Bildung begriffene Königtümer gab. Die Verfassung der Siedelungsstädte, die sämtlich auf Inseln oder am Rande der Gebiete lagen, an die sie sich anlehnten, und so gut wie kein eigenes Hinterland besaßen, schloß diese strenge Selbständigkeit des Gemeinwesens von vornherein in sich. Aber

nicht anders stand es im festländischen Griechenland. Es war sehr bergig und zerfiel in eine Unmasse kleiner Städte, zwischen denen die Landverbindungen nicht bequem waren. So leistete es der staatlichen Zersplitterung, in der es zu Beginn seiner Geschichte erscheint, gleichermaßen Vorschub. Die natürlichen Länderabschnitte wie Böotien, Thessalien und manche Gegenden des Peloponnes bildeten kleine Staaten, teils auf der Grundlage von Bündnissen wie Böotien, teils infolge von Eroberungen wie Sparta. Das Entscheidende aber bleibt stets, daß sich die Städte oder die Städtebünde am Anfange der geschichtlichen Zeit Griechenlands wie ebensoviel unabhängige Zwergstaaten darstellen. Wir haben gesehen, wie die Zersplitterung der gesprochenen griechischen Dialekte der Ausdruck dieses politischen Zustandes war, wonach die Städte einfach nebeneinander lagen und das griechische Volk keinerlei Gesamtverfassung hatte.

Ganz im Gegenteil hierzu wird das Gepräge der hellenistischen Zeit dadurch gekennzeichnet, daß sich die Städte in der Richtung auf die Preisgabe ihrer Selbständigkeit bewegten. Sie hörten auf, wirkliche Staaten zu sein, und wo sich ein Rest ihrer Selbständigkeit erhielt, da schrumpfte sie mehr und mehr auf die Behandlung von Gemeindeangelegenheiten zusammen. Die zwischenstaatliche Politik lag jetzt ganz und gar in der Hand von Königen, deren Bildung hellenisch war, deren Hauptstädte sich aber außerhalb des eigentlichen Griechenlands befanden, oder von Städtevereinigungen, einer Art von Bünden, die eine große Anzahl von Mitgliedern umfaßten. Die πόλις verlor ihre alte Bedeutung. Damit hängt es zusammen, daß die Sprache der Stadt, soweit sie sich erhielt, zur anspruchslosen, unbeachteten Ortsmundart wurde. Die gebildeten Schichten redeten e i n e Sprache. Die Ortsmundarten, die auf die Stufe des Kauderwelschs herabsanken, mußten ihr Dasein lange in den Kreisen der weniger Gebildeten und in den Dörfern fristen. Die Städte, welche bisher die Gewohnheit hatten, die Ortssprache im amtlichen Gebrauch anzuwenden, hielten zwar an dieser Übung fest, aber diese Sprache verlor jede Urwüchsigkeit: der Dialekt wurde durch ein Gemisch ersetzt, das man Kauderwelsch-κοινή nennen könnte; nur einige Züge, die den Eindruck des Charakteristischen machten oder die eine besondere Widerstandskraft erwiesen, gaben noch eine schwache Andeutung davon, daß es sich um eine Ortsmundart und nicht um die κοινή handle. Wie die Stadt, rein äußerlich betrachtet, ihre Einrichtungen, ihre Gesetze und Behörden beibehielt, so behielt sie, rein äußerlich betrachtet, auch ihren Dialekt bei. Mit dem Aufkommen des Römischen Reiches verschwand selbst dieser äußere Schein.

Während der klassischen Zeitspanne der griechischen Geschichte konnte man nur in den engen Grenzen einer einzigen Stadt Bürger (πολίτης, πολιάτᾱς, πολιήτης) sein, und diese Stadt verschlang einen großen Teil der Leistungsfähigkeit ihrer Angehörigen. Der Bürger ist da in erster Linie Glied seiner Stadt. Ihre Götter sind seine Götter; die Siege, die er bei den gemeingriechischen Wettspielen davonträgt, sind ihre Siege. Mag der athenische Bürger nun Wähler oder Beamter, Richter, Krieger, Zuschauer im Theater, Teilnehmer an gottesdienstlichen Feiern sein, stets erfüllt er öffentliche Obliegenheiten. Vor allem ist der Spartaner durch den Staat fast vollkommen ausgefüllt; er ist verpflichtet, sich an den gemeinsamen Mahlzeiten (συσσίτια) zu beteiligen und gehalten, alle öffentlichen Aufgaben, mit denen er beauftragt wird, zu erledigen, wobei er wohl weiß, daß ihn in dem Augenblicke, in dem der Schutz des Staates aufhört, eine Erhebung der Unterworfenen um Hab und Gut bringen würde.

In der hellenistischen Zeit lockert sich diese Umklammerung des einzelnen durch den Staat völlig. Jetzt bildet sich so ziemlich jeder Gebildete seine Weltanschauung, wobei die epikureische Sittenlehre bevorzugt wird, ja seine Religion selber. Als Geschäftsmann, sei es auf dem Gebiete des Handels oder der gewerblichen Unternehmung, liegen für den Griechen der hellenistischen Zeit die meisten seiner Bestrebungen nicht selten außerhalb seiner Stadt oder sogar außerhalb des in engerem Sinne so genannten alten Griechenlands. Als Kriegsmann steht er nun nicht mehr im Dienste der Heimat, sondern er ist ein Söldner, der seine Kraft dem vermietet, der sie zu bezahlen gewillt ist. Als Gelehrter oder Denker steht er mit denen im Verkehr, die — gleichgültig wo — dieselbe Wissenschaft betreiben, derselben Schule angehören. Die Gesamt-

lage der hellenistischen Zeit läßt sich mit der unseres heutigen Europa vergleichen, wobei nur noch hinzuzufügen ist, daß man sich ein Europa vorstellen müßte, in dem alle Leute als Verständigungsmittel für alle Gebildeten dieselbe Sprache redeten oder wenigstens verstünden, oder wo es mehrere Staaten gäbe, die doch keine Vaterstädte wären, die keine Vergangenheit und keine Überlieferungen hätten, wo nichts hinderte, von der einen zur anderen zu ziehen, wo alle alten Volksstämme ihre staatliche Rolle eingebüßt hätten, kurz gesagt, ein Europa ohne tiefgreifende Völkertrennung und ohne Sprachgrenzen, wo jeder Mann seine persönliche Unabhängigkeit — verbunden mit einer fast völligen Abwesenheit von wirklichen Pflichten — an irgendeinem Orte hätte. Vielleicht darf man die Frage aufwerfen, ob ein dem ähnlicher Zustand nicht am ehesten in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zu finden ist.

Hierbei handelt es sich um eine vollständige Umwälzung. Diese ist nicht auf einen Schlag eingetreten, sondern ihre Fortschritte sind durch nicht weniger als drei Jahrhunderte hindurch zu verfolgen. Im sechsten und fünften Jahrhundert v. Chr., ja noch im Beginn des klassischen Zeitraumes spielt dabei die Hauptrolle die persische Eroberung, die eine ganze Anzahl der blühendsten griechischen Städte ihrer Selbständigkeit beraubt und die Unabhängigkeit Joniens zerstört hat. Sodann hat die Ausdehnung des Einflusses von Sparta, besonders aber die Schaffung des athenischen Reiches, beides unmittelbare Folgen der achämenidischen Eroberung, viel dazu beigetragen, eine Anzahl von Städten ihrer tatsächlichen Unabhängigkeit zu entkleiden. Das dritte, wesentlichste Glied in dieser Entwicklung bildet das Aufkommen des makedonischen Einflusses, die Wirkung der Züge Alexanders des Großen und die Gründung der Reiche seiner Nachfolger. Durch all dies wurde die allmählich unter der Oberfläche vorgegangene Änderung auch für das Auge sichtbar gemacht und so die etwa noch bestehenden Ortsgewalten tatsächlich zerstört. Was die Herrscher nicht fertig gebracht hatten, das gelang den zu ihrer Bekämpfung gegründeten Städtebünden. Den Abschluß brachte endlich das Römerreich mit seiner alle Unterschiede einebnenden Richtung. Während es am Beginn des sechsten Jahrhunderts v. Chr. noch allenthalben selbständige griechische Staaten im vollen Sinne gegeben hatte, gab es im dritten Jahrhundert v. Chr. überall nur noch schattenhafte Reste der Selbständigkeit der alten Städte.

Wie wir gesehen haben, war der erste Anlaß zur Entstehung der jonisch-attischen κοινή die Schöpfung des Achämenidenreiches. Die Griechen des östlichen Mittelmeerbeckens und dementsprechend die meisten in Europa wurden dadurch gezwungen, sich bis zu einem gewissen Grade zu einigen, um dem Drucke der soeben neugebildeten Großmacht Widerstand zu leisten. Was die griechische Siedeltätigkeit und die Besetzung der Küstenränder durch Griechen ermöglicht hatte, das war die niedrige Bildungsstufe und das Fehlen einer Zusammenfassung der Kräfte gewesen, die ursprünglich die später von den Griechen besetzten Striche innehatten. In dem Augenblicke, wo sich in Asien ein einheitlich verwalteter Großstaat bildete, war es mit der griechischen Selbständigkeit vorbei. Aber dieser Staat war vollkommener Landstaat. Die Städte, welche die Festland- und Inselgriechen zum Zweck der Verteidigung gegen die Perser zusammenzufassen vermochten, waren dieselben, die eine Flotte besaßen und die durch das Meer gegen das Achämenidenreich geschützt waren, das selbst über keine eigentliche Flotte gebot. So kam es, daß Athen als Seestadt später für kurze Zeit eine in der Gunst der Umstände begründete außerordentliche Bedeutung gewinnen konnte. Seit den Perserkriegen ist die griechische Politik vollständig durch die Beziehungen zum Achämenidenreich bestimmt. Das Ansehen, das Athen und Sparta gewonnen hatten, beruhte auf der Rolle, die diese Städte seit dem Widerstande gegen die Auferlegung des Fremdenjoches gespielt hatten. Ferner gründete es sich auf die Notwendigkeit, in die sich die Griechen versetzt sahen, etwas von der Unabhängigkeit jeder Stadt zu opfern, um die ihres ganzen Volkes gegenüber dem vorzugsweise so genannten ‘König’ (βασιλεύς ohne Artikel) unversehrt zu erhalten. Die Gründung des Achämenidenreichs hat den Griechen zum Innewerden ihrer Einheit verholfen. Der klassische Zeitraum der griechischen Bildung befaßt Jahrhunderte in sich, in denen

das Hellenentum keinen Landerwerb zu verzeichnen hat und sich auf sich selbst beschränkt.

Im großen ganzen betrachtet, fällt das Entstehen der κοινή mit der Gründung des Attischen Reiches um 475 v. Chr. zusammen. Es ist recht kurzlebig gewesen, denn schon der Peloponnesische Krieg, der 431 v. Chr. begann, hat seinen Untergang besiegelt. Aber die Spanne von fünfzig Jahren hatte genügt, um die wirkliche Selbständigkeit der Inselstädte des Ägäischen Meeres auf Nimmerwiederkehr zu unterdrücken. Der Peloponnesische Krieg hat hingereicht zur Entwurzelung des athenischen Reiches, aber er hat nicht die Kraft besessen, die Städte in ihrer alten Macht wiederherzustellen, die zwischen dem achämenidischen Großstaat und einigen mächtiger gebliebenen Städten eingeklemmt waren. Während der kurzen Zeit seiner Macht hatte Athen Maßregeln ergriffen, die seiner Sprache ein entscheidendes Übergewicht verliehen; eine der einschneidendsten war die einheitliche Übertragung aller für das Gesamtreich wichtigen Gerichtsangelegenheiten nach Athen seit dem Jahre 446 v. Chr. Ein anderer ausschlaggebender Schritt war die Aussendung von Landsassen (κληροῦχοι), athenischer Bürger, die in den Siedelungen, wohin man sie schickte, ihre staatlichen Rechte behielten und die sicherlich auch ihre Sprache mehr oder weniger bewahrten und verbreiteten. Die athenische Siedeltätigkeit hat sich im fünften Jahrhundert v. Chr. bis Lemnos und Imbros erstreckt. Aber sie hat auch auf den Westen übergegriffen; als gegen 445 v. Chr. in Unteritalien Thurioi gegründet wurde, befanden sich unter den Siedlern auch etwa zehn Athener.

Mochte der staatliche Einfluß Athens während einiger Jahre auch noch so groß sein, so hätte er doch nicht zur Verbreitung seiner Sprache ausgereicht, wäre es gleich Sparta nur ein Brennpunkt staatlichen Lebens gewesen. Aber es hat sich nicht bloß darauf beschränkt, für die Hellenen den Sammelpunkt des Widerstandes gegen das Ausland abzugeben. Vielmehr hatte sich dort mit dem Eintritt der Blüte zugleich eine wunderbare geistige Bewegung eingestellt. Nirgends schuf die Kunst des Bauens und des Bildens so vollendete Werke wie hier. Das Theater erhielt ebenda seine abschließende Gestalt. Hier

entfaltete sich die sokratische Wechselrede und Weltweisheit, um von da ab den wesentlichen Teil griechischen Denkens zu bilden. Die Stadt, die große Politik machte und durch ihre Lage und ihre Eigenschaft als Seemacht den Achämeniden Widerstand zu leisten vermochte, fand gleichzeitig in sich die Kraft, den hellenischen Geist in den vollendetsten Formen auszuprägen; dadurch gewann sie unvergleichlichen Ruhmesglanz. Dieser überlebte den Sturz einer Macht, die auf zu schmaler und zerbrechlicher Grundlage ruhte, um lange dauern zu können und bloß einem einzigartigen Zusammentreffen günstiger Umstände zu verdanken war. Die spartanischen Krieger, die übrigens gleichfalls wenig zahlreich waren, konnten Athen erobern, aber an die Stelle seiner Dichter, Redner und Denker vermochten sie nichts zu setzen, und als die Griechen sich nicht mehr von den Bürgern Athens Recht sprechen ließen, haben sie doch noch weiterhin seine Schriftsteller gelesen und sich in seinen Schulen unterrichten lassen. Ein Griechenland im Kampfe mit einem fremden Reiche, dessen Riesengewicht auf ihm lastete, brauchte eine Sprache, die geeignet war, seine Einheit augenfällig darzustellen. Diese hat die vorübergehende Schöpfung des Attischen Reiches geliefert. Zwar hat es nicht die Kraft besessen, welche die Entstehung einer Gemeinsprache verursacht hätte. Die Nötigung hierzu stammte vielmehr aus den allgemeinen Bedingungen, unter denen das Hellenentum stand. Aber das Attische Reich ist doch der Markstein auf einem Wege geworden, der seitdem niemals wieder verlassen werden sollte.

Der endgültige Erfolg der Sprache Athens war an dem Tage entschieden, als Makedonien die Führerstellung errungen hatte, d. h. mit der Schlacht von Chäronea (338 v. Chr.).

Man hat oft die Frage erörtert, ob die makedonische Sprache eng mit der griechischen verwandt war oder nicht. In Wahrheit läßt sich dies nicht wissen, weil wir vom Makedonischen keinen Satz und keine grammatische Form haben. Soviel jedoch steht fest, daß es kein griechischer Dialekt im eigentlichen Sinne war und für eine fremde Sprache galt.

Da die makedonischen Herrscher jedoch die Überlegenheit der hellenischen Bildung erkannten, so haben

sie es für rätlich gehalten, sich für Hellenen auszugeben, und haben seit den Perserkriegen hellenisches Wesen angenommen. Alexander I. (490—454) behauptete, sein Haus stamme aus Argos und gehe auf Herakles, d. h. auf die dorische Adelsgesellschaft zurück. In dieser Eigenschaft ist er denn auch zur Teilnahme an den olympischen Spielen zugelassen worden und hat ein Standbild in Delphi erhalten. Entsprechend der Tatsache, daß die attische Bildung die höchste Stufe der griechischen ist, geben sich die makedonischen Herrscher im fünften Jahrhundert einen attischen Anstrich; so hat der König Archelaos (413 bis 400 v. Chr.) den Dichter Euripides und den Maler Zeuxis an seinen Hof gezogen und Spiele nach griechischer Art eingerichtet. Wenn wir heute keine Zeile auf makedonisch besitzen, so kommt dies ohne Zweifel daher, daß die Sprache des makedonischen Hofes das Griechische war, und zwar das Griechische des fünften Jahrhunderts v. Chr. Der Umstand, daß seit Philipp, der im Jahre 360 v. Chr. den Thron bestieg, die makedonischen Adligen griechische Namen tragen, beweist, daß sich die vornehme Gesellschaft dort nach dem Vorbilde der Könige ins Hellenische umgebildet hatte.

In der Einwirkung des Makedonischen auf die Bildung der κοινή gibt es zwei entscheidende Punkte.

Philipp hat den griechischen Stadtstaaten ihre wirkliche Selbständigkeit genommen. Nach der Schlacht bei Chäronea (338 v. Chr.), in der Theben und Athen geschlagen wurden, hatte er im festländischen Griechenland keinen Gegner mehr, und im Grunde war die auf getrennte und staatlich voneinander unabhängige Städte begründete alte Verfassung aufgehoben. Aber die Sprache Athens büßte dadurch nichts ein; war sie doch die Hofsprache Philipps, und der Lehrer von dessen Sohn und Erbe Alexander war ein attisch redender Denker, Aristoteles.

Gestützt auf das gesamte europäische Griechentum bemächtigte sich Alexander des Achämenidenreiches und richtete in diesem an Stelle der persischen Art zu gebieten die Herrschaft griechischer Sprache und griechischen Geistes auf. Im Nu gewinnt damit das Hellenentum wieder die eine geraume Weile verlangsamte oder gehemmte Fähigkeit des Fortschreitens. War das fünfte

Jahrhundert v. Chr. für das Griechische eine Zeit glänzender Erfolge auf dem Felde der Kunst und der Schriftstellerei, nicht aber der Ausbreitung nach außen gewesen, so setzt mit dem Makedonen Alexander wiederum der Vormarsch ein, und da die Griechen jetzt nichts zu tun hatten als den Platz des Achämenidenreiches einzunehmen, das keine Ortskönige geduldet und allenthalben seine Satrapen eingesetzt hatte, so besetzten die griechisch gewordenen Makedonen und die Griechen mit einem Schlage ganz Kleinasien, das im eigentlichen Sinn so genannte Iran bis zum Indus und Ägypten. Das Hellenentum, dessen Gesittung sich bis dahin nur auf meeranwohnende Völker erstreckt hatte, wurde nun zum erstenmal in seiner Geschichte eine wirklich festländische Größe und schlug für eine Zeitlang auch in Binnenländern Wurzel. Dieser Augenblick war für die Geschichte der Sprache von ausschlaggebender Bedeutung, weil er es für die des Griechentums gewesen ist.

Als Alexander der Große im Jahre 323 v. Chr. starb, befand sich das Hellenentum in einer völlig neuen Lage. Vor dem geradezu märchenhaften Glücke, das ihm zuteil geworden ist, zählten die früheren Kleinstaaten nicht mehr, als die elenden Städte des festländischen Griechenlands gegenüber den mächtigen Pflanzstädten des siebenten und sechsten Jahrhunderts v. Chr. gezählt hatten. Athen, dessen Stärke und wirtschaftliche Bedeutung der Notwendigkeit des Kampfes mit dem Achämenidenreich entsprungen war, wurde ein Handelsplatz zweiter Ordnung und zehrte in staatlicher Hinsicht nur noch von den erhebenden Erinnerungen der Vergangenheit. An seine Stelle traten einesteils die neugegründeten Großstädte wie Alexandria in Ägypten, andernteils die schon vorher bestehenden, nun aber zu neuer Blüte gelangten. Die Mittelpunkte des staatlichen Lebens, die nunmehr auch Brennpunkte der Bildung wurden, lagen jetzt insgesamt völlig außerhalb des eigentlichen Griechenlands, in Makedonien, in Syrien, in Ägypten. Die Großstädte, in denen sich das griechische Geistesleben entfaltete und wo Künstler, Gelehrte und Schriftsteller wirkten, waren nunmehr Alexandria, Pergamos und Antiochia. Übrigens wurde das europäische Griechenland bis zur römischen Eroberung fortwährend von Kriegen zerfleischt und diente als ständiges Schlachtfeld, während das Reich

der Lagiden und Seleukiden nur auswärtige Kriege kannte, die überdies von bezahlten Berufssoldaten geführt wurden und deshalb dem Fortschreiten der Gesittung keinen Eintrag taten.

Sodann hatte das sich seitdem ausbreitende Griechenland nirgends eine örtlich bestimmte Färbung. Von Ägypten bis zum Indus wurde durch Schriftsteller, Künstler, Gelehrte, Handwerker, die ohne Unterlaß von Land zu Land zogen, ein und dieselbe Art der Gesittung und Sprache weitergetragen. Menschen jeglicher Sprache und jeglicher Gegend lernten das Griechische, das so zum allgemeinen Verständigungsmittel wurde.

Angesichts einer solchen Ausdehnung vermochten sich die eigentümlichen Merkmale der Sprache des kleinen Landes, das Attika war, naturgemäß nicht alle zu erhalten. Die Leute, die sie mit sich verbreiteten, waren größtenteils gar keine geborenen Athener. Die Höfe, an denen man sich ihrer bediente, trugen bloß oberflächlich einen attischen Firnis an sich, waren aber nicht bis ins Mark hinein attisch. Was anderseits die betrifft, für die das Griechische volkseigne Muttersprache war, so waren es vor allem die jonischen Gegenden, die dem zu allgemeiner Ausdehnung strebenden Hellenentum Beiträge lieferten. Da das Jonische dem Attischen so nahe stand, daß es sich leicht mit ihm vermischen konnte, hat es dazu beigetragen, daß aus der κοινή die ausgesprochen attischen Eigentümlichkeiten verschwanden und an ihrer Stelle eine erhebliche Zahl jonischer Ausdrücke eindrang, die das Umgangsattische nicht anerkannt, von denen aber mehr als einer in das attische Schrifttum Eingang gefunden hatte. So ist denn die κοινή schließlich das in erster Linie von Joniern oder auch von anderen Griechen angenommene und gelernte, für Fremde aller Art zur stammverbindenden Verkehrssprache gewordene Attisch. Ein Mann der Feder wie Theophrast, der nicht aus Athen stammte, wußte ganz gut, daß er attisch nicht wie ein geborener Athener sprach.

Ohne die Sprache ihres Volkes aufzugeben, bediente sich nun eine ganze Masse von Leuten aus aller Herren Ländern, wie Ägypter, Araber, Syrer, Perser, des Griechischen als Verständigungsmittels. Es war von da ab die gemein-

same Bildungssprache, die Sprache, die man im Inneren Kleinasiens von einem Nichteinheimischen erwartete, wenn er eine öffentliche Rede halten sollte; Paulus überraschte seine jüdischen Zuhörer in Jerusalem höchst angenehm und verschaffte sich augenblicklich Ruhe dadurch, daß er sie aramäisch anredet (A.-G. 22, 2).

Die neben der κοινή noch herlaufenden griechischen Mundarten zeigten gar keine Neigung, sich auszubreiten. Dies sieht man beispielsweise an Pergamos, einer unmittelbar an äolisches Hinterland anstoßenden und geradewegs Lesbos gegenüberliegenden Gründung der hellenistischen Zeit. Nun versteifte sich Lesbos während des ganzen dritten Jahrhunderts v. Chr. darauf, in seinen amtlichen Inschriften die Formen und die Wortfügung der alten Rede des Alkaios und der Sappho beizubehalten, und wenn auch durch diesen örtlichen Untergrund die κοινή in Wortschatz und Satzbau da und dort hindurchschimmert, so ist der Gesamteindruck der Sprache doch rein äolisch. Im Gegensatz hierzu sind in dem neugegründeten Mittelpunkte des Hellenismus dieser Gegend, in Pergamos, sämtliche Inschriften aus derselben Zeit in völlig reiner κοινή abgefaßt, und nichts läßt mehr auch den geringsten Einfluß der äolischen Mundarten erkennen. Die alten Dialekte lebten teilweise da weiter, wo sie vorher bestanden, und vor allem da, wo sie durch buchmäßige Verwendung oder eine starke amtliche Überlieferung geschützt waren. In den Ländern dagegen, die dem Hellenentum frisch gewonnen waren und deren Bedeutung die der alten Städte von da ab bei weitem übertraf, gab es nur e i n e Sprache, eben die κοινή als Kennzeichen aller griechisch gebildeten Leute.

Die Gesittung des hellenistischen Zeitraums war durchaus großstädtisch mit einem starken höfischen Einschlag, von dem noch heute Bildungen wie *Äbtissin*, frz. *abbesse* Zeugnis ablegen, die an Muster wie βασίλισσα, Μακεδόνισσα angelehnt sind, welche in hellenistischer Zeit nach Κίλισσα, Φοίνισσα (<-ικ̯α) geschaffen wurden. In den volksreichen, von griechischen Herrschern gegründeten oder besetzten Plätzen war das Griechische Verwaltungsprache, deren man sich ebenso in den amtlichen Akten wie auf den Münzen bediente und in der man auch die großen Staats-

angelegenheiten verhandelte; die Bewahrung der alten Ortsmundsarten überließ man auf dem Lande den Bauern oder in den Städten den niederen Bevölkerungsschichten. Zwar hat mit Ausnahme vielleicht von Kleinasien das Griechische die einheimischen Sprachen nirgends zum Verschwinden gebracht, und selbst in Kleinasien hat wohl das Aramäische mehr zu deren Vernichtung beigetragen als das Griechische. In allen hellenistischen Gemeinwesen aber war die κοινή die allgemeine Trägerin des Verkehrs. Überall sind die Städte die Stützen der Entwicklung von Gemeinsprachen selbst da, wo sie außerhalb von deren Gebieten liegen. Ein Beispiel aus der Gegenwart liefern uns für Frankreich Bordeaux, Toulouse, Marseille, die an sich dem Bereiche der *langue d'oc* angehören, trotzdem aber in hervorragendem Maße zur Ausbreitung des Gemeinfranzösischen, der *langue d'oui*, beitragen, und für Deutschland Berlin, das mitten in niederdeutschem Sprachgebiet gelegen, heute ein Ausstrahlungspunkt des Hochdeutschen geworden ist. Großstädte brauchen eben ein allgemeines Verständigungsmittel, und zumal in den hellenistischen, deren gegenseitige Beziehungen sich unaufhörlich verflochten, war ein solches ein dringendes Bedürfnis.

Diese κοινή war ein Erzeugnis des Ostgriechischen. Westgriechenland, insbesondere Italien und Sizilien, nahm an dieser Ausbreitung nicht teil und trat an Bedeutung allmählich immer mehr zurück. Nach Karthago fand es in Rom einen mächtigen Gegner, der es mit der Zeit aufsaugte. Jedenfalls hat das Vordringen des Griechischen im Westen mit dem fünften Jahrhundert v. Chr. sein Ende erreicht; in demselben Augenblicke, wo es im Osten eine ungeheure Ausdehnung erlebte, schrumpfte es im Westen auf nichts zusammen. Die Art von κοινή, die sich in Sizilien zweifellos herauszubilden im Begriff stand, sank von da an zur engbegrenzten Mundart einer Gegend, dann sogar eines Ortes herab. So gab es in Griechenland nur noch eine große κοινή, nämlich die jonisch-attische des Ostens, die ein Jahrhundert lang in dem ganzen von hellenischen Eroberern besetzten Achämenidenreiche gesprochen worden ist und auch nachher noch erhebliche Stücke davon innegehabt hat.

Eine so stark verflachte Gemeinsprache, die eigentlich keiner Gegend angehört und von so vielen Fremden gesprochen wird, verliert notwendigerweise viel von ihrer Verwendbarkeit für schriftstellerische Zwecke. In dem Augenblicke, da sich die κοινή gebildet hatte, war das jonische und attische Griechisch überdies durch jahrhundertelang fortgesetzten schriftstellerischen Gebrauch erschöpft. Denn eine gegebene Sprache läßt nur eine beschränkte Anzahl schriftstellerischer Wirkungen zu, und wenn alle Satzbildungen und alle Wortverbindungen, die natürlicherweise aus dem Sprachgebrauch entspringen, verbraucht sind und mit der Neuheit zugleich den Ausdruckswert verloren haben, dann sehen sich die Schreibenden auf allerlei Kunststücke angewiesen. Schon dadurch, daß die κοινή nur eine Fortsetzung des Jonischen und Attischen war, erschien sie ungeeignet, das Werkzeug für ein neues Schrifttum zu stellen. Das haben ihre Vertreter selbst gefühlt. Deshalb bemühten sie sich — selbstverständlich vergebens — ihren Hervorbringungen einen Ton zu verleihen, den ihnen eine Sprache wie die κοινή nicht zu geben vermochte, nämlich den des Zurückgreifens auf alte verlassene Schriftsprachen; man verfaßte nun erzählende oder lehrhafte Gedichte in der Redeweise Homers oder Hesiods, kleine trauliche Lieder in der Art des Archilochos und Hipponax, ja man ging sogar auf das Äolische des Alkaios und der Sappho zurück. All diesen ausgeklügelten Versuchen fehlte als solchen Kraft und Leben. Den verhältnismäßig besten Erfolg hatte noch Theokrit, weil die syrakusanische Sprache dem Dichter nahe lag und in ihm das berechigte Gefühl erweckte, daß er damit in den Spuren von Epicharm und Sophron wandle.

Eignete sich so die κοινή nur sehr mäßig für schöngeistige Bestrebungen, so war sie ein hervorragendes Werkzeug für Wissenschaft und Weltweisheit. Langer Gebrauch hatte den Sinn der Worte begrifflich fest bestimmt und den Satzbau abgeschliffen. Denker und Gelehrte haben in dem Griechischen des dritten Jahrhunderts v. Chr. das Mittel gefunden, das sie brauchten, um ihren Gedanken den genauesten und aufs feinste abgetönten Ausdruck zu verleihen. Philosophie und Wissenschaften haben dann große Fortschritte gebracht. Sei es durch die unmittel-

bare Wirkung des Griechisch der Denker und Gelehrten, sei es durch die Vermittlung des Lateinischen, dessen philosophischer und wissenschaftlicher Wortschatz dem des hellenistischen Griechisch vollkommen entlehnt oder nachgebildet ist, hat die κοινή auf sämtliche europäischen Sprachen einen Einfluß ausgeübt, den man sich nur selten in seinem ganzen Umfange vergegenwärtigt. Ein Ausdruck wie *cōnscientia*, dessen Auftreten in der Prosa sich bis auf Herennius' *Rhetorik* zurückverfolgen läßt, ist nur der Abklatsch eines hellenistischen συνείδησις, genau ebenso wie hinwiederum das deutsche *Gewissen* und das russische *sověsť* Übersetzungen von *cōnscientia* sind, um von den Weiterbildungen in den romanischen Sprachen ganz zu schweigen. Welcher kulturgeschichtliche Fern- und Tiefblick aber tut sich vor unserem Auge auf angesichts des *Humanismus* der Renaissancezeit oder des *Neuhumanismus* aus den Tagen Herders und Goethes oder selbst des *humanism* der amerikanischen Pragmatisten der Gegenwart! Sie alle sind Anlehnungen an die Ausdrücke *hūmānus*, *hūmānitās* bei Cicero und diese wieder an das φιλάνθρωπον, die φιλανθρωπία der hellenistischen, zumal der stoischen Philosophen, von denen besonders Panaitios und Poseidonios (im zweiten und ersten Jahrhundert v. Chr.) Lehrmeister des großen römischen Redners und Bildungsübermittlers gewesen sind. So ist es klar, daß das Begriffswörterbuch der neuzeitlichen abendländischen Sprachen aus dem herzuleiten ist, das die Gelehrten der hellenistischen Zeit angewandt und großenteils auch geschaffen haben. Nicht minder ist der Umstand, daß es die Lateiner gelernt haben, ihre Sprache bis zur Fähigkeit der Wiedergabe verwickelter Gedankengänge abzuschleifen, ein Ergebnis griechischen Einflusses. Desgleichen haben sich fernerhin die Schriftsteller, die seitdem in den verschiedenen europäischen Sprachen Gedanken auszudrücken hatten, ihrerseits an das griechische oder an das diesem nachgeformte lateinische Vorbild angeschlossen. Wer immer heute mit abgezogenen Begriffen arbeitet, bedient sich dabei der Worte und Redewendungen, die von den Griechen, und im besonderen von den hellenistischen Griechen herstammen. Indem die Gelehrten der Gegenwart neue Worte mit Hilfe griechischer Bestandteile modeln, setzen sie eine Überlieferung aus alter Zeit

fort. Schon die einzige Tatsache, daß so völlig neuen Erfindungen wie Fernschreiber, Fernsprecher, Stimmschreiber, Luftfahrzeug, durchaus griechische Namen *Telegraph*, *Telephon*, *Phonograph*, *Aeroplan* verliehen worden sind, bezeugt bis auf den heutigen Tag die Einwirkung der κοινή, die somit noch jetzt in gewissem Sinne die Gemeinsprache der Wissenschaft genannt werden darf.

Drittes Kapitel.

Quellen zur Kenntnis der κοινή.

Insofern die Handschriften den ursprünglichen Zustand der Werke wiedergeben, ist es leicht, die Eigentümlichkeiten der Prosaikersprache in der hellenistischen und in der Kaiserzeit zu bestimmen; es gehört dazu bloß eine sorgfältige Ausschöpfung der Texte. Aber die Lösung dieser Aufgabe hat einen überdies sehr beschränkten Wert lediglich für die Literaturgeschichte.

Den Sprachforscher beseelt ein andrer Wunsch, nämlich zu wissen, wie die im lebendigen Verkehr gebrauchte Umgangssprache aussah. So aufgeworfen spottet die Frage jedoch der Beantwortung. Denn die Sprechsprache wird nicht geschrieben, am allerwenigsten aber bei einem Volke, das eine starke und lange schriftstellerische Überlieferung hat. Die Aufgabe läßt sich nicht einmal scharf stellen, geschweige denn restlos lösen. Nach dem Eindrucke zu urteilen, den in uns die Beobachtung der Gegenwart erweckt, gibt es eine unübersehbar große Zahl verschiedener Abarten einer Gemeinsprache. Man hört wohl sagen, die französische Mustersprache sei die Pariser. Aber in Paris redet man auf vielerlei Weise, und es ist nicht so einfach zu entscheiden, welche nun die «richtige» ist. Unter den in der Stadt geborenen, von einheimischen Eltern abstammenden und seit langem daselbst ansässigen Angehörigen einer Familie würde es schwer sein, solche aufzutreiben, die nicht durch Dienstboten, Lehrer oder Freunde dem Einflusse einer Provinz ausgesetzt gewesen wären. Als Koschwitz die Pariser Aussprachen in einem Buche festlegen wollte, wandte er sich an bekannte Leute, wie Schriftsteller, Komödienspieler, Redner, Gelehrte. Das Ergebnis fiel überraschend aus: mit einziger Ausnahme

der von Gaston Paris waren sämtliche Aussprachen entweder in hohem Grade durch die der Provinz gefärbt (und zwar nicht etwa bloß nach Art der in Mittelfrankreich üblichen, die im großen ganzen immer noch Pariser Gepräge aufweist) oder machten sie einen stark künstlichen Eindruck, ja im allgemeinen trafen beide Merkmale zugleich darauf zu: abgesehen eben von der durch G. Paris vertretenen konnte keine einzige für rein pariserisch gelten. Kurz gesagt, das Pariser Französisch schwankt nach den gesellschaftlichen Verhältnissen, nach dem Gegenstande, den die Redenden behandeln wollen, nach der Umgebung, in der sie sich befinden; es schwankt von Bevölkerungsschicht zu Bevölkerungsschicht, von Lage zu Lage, von Mensch zu Mensch. Auch wenn man das mittlere Frankreich nicht verläßt, sieht man, daß das Französische von Stadt zu Stadt wechselt. Im Süden nimmt es dann ganz überraschende, von der Norm abweichende Züge an; mag es aber für einen Franzosen aus der Pariser Gegend auch noch so anstößig und lächerlich klingen, so wäre es doch unrichtig zu behaupten, daß die Sprache im Munde der Kleinbürger in Marseille oder Toulouse keinen Anspruch darauf habe, für gemeinfranzösisch gehalten zu werden, insofern eben überall noch für die Art, französisch zu sprechen, eine Richtschnur vorliegt, die genügend scharf gezogen ist und der jedermann nahezukommen sich bestrebt. Auch das Deutsche, das als Schriftsprache in strenge Grenzen gefaßt ist, genießt als Sprechsprache eine recht weitgehende Bewegungsfreiheit. Die Aussprache trägt entfernt nicht denselben Maßstab der Schärfe in sich wie im Französischen und schwankt nach Gegenden und Städten ganz erheblich; sie klingt durchaus nicht gleich in Wien, Zürich, Köln, München, Frankfurt, Leipzig, Hannover, Berlin und Königsberg, sondern die Unterschiede fallen hier sehr merklich ins Ohr.

Demnach ist der Sprachforscher, den man auffordert, das Gemeinfranzösische, Gemeindeutsche, Gemeinenglische zu beschreiben, in einer schwierigen Lage. Dasselbe aber gilt vom Gemeingriechischen; ja, die Dinge gestalten sich noch schwieriger, weil man es mit einer toten Sprache zu tun hat, d. h. mit einem Gegenstand, der sich unmittelbarer Beobachtung entzieht.

Die Aufgabe spitzt sich so auf die Forderung zu festzustellen, welche Spuren die Eigentümlichkeiten der Umgangssprache in den uns gebliebenen schriftlichen Urkunden hinterlassen haben. Stets wird es schwierig oder gar unmöglich sein, unzweifelhaft zu sagen, ob die in den noch jetzt fließenden Quellen enthaltenen und unserem Einblick offenstehenden Tatsachen allgemeingültig oder nur auf gewisse Gegenden, Zeiträume, Gesellschaftschichten, Einzelmenschen gewisser Gegenden beschränkt sind. Ist nun aber auch eine genaue und vollständige Beschreibung der griechischen Alltagsgemeinsprache für einen gegebenen Zeitpunkt nicht zu geben, ja, ermangelt selbst die Absicht einer solchen Beschreibung des rechten Sinns, so kann man doch wenigstens darüber ins klare kommen, in welcher Richtung sich die Sprache entwickelte und an welchen Punkten die Veränderungen ansetzten, deren Abschluß wir im heutigen Griechisch vor uns haben. Hiermit hätten wir die Fragen bezeichnet, die wir an die alte Überlieferung richten können, und auf die Antworten vorbereitet, auf die wir uns etwa gefaßt machen dürfen.

Die wertvollsten Texte sind die schriftstellerisch am wenigsten zugestutzten; Privatbriefe, Rechnungen, Berichte, besonders wenn sie aus der Feder ungelehrter Leute stammen, denen es die Geringfügigkeit ihrer Kenntnisse ermöglichte, sich den Einflüssen der schriftsprachlichen Überlieferung zu entziehen. Die Entdeckung zahlreicher Stücke dieser Art auf den ägyptischen Papyri hat uns die Möglichkeit verschafft, uns Rechenschaft über das Wesen des gesprochenen Griechischen in der hellenistischen und in der Kaiserzeit zu geben. Was sie für den Sprachforscher anziehend und schätzbar macht, sind die Fehler, die sie, an den Regeln der überkommenen Grammatik gemessen, darbieten. Was mit diesen übereinstimmt, kann aber auf den Einfluß ihrer Geltung zurückgeführt werden, weil jeder Schreibende bis zu einem gewissen Grade auch schriftgelehrt ist, weil er mancherlei gelesen, die Schule besucht und das Bestreben hat, nach dem Maße seiner Kenntnisse die besten Vorbilder nachzuahmen. Nur die Abweichungen von der Richtschnur, die 'Fehler gegen den Sprachgebrauch' erwecken in diesen Texten die Aufmerksamkeit des Sprachforschers.

Zum Beispiel verwechseln die von privater Hand hingeschriebenen Urkunden des dritten und zweiten Jahrhunderts v. Chr. oft ει und ῑ und beweisen dadurch, daß in dieser Zeit der Übergang von ει, das ursprünglich den Wert eines wirklichen Doppellautes *ẹ̄i̯* hatte und dann zu stark geschlossenem *ẹ̄* wurde, zu *i* vollzogen war, wie es uns im Neugriechischen entgegentritt und mit voller Bestimmtheit auch im Byzantinischen bestand. Demgegenüber halten die amtlichen Texte die Unterscheidung streng aufrecht. So bieten die Staatshaushaltsgesetze des Ptolemaios Philadelphos aus dem Jahre 259/258 v. Chr. nur zwei Beispiele der Vermischung: αναλωσιν (= *analǫ́ßin*) für den Inf. Fut. ἀναλώσειν (attisch *ănălǭ́ßẹ̄n*) und αποτεινετω: dabei wird letzteres mit ῑ und noch nicht mit ί anzusetzen sein, weil Systemzwang nach der gesamten nichtpräsentischen Stammbildung in τείσω, ἔτεισα, τέτεικα, τέτεισμαι, ἐτείσθην, τειστός, τειστέος (d. h. ursprünglich *tẹ̄i̯ßǭ*, dann *tẹ́ßǭ*, dann *tíßǭ*, endlich *tíßo* usw.) nahe liegt. Immerhin zeigen derartige Fälle, daß den geschulten Angestellten der amtlichen Schreibstuben gelegentliche Irrtümer entschlüpften, an denen man ersehen kann, daß die Aussprache von dem in der Schreibung festgehaltenen Unterschied nichts mehr bewahrte. In den Papyri von Herkulaneum gegen den Beginn der christlichen Zeitrechnung springt die Durcheinanderwirrung von ει und ι sehr stark ins Auge.

Die uns durch die Texte übermittelten Tatsachen bilden nur einen begrenzten Ausschnitt aus der Summe des Gesamttatbestandes. Die Rechtschreibung selbst der ungebildetsten Leute gibt über manche Vorgänge auch nicht den leisesten Aufschluß. So wissen wir, daß ϑ, φ, χ, die ähnlich den deutschen *t*, *p*, *k* im Anfang behauchte stimmlose Verschlußlaute, nämlich *tʿ*, *pʿ*, *kʿ* bezeichneten, später Reibelaute wurden, nämlich *þ* (von der Art des englischen stimmlosen *th*), *f* und *ch* (mit dem deutschen Werte als *ach*- oder *ich*-Laut, doch, nach dem Neugriechischen zu schließen, in anderer Verteilung je nach der Beschaffenheit des nachfolgenden, nicht wie im Deutschen des vorausgehenden Vokals). Ebenso bezeichneten β, γ, δ anfänglich stimmhafte Verschlußlaute: *b*, *d*, *g* wie im Romanischen und auch im Bühnen- und Nieder-, nicht

aber im Oberdeutschen (dessen zwar schwache, dabei aber stimmlose *ḅ*, *ḍ*, *ġ* romanischem und griechischem π, τ, κ näherstehen); dann aber sind sie in die entsprechenden stimmhaften Reibelaute *ƀ*, *đ* (= englischem stimmhaften *th* in *that* = *đät*), *ʒ* übergegangen (letzteres etwa in mundartlicher Aussprache unseres zwischenvokalischen *g* in einem Worte wie *Tage*). Demgegenüber hat man bis auf die heutige Stunde buchmäßig stets nur ϑ, φ, χ, β, γ, δ geschrieben, und kaum ein «Fehler», eine Verschreibung öffnet uns die Augen über die inzwischen vor sich gegangene lautliche Änderung.

Am auffallendsten sind die vereinzelten «Fehler», die keine allgemeine Sprachneigung erkennen lassen und keine einem Ziele entgegenstrebende Entwicklung verraten. Beispielsweise lesen wir auf einem Papyrus des zweiten Jahrhunderts v. Chr. an Stelle von ἀκούομεν 'wir hören' vielmehr εκουομεν. Nun könnte man fragen, ob nicht hier irgendwie ein bloßer Schreibversehen vorliegt, in dem etwa für das Präsens das Imperfekt ἠκούομεν 'wir hören' einzusetzen und eine bei der damaligen Unsicherheit in den Längen und Kürzen nicht seltene Vertauschung von η und ε anzunehmen wäre. Hiergegen spricht aber der Umstand, daß auf einem Papyrus des ersten Jahrhunderts n. Chr. εκουσαι 'hören' statt ἀκοῦσαι steht, wo es doch recht wenig nahe liegt, an eine Form mit verschlepptem Augment zu denken. Eher ließe sich vielleicht vermuten, daß der Schreiber irgendwie von der ägyptischen Aussprache beeinflußt gewesen wäre, oder was sonst der Grund gewesen sein mag. Derartige Fälle sind nicht ganz vereinzelt, und es ist nicht immer leicht, ihre wahre Tragweite genau zu bestimmen.

Dazu kommt, daß die in Ägypten gefundenen Papyri aus einem Lande stammen, wo das Griechische die Sprache der Verwaltung und der gebildeten Kreise, aber nicht einheimisch war, was zur Folge hatte, daß die weniger Schriftkundigen es in barbarischer Weise handhabten. Daraus erklären sich viele «Fehler». Hierher gehört u. a. die Vertauschung der stimmhaften und der stimmlosen Zahnlaute δ und τ, deren ägyptischer Ursprung sich sofort aufdrängt: αποδισατωι = ἀποτεισάτω 'er soll abbüßen', δεκτων = τέκτων 'Zimmermann', δετωκας = δέδωκας 'du hast gegeben', βατιζειν = βαδίζειν 'gehen' usf.

Jedoch sind nicht alle Schnitzer dieser Art so leicht zu erkennen, und für vereinzelte Erscheinungen fühlt man sich stets versucht, die Frage aufzuwerfen, ob dabei nicht Entgleisungen Fremder im Spiele sind. Selbst innerhalb des Gebietes der allgemeinen Tatsachen konnten die griechisch sprechenden Ägypter die auf Neuerungen ausgehende Richtung verstärken. Jede uns durch ägyptische Papyri an die Hand gegebene Erscheinung, die nicht durch anderweitige Zeugnisse gestützt wird und die mit der allgemeinen Entwicklung der Sprache nicht übereinstimmt, muß offenbar zunächst als verdächtig angesehen werden.

Außer den ägyptischen Papyri besitzen wir die Herkulanenischen Rollen, die nicht jünger sein können als das Jahr 79 n. Chr. und von denen jedenfalls ein Teil sogar noch vor den Beginn der christlichen Zeitrechnung fällt. Sie enthalten größtenteils Schriftstellertexte, und demgemäß kann man in ihnen nicht all die Spuren des niederen Sprachgebrauches erwarten, die manche der ägyptischen Papyri gerade für den Sprachforscher so wertvoll machen. Trotzdem enthalten sie diese und jene recht schätzbare Bestätigung für die Papyrusbelege, vor allem auch deshalb, weil sie uns gestatten, das herauszufinden, was diesen einzelnen Orten und Gegenden zuzuweisen ist.

Was ferner die griechischen Inschriften betrifft, so sind sie während der hellenistischen und der Kaiserzeit ebenso zahlreich, wie sie in der archaischen selten sind. Teilweise zeigen sie amtlichen Ursprung, fast immer sind sie von Fachleuten eingegraben, die über eine richtige Technik verfügen und im großen ganzen die überlieferte Sprachform wiederzugeben verstehen, die Rechtschreibung bewegt sich vielfach in festen Formeln. So ist die Aussicht, hier die Umgangssprache wiederzufinden, nicht eben erheblich. Anderseits ist es ein Glück, daß die Abfasser und die Einmeißler nicht durchweg unfehlbar waren. Vielmehr haben sie eine ganz nette Menge von 'Fehlern' gemacht. So liefern sie uns ein Mittel, um die vielseitigeren und zahlreicheren, aber auf ein Land beschränkten und häufig in ihrem Werte nicht abwägbaren Belege der ägyptischen Papyri für das gesamtgriechische Gebiet zu vervollständigen.

In allen wesentlichen Punkten bestätigen die 'Fehler' der Inschriften tatsächlich das, was uns die der Papyri lehren. So tritt beispielsweise in Athen, wo es eine starke schriftstellerische Überlieferung gab, die Vermischung von ει und ι erst gegen den Anfang des ersten Jahrhunderts v. Chr. deutlich hervor, und der königliche Hof zu Pergamos hat an der sorgfältigen Unterscheidung von ει und ι stets festgehalten. Aber in Pergamos liest man auf einer Privatinschrift bereits des zweiten Jahrhunderts v. Chr. Ηρακλίδου und umgekehrt συνεπει[σχ]ωσιν auf einer Stadtinschrift vom Jahre 150 v. Chr. anstatt συνεπίσχωσιν; die pergamenischen Inschriften der Kaiserzeit vollends werfen ει und ι sehr oft durcheinander, und zwar ebenso für ῑ wie für ῐ. Ebenso treffen wir in Magnesia im Laufe zweiten Jahrhunderts v. Chr. ιθισμεν[α] 'gewohnte' und ημειν 'uns' anstatt εἰθισμένα und ἡμῖν, und in der Kaiserzeit herrscht völliges Durcheinander.

Nicht anders steht es in der Formenlehre. Die Ersetzung von ο und ε durch α im Aorist begegnet uns auf ägyptischen Papyri schon im zweiten Jahrhundert v. Chr., so το γεναμενον = τὸ γενόμενον 'das gewordene', μετηλθαι = μετελθεῖν 'nachgehen' 117 v. Chr. (überdies mit einem falschen η), und in Herkulaneum liest man einmal εισηλθας 'du gingst hinein' = εἰσῆλθες. Derartige Formen breiteten sich bereits seit dem Beginn der christlichen Zeitrechnung aus, wenn sie sich bestimmt auch erst im ersten Jahrhundert n. Chr. nachweisen lassen, wo sie in den Papyri ganz geläufig werden und man sie auch im Neuen Testament antrifft, so εἶδα = εἶδον 'sah', ἦλθα = ἦλθον 'ging'. Eine Inschrift von Magnesia bietet bereits 138 v. Chr. in επεβαλαντο = ἐπεβάλοντο 'sie machten sich daran' ein vereinzeltes Beispiel, und εγεναμην = ἐγενόμην 'wurde' ist auf Inschriften der Kaiserzeit aus verschiedenen Gegenden, besonders Ägypten, nicht eben selten.

Dank den Papyri und Inschriften haben wir somit für die Bedürfnisse des Sprachforschers zeitlich genügend bestimmte, örtlich festgelegte und urkundlich unanzweifelbare Zeugnisse für die Umgangs-κοινή; wir stützen uns dabei in erster Linie auf die Redeweise des Schreibers, des halbgebildeten Textgestalters, des Steinmetzen, wie sie ihm unbewußt vom Munde und aus der Hand floß.

Die angeführten Hilfsmittel setzen uns instand, auch von den Schriftstellertexten Vorteil zu ziehen. Für

den Sprachforscher leiden diese an zwei Mängeln. Von vornherein ist bei ihnen die Überlieferung eine sehr starke Macht; wer in einer Schriftsprache schreibt, der bindet sich an feststehende Muster und sichert sich so besser gegen 'Fehler' als der, der sich über Dinge des alltäglichen Lebens mündlich oder schriftlich ausläßt. Außerdem neigt die handschriftliche Fortpflanzung, insofern sie durch Berufsschreiber erfolgt, dazu, Eigenheiten, die der überlieferten Norm widersprechen, auszumerzen. Ferner gestaltet sie die Texte gerne nach dem Gebrauche von Schriftstellern um, die später sind als die ersten Verfasser; sie schleppen neue 'Fehler' ein, die nicht auf Rechnung der Verfasser, sondern, was schlimmer ist, der Herausgeber oder späterer 'Verbesserer' zu setzen sind. Somit tragen die Schriftwerke die Unzuträglichkeit an sich, daß sie nicht den Sprachzustand ihrer Entstehung widerspiegeln, und unterliegen dem Verdachte, die Erscheinungen, die man gern verwerfen möchte, erst nachträglich eingeschmuggelt zu haben. Trotzdem können wir nicht davon Abstand nehmen, weil sie den bei weitem größten Teil der Zeugnisse bilden, die wir besitzen, und weil die Menge der an ihnen zu beobachtenden Tatsachen doch erheblich ist. Eine Sprache, von der man bloß Inschriftentexte oder Gelegenheitsbruchstücke besitzt, ist stets schlecht bekannt, und nur eine solche darf als gut bezeugt gelten, von der man ausgedehnte Schriftstellerwerke hat. Neben den Aufklärungen, welche die Inschriften und Papyri an und für sich spenden, sind die von ihnen gebotenen Anhaltspunkte auch deshalb von Wert, weil sie uns erlauben, zu bestimmen, welche unter den Schriftstellertexten die sind, deren Sprache sich am meisten der des Alltags nähert, und was selbst in den am meisten von der Überlieferung angekränkelten Texten der Umgangssprache der Verfasser zu verdanken ist.

Am verwertbarsten sind natürlich die am wenigsten von schriftstellerischer Kunst berührten: die Übersetzung des Alten Testaments, die sogenannte Septuaginta, sowie die Schriften des Neuen Testaments. Die erstere stammt aus dem dritten und zweiten Jahrhundert v. Chr., die letzteren aus dem ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr.; somit treffen wir hier eine Reihe von Texten gerade aus dem Zeitraume an, in dem sich die κοινή gebildet und befestigt hat. Sie sind bereits von Nichthellenen verfaßt. Das Alte Testament besteht aus Übersetzungen, und zwar aus buchstäblich genauen; deshalb kann man daraus keinen Nutzen für die Sprachwissenschaft ziehen, soweit Syntax und Wortbedeutung in Frage kommen, es sei denn, daß man dabei die allergrößte Vorsicht walten läßt. Anderseits konnten die Verfasser griechisch, so wie es damals war; eine Vergleichung mit den gleichzeitigen Papyri und Inschriften zeigt, daß diese Texte, in Bausch und Bogen betrachtet, im Umgangsgriechisch ihrer Entstehungsjahrhunderte geschrieben sind und daß sie für die Kenntnis der Formenlehre sowie des Wortschatzes der κοινή höchst wertvolle Urkunden bieten. Es hat freilich lange genug gedauert, bis man ihnen den hohen Grad sprachgeschichtlicher Bedeutung zuerkannte, der ihnen tatsächlich innewohnt, und erst die Entdeckung der ägyptischen Papyri hat hier das Eis gebrochen. Was ihren Wert noch steigert, ist der Umstand, daß sie in sehr zahlreichen und teilweise bis auf verhältnismäßig alte Zeit zurückreichenden Handschriften auf uns gekommen sind: der Vaticanus und der Sinaiticus werden ins vierte, der Alexandrinus ins fünfte nachchristliche Jahrhundert gesetzt. Außerdem haben sie den Vorzug, daß sie keine auf den sprachlichen Ausdruck hin überarbeitete Ausgaben darstellen und jede auf selbständiger Überlieferung beruhen. Alles in allem muß man demnach über sie urteilen, daß wir in ihnen Unterlagen von einzigartiger Güte besitzen.

Trotzdem darf man von diesen Texten keine Aufschlüsse verlangen, die sie nicht zu geben imstande sind. Die Einzelheiten der von ihnen dargebotenen Schreibungen können stets von Abschreibern herrühren und sind nicht unmittelbar für die Zeit der Verfasser beweiskräftig. So zeigen die unzähligen Verwechslungen von ει und ι in den Handschriften des Alten Testaments zwar, daß die ersteren zwischen beiden nicht unterscheiden konnten, fügen aber unserer Kenntnis über diese Erscheinung für das Ägypten des dritten und zweiten Jahrhunderts nichts hinzu. Ferner erhärten Aoriste wie εἷλα 'nahm', ἦλθα 'kam', ἔπεσα 'fiel' für εἷλον, ἦλθον, ἔπεσον, die wir jetzt in den Septuagintahandschriften lesen, noch nicht, daß die Über-

setzer selbst je so geschrieben hätten. Richter 7, 21, wo im Vaticanus ἐσήμαναν καὶ ἔφυγαν steht, spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß das vom Alexandrinus gebotene ἔφυγον ursprünglich sei. Aus 5. Mos. 29, 16 ist im Vaticanus παρήλθαμεν neben κατοικήσαμεν (bzw. κατωκήσαμεν) überliefert; aber der Alexandrinus und Ambrosianus haben παρήλθομεν. Im Neuen Testament können Formen wie ἔπεσα schon eher Anspruch auf Echtheit erheben, aber auch hier läßt sich eine scharfe Grenze zwischen dem, was von den Verfassern, und dem, was von den aufeinanderfolgenden Abschreibern stammt, nicht ziehen.

Bekanntlich hat im Umgangsgriechischen der Akkusativ auf -αν die Neigung, sich weiter auszubreiten. Formen dieser Art bieten alttestamentliche Handschriften, zumal der Alexandrinus. So hat dieser 4. Mos. 15, 27 αἶγαν μίαν ἐνιαυσίαν, während der Vaticanus und der Alexandrinus αἶγα geben. Dies ist nur für den Abschreiber beweisend, weil man vor der christlichen Zeitrechnung auf ägyptischen Papyri bloß zwei Belege hierfür hat. Aus Herkulaneum kennt man nur ein Beispiel: νὴ Δίαν 'beim Zeus', und dieses steht in einem Eide, d. h. in einer der niederen Rede angehörenden Formel, läßt also keinen bündigen Schluß auf die Schriftsprache zu, auch nicht auf die am wenigsten kunstvolle. Eine Inschrift von Magnesia aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. enthält γυναῖκαν 'fēminam' und eine von Pergamos aus der Kaiserzeit θυγατέραν 'filiam'. Vor dieser aber ist die Form überall sehr selten. Selbst die aus dem Neuen Testament anzuführenden Fälle sind sämtlich schlecht bezeugt. Alles in allem haben wir keinen Grund anzunehmen, daß die Übersetzer des Alten Testaments und sogar die Verfasser des Neuen jemals eine so tiefstehende Form, wie der Akkusativ auf -αν anstatt auf -α in der dritten konsonantischen Deklination ist, geschrieben hätten; ob sie etwa so gesprochen haben, ist eine ganz andere Frage.

Immerhin muß die Zuverlässigkeit der Handschriften in vielen Punkten für die Schreibung der Verfasser nach wie vor als unerschüttert anerkannt werden. In dieser Hinsicht ist das Verhältnis von οὐδείς und οὐθείς 'niemand' lehrreich. Bekanntlich ist das erstere bis 378 v. Chr. die Form der athenischen Inschriften. Von da ab erscheint οὐθείς, und dies tritt von 300—60 v. Chr. allein auf. Darnach taucht mit dem Kaiserreich wieder οὐδείς empor und gewinnt allmählich die Alleinherrschaft; auch das neugriechische δέν (*đen*) geht auf οὐδέν, nicht auf οὐθέν zurück. Der Hergang ist durchsichtig und beachtenswert. Die beiden Bestandteile der Nebeneinanderrückung οὐδείς waren verdunkelt, und selbst die Betonung stimmte nicht mehr mit der von εἷς (*ʿệs*) überein. So hatte die Form allen Nachdruck verloren. Um den Begriff 'keiner' stark zu bezeichnen, griff man mit Vereinzelung beider Hälften zu οὐδὲ εἷς (*ủdẹ̆ˋ ʿệs*). In einem seiner letzten Werke, Plut. 137, bietet uns Aristophanes ein schönes Beispiel:

οὐδ᾽ ἂν εἷς θύσειεν ἀνθρώπων ἔτι
οὐ βοῦν ἄν, οὐχὶ ψαιστόν, οὐκ ἀλλ᾽ οὐδὲ ἕν.

Das Verfahren offenbart hier noch seine ungeschmälerte Ausdruckskraft, und unzweifelhaft stand es noch in voller Frische, als Aristophanes es für seine Zwecke benützte. Aber wie es zu gehen pflegt, diese Kraft hat sich verflüchtigt, und schon bei Menander erscheint sie sehr abgeschwächt, Epitrep. 99:

ἥκω δὲ καὶ νῦν οὐκ ἐμαυτοῦ σ᾽ οὐδὲ ἓν
ἴδιον ἀπαιτῶν. — κοινὸς Ἑρμῆς μηδὲ ἓν
εὕρισχ᾽ ὅπου πρόσεστι σῶμ᾽ ἀδικούμενον.

Von da an neigen οὐδέ, μηδέ und εἷς zur Verschmelzung, aber der anlautende rauhe Hauch von εἷς (*ʿệs*) beeinflußt auch das δ (*d*) und macht daraus den stimmlosen behauchten Zahnverschlußlaut ϑ (*tʿ*), wozu man beachte, daß sich bereits im sechsten Jahrhundert v. Chr. ὅϑ᾽ Ἑρμῆς für ὅδ᾽ Ἑρμῆς (*ʿọ̆tʿẹ̆rmệs* für *ʿọdʿẹ̆rmệs*) findet. So konnte durch eine Verschränkung von οὐϑ᾽ εἷς und μηϑ᾽ εἷς mit οὐδείς und μηδείς (d. h. von *ūtʿệs* und *mētʿệs* mit *ủdệs* und *mẹ̄dệs*) schließlich οὐθείς und μηθείς (*ủtʿệs* und *mẹ̄tʿệs*) entstehen; οὐθείς ist so etwas wie ein abgeschwächtes οὐδὲ εἷς, das den Platz von οὐδείς eingenommen hat. Die Menanderpapyri schwanken zwischen οὐδείς und οὐθείς, ohne daß man sagen kann, auf welche Form sich der Dichter festgelegt oder ob er selbst geschwankt hat, wie seine Abschreiber es tun. Mag dem sein, wie ihm

will, jedenfalls ist οὐθείς in dem Augenblick, da Athen das Vorbild der Gemeinsprache gibt, die athenische Form; sie herrscht oder ist wenigstens im Gebrauch, solange der athenische Einfluß dauert. Später hat dann das οὐδείς der nichtattischen Mundarten, das sich in der Umgangssprache außerhalb Athens erhalten hatte, das attische οὐθείς sogar in Athen selbst vertrieben. Es hat einen eigenen Reiz zu sehen, wie stark die Wirkung der athenischen Vorbilder im vierten und dritten Jahrhundert ist, wie sie dann abnimmt und Athen schließlich dazu kommt, die im vierten Jahrhundert von ihm selbst geschaffene Form aufzugeben und die der Gemeinsprache anzunehmen. In den ägyptischen Papyri vor der christlichen Zeit ist οὐθείς die gewöhnliche Lautgestalt, dann gewinnt οὐδείς die Oberhand, und seit dem Beginn des dritten Jahrhunderts v. Chr. treffen wir nur noch οὐδείς. In Herkulaneum begegnen uns οὐδείς und οὐθείς, wobei es scheint, daß letzteres die gewähltere Form sei. In den pergamenischen Inschriften gehört οὐθείς dem dritten vorchristlichen Jahrhundert an, dann erscheint οὐδείς und gelangt allmählich zur Herrschaft. Nun sind aber anderseits im Alten Testament die Spuren von οὐθείς noch häufig, und die Bücher, die regelmäßig οὐδείς bieten, nämlich Prediger und Makkabäer, sind die jüngsten. Wie zu erwarten, ist im Neuen Testament οὐδείς die Regel, und von dem spätattischen οὐθείς finden sich nur im Texte des verhältnismäßig stark von schriftstellerischer Kunst berührten Lukas einige Spuren. Demnach haben die Handschriften hier im ganzen das bewahrt, was man den Schriftstellern zuzutrauen Anlaß hat. Das verhältnismäßig späte, von οὐθείς abgeleitete Wort ἐξουθενεῖν 'prō nihilō habēre' tritt im Alten Testament, bei Lukas und bei Paulus auf; unter dem Einfluß von οὐδείς wurde es durch das schon in den späten alttestamentlichen Büchern erscheinende ἐξουδενοῦν verdrängt.

Die Verteilung von σσ und ττ gibt zu ähnlichen Bemerkungen Anlaß. Die Komparative ἐλάττων 'geringer' und ἥττων 'schwächer' finden sich so ziemlich überall im Alten Testament. Die ägyptischen Papyri der Ptolemäerzeit haben beide häufig, während das attische ττ sonst selten angetroffen wird. Noch im Neuen Testament tritt ττ vereinzelt auf. Darüber braucht man nicht verwundert zu sein, da ελατον, d. h. ἔλαττον 'minus' noch auf einer Inschrift von Magnesia aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. steht; ἡττᾶσθαι 'inferiōrem esse' hat sich deshalb besonders gut gehalten, weil das stark abweichende jonische ἑσσοῦσθαι keinen genau deckenden Ersatz dafür bot und infolgedessen die Umfärbung des attischen Zeitworts auf das jonische σσ nicht unmittelbar nahe lag. Für die Ursprünglichkeit der Verteilung von ττ und σσ im Alten und Neuen Testament spricht vornehmlich der Umstand, daß der erstere vor allem in den Büchern von verhältnismäßig mehr hervortretender schriftstellerischer Kunst erscheint; so steht Makk. 2, 3, 4 γλῶττα 'Zunge' und γλωττοτομεῖν 'die Zunge abschneiden', πράττειν 'tun', ταράττειν 'verwirren' usw., lauter Formen, die sich in den übrigen Büchern des Alten Testaments nicht mehr finden.

Über manche Punkte läßt sich für uns keine Entscheidung fällen. Die ägyptischen Papyri und alten Koine-Inschriften haben für 'vier' regelmäßig τέσσαρα oder sogar τέτταρα mit der Wiedergabe αρ des silbischen *r̥* wie im Attischen. Im Gegensatz hierzu bieten die Handschriften des Alten und Neuen Testaments τέσσερα, eine Form, die sich besonders seit Beginn des ersten Jahrhunderts n. Chr. ausgebreitet hat, deren jonischer Ursprung auf der Hand liegt und die zunächst der kleinasiatischen κοινή zugehört. Sind wir hiernach genötigt anzunehmen, daß das τέσσερα der biblischen Handschriften echt sei und daß die Septuaginta den Einfluß der kleinasiatischen κοινή erfahren, oder aber, daß es ein älteres τέσσαρα bzw. τέτταρα der Schriftsteller verdrängt habe? Unter allen Umständen ist nicht daran zu zweifeln, daß τέσσερα dem Neuen Testament zuerkannt werden muß, dessen Griechisch auf kleinasiatischer Grundlage ruht. Tatsächlich ist es denn auch die Form der ältesten Handschriften.

Aus dem Vorangehenden ergibt sich, daß die Texte des Alten und Neuen Testaments selbst für die Einzelheiten der Schreibung trotz des unvermeidlichen Schwankens der Überlieferung einen gewissen Wert behaupten. Eine noch höhere Bedeutung haben sie für die Formen- und Bedeutungslehre sowie für das Wörterbuch. Bei Anwendung der nötigen Kritik haben wir in ihnen eine

wichtige Quelle, die für die Kenntnis der κοινή in manchen Punkten geradezu unersetzlich ist.

Aber auch die schriftstellerisch mehr gepflegten Texte sind immer noch sehr brauchbar und liefern eine ganze Menge schätzbarer Aufschlüsse. Mag jemand auch noch so sehr unter dem Banne der Überlieferung stehen und von dem Wunsche besessen sein, sie peinlich genau fortzusetzen, so entgeht er doch niemals dem Einfluß der Redeweise seiner Zeit. Die Neuerungen verraten sich durch eine Form, die der Feder da und dort entschlüpft, oder durch die Art, gewisse Formen in einer mit der alten nicht völlig übereinstimmenden Weise anzuwenden; der manchmal unbeabsichtigte zu häufige oder zu seltene Gebrauch des Optativs läßt leicht den Schriftsteller erraten, der sich seiner nicht mehr in der lebendigen Rede bedient. Ohne es darauf abzulegen, die Sprache des gemeinen Volkes wiederzugeben, haben sich Menander, Aristoteles und später Polybios nach dem Gebrauche der Gebildeten ihrer Zeit gerichtet, und demzufolge bietet ihre Schreibart nützliche Anhaltspunkte. Zwar liefern sie nicht wie das Alte und Neue Testament Proben des vertraulichen oder gar niedrigen Umgangstones, aber so weit sind sie doch verwertbar, als man aus ihnen ersieht, wie die gebildetsten Leute schrieben, die nicht aufs Altertümeln abzielten. Später liefert der Rückschlag des Attizismus und die Unzulänglichkeit seiner Bemühungen von anderer Seite her Aufklärungen, aus denen sich Gewinn ziehen läßt.

Gibt man sich über alle Quellen Rechenschaft, so gewinnt man den Eindruck, daß wir im großen doch die Geschichte der Gemeinsprache schreiben können. Was uns besonders instand setzt, den Wert der einzelnen Hilfsmittel abzuwägen, ist der glückliche Umstand, daß wir im Neugriechischen den Abschluß der Entwicklung haben und deswegen instand gesetzt sind, zu bestimmen, was in den Texten den natürlichen Werdegang der Sprache widerspiegelt. So verstanden, sind die gegenwärtigen griechischen Mundarten eine der wichtigsten Quellen für das Studium der κοινή; sie liefern ein Mittel der Nachprüfung, ohne das wir nicht wüßten, wie wir es anfangen sollten, zwischen den verschiedenen Textzeugnissen eine Entscheidung zu treffen.

Viertes Kapitel.

Das sprachliche Gepräge der κοινή.

Das Attische, das, wie wir gesehen haben, unter dem sprachgeschichtlichen Gesichtspunkt betrachtet, zu Beginn des fünften Jahrhunderts ziemlich rückständig war, hatte sich im Verlaufe des fünften und vierten Jahrhunderts bereits merklich entwickelt. Seine Annahme durch Bevölkerungen wie die jonische, deren Rede schon seit dem sechsten Jahrhundert in verschiedenen Punkten einen beschleunigten Schritt einschlug, hat dabei einen erheblichen Druck ausgeübt. Der Gebrauch eben dieser Sprache durch Leute ganz verschiedener griechischer Mundarten oder auch von vornherein durchaus ungriechischer Muttersprache hat wahrscheinlich viel dazu beigetragen, das auszumerzen, was im athenischen Griechisch einseitig attisch war und dessen Aneignung dem Nichteingeborenen schwer überwindliche Schwierigkeiten machte. Auf seinem Werdegang zur Gemeinsprache hin mußte das Griechische und zumal das Attische vieles Rückständige aufgeben und manchen Zug fahren lassen, der es in besonders hervorstechender Weise kennzeichnete. Indem es aufhörte, das Verständigungsmittel einer einzelnen Stadt zu sein und das eines ganzen Volkes oder vielmehr einer ganzen großen Gruppe von Menschen von gleichartigem Bildungsstande wurde, mußte es sich umgestalten, und dabei konnte es nicht ausbleiben, daß es ein alltäglicheres und ausgelebteres Aussehen annahm. Soweit es die uns zu Gebote stehenden Tatsachen ahnen lassen, ging es mit den Veränderungen tatsächlich rasch voran.

I. Der Rhythmus.

Wie wir oben gesehen haben, bildete der quantitierende, d. h. auf Länge und Kürze beruhende Akzent eines der Hauptmerkmale des Indogermanischen. Das Altgriechische hat an dieser Eigentümlichkeit festgehalten, und auch in ihm beruht der Vers auf dem Wechsel von langen und kurzen Silben. Der Ton stellt eine Erhöhung, nicht eine Verstärkung der Stimme oder Verlängerung der Silbe dar und spielt in der Rhythmik der Sprache und demgemäß auch in der Verskunst

keine bemerkbare Rolle. Der Unterschied zwischen den Silben mit Hoch- und Tiefton war nur für den Musiker von Bedeutung, der eine für den Gesang bestimmte Weise verfaßte, und der Vertoner der Delphischen Hymnen hat sich streng daran gehalten. Für die Rhythmik dagegen kam er nicht in Betracht. Dieser Stand der Dinge ist dem entgegengesetzt, den die neueren Sprachen vertreten. Im Deutschen, Englischen und bis zu einem gewissen Grad auch im Französischen muß der Tonsetzer den Stärketon beachten, um ihn mit dem sogenannten guten Taktteil in Übereinstimmung zu bringen, braucht sich aber um die Eigenhöhe eines jeden Vokales des Wortes nicht zu bekümmern. Von allen indogermanischen Sprachen ist das Altgriechische die, welche die vollkommenste Vorstellung des quantitierenden Akzentes gewährt. Denn in ihm erscheinen auch die Endvokale der Worte, die z. B. im Altindischen in schwankender Gestalt auftreten, mit genau bestimmter Sprechdauer, und unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, gab es im Altgriechischen keine doppeldeutige Silbe. Das Attische hat diesen festen Längen- und Kürzenakzent noch unversehrt erhalten. Eine einzige Ausnahme in einem Nebenpunkte macht die Behandlung der aus Verschluß- und darauffolgendem flüssigen Laut bestehenden Gruppen wie *-tr-*, die im Indogermanischen und noch bei Homer 'Stellungslänge' bilden, im Attischen dagegen nicht mehr (sogenannte *correptio Attika*, attische Verkürzung). Ein gutes Beispiel liefert πατρός 'patris'. An und für sich ist hier der Vokal der ersten Silbe α kurz (vgl. πᾰτήρ, lat. *păter*, got. *fădar* usw.), die Silbe aber gilt bei Homer als lang, weil sie 'gedeckt' war, d. h. nach der damaligen Trennung **păt-rŏ́s* konsonantisch endigte (*păt-*), während im Attischen eine Verlegung der Silbengrenze eintrat: **pă·trŏ́s*, infolgedessen die erste Silbe 'ungedeckt', d. h. vokalisch schloß (*pă-*). Denselben Vorgang treffen wir im Lateinischen an, wo *patris* bei Plautus und Terenz regelrecht ◡ ◡ gemessen wird, und selbst im Indischen in einer hinter der vedischen an Alter zurückstehenden Überlieferung. Bei den griechischen Dichtern ergibt sich aus diesem Tatbestand ein Schwanken zwischen der ursprünglichen Messung von πατρός – – und der dem Sprachgebrauch des sechsten Jahrhunderts v. Chr. entsprechenden ◡ ◡. Doch ändert diese unbedeutende Unsicherheit im kleinen nichts an der Geltung des Grundsatzes im großen, daß der Rhythmus quantitierend, d. h., wie schon gesagt, auf Länge und Kürze aufgebaut bleibt.

Von diesem Zustande des Altgriechischen hebt sich der des Neugriechischen deutlich ab; dieses macht an und für sich keinen Unterschied zwischen langen und kurzen Vokalen; die vom Ton getroffenen Binnenvokale sind lang, die unbetonten kurz. Dabei werden die Tonvokale noch heute mit einer kennzeichnenden Stimmerhöhung ausgesprochen. Demnach ist der Höhenton nicht völlig verschwunden, auch ist die Stärke nicht sehr ausgeprägt und übt keine sehr ins Auge fallenden Wirkungen aus; denn die Vokalveränderungen und -schwächungen, die wir in den heutigen Mundarten, insbesondere auch den nördlichen, beobachten, erklären sich mehr durch Unterschiede der Sprechdauer als der Stimmstärke. Demnach bleibt im ganzen der Satz bestehen, daß der alte quantitierende Rhythmus verschwunden und durch einen akzentuierenden ersetzt worden ist, der ähnlich wie im Deutschen auf dem Wechsel von stärker und schwächer betonten Silben beruht. Könnte ein alter Grieche die gegenwärtige Sprache seines Volkes hören und sähe er dabei selbst von allen Änderungen im einzelnen ab, so würde er ihr allgemeines Gepräge als völlig entstellt empfinden.

Der Lautwandel verrät sich durch nichts in der Schreibung, und die Metrik, die stets hinter der Entwicklung der Sprache zurückbleibt, zeigt deren Spuren wohl immer erst geraume Zeit nach dem Abschluß des Vorgangs. Man muß bis zur byzantinischen Zeit herabgehen, ehe man christliche Dichtungen findet, die auf den Akzent, nicht auf die Sprechdauer aufgebaut sind und wo man eine entsprechende metrische Prosa antrifft. Noch Oppian nimmt 210 n. Chr. nicht mehr Rücksicht auf die Betonung als sein Vorbild Homer. Daneben aber verrät sein Zeitgenosse Babrios, der scheinbar rein quantitierende Verse baut, die neue Rolle des Akzents in der Sprache durch den Umstand, daß er planmäßig den Ton auf die letzte gute Taktstelle, mit andern Worten auf die vorletzte Silbe seiner Jamben legt, z. B. λέων δὲ τοῦτον προυκαλεῖτο θαρσήσας.

Dies ist der erste Anhaltspunkt, den uns die Dichtung für den in der Sprache vor sich gehenden Wandel darbietet.

In Wahrheit ist der Untergang des quantitierenden Rhythmus weit älter als das dritte nachchristliche Jahrhundert. Die athenische Volkssprache bietet schon im fünften vorchristlichen Jahrhundert Andeutungen. Bereits die attischen Fluchtäfelchen des dritten Jahrhunderts v. Chr. werfen ε und η durcheinander. So liest man με für μή 'nē', μετερα für μητέρα 'mātrem', Αθεναιος für Ἀθηναῖος und anderseits τηχνην für τέχνην 'Kunst', Ηκατην für Ἑκάτην, τρυφηρος für τρυφερός 'üppig'. Dementsprechend beginnt die Vertauschung von ο und ω ebenda schon früh, was sich aus Schreibungen wie Σοκρατης für Σωκράτης, προτον für πρῶτον 'prīmum', Φερσεφωνης für Φερσεφόνης usw. ergibt. Schließlich ist es ja gerade in einer Großstadt mit vielfältig gemischter und teilweise ausländischer Bevölkerung wie Athen unschwer zu begreifen, daß das Gefühl für Länge und Kürze frühzeitig ins Schwanken geriet.

Zwingende Belege zu finden ist deshalb nicht ganz leicht, weil die Schrift zwischen langem und kurzem ι und υ nicht unterscheidet und weil bei den übrigen Vokalen erhebliche Unterschiede in der Klangfarbe zwischen Längen und Kürzen bestehen. So bleibt man im wesentlichen eben auf die Vertauschungen von ε und η vor der Zeit, da das letztere über *ę* in *i* überging, und vor allem von ο und ω angewiesen.

Die ägyptischen Papyri bieten solche seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. So haben wir gegen 250 v. Chr. εἰ δὴ μή 'wenn aber nicht' für εἰ δὲ μή; 161 v. Chr. ευσηβειαν für εὐσέβειαν 'Frömmigkeit' und scheinbar augmentierte Formen im Infinitiv des Aorists wie μετηλθαι für μετελθεῖν 'nachgehen' oder falsche Adjektivabwandlungen wie πληρης im Neutrum 160 v. Chr. für πλῆρες 'voll'. Umgekehrt begegnet hinwiederum Δεμητριος für Δημήτριος 260 v. Chr. und πυροειδες 'feurig' für das Maskulinum πυροειδής gegen 165 v. Chr. Auf Inschriften mit ihrer amtlich geregelten Schreibweise sind derartige Schnitzer natürlich selten. Immerhin haben wir in Magnesia gegen 190 v. Chr. ein vereinzeltes . . ησομηνα für . . ησομενα. In Athen treffen wir ähnliches erst in der Kaiserzeit. Übrigens hören diese Verwechslungen von ε und η mit dem Übergang des letzteren in *i* auf, weil das erstere *e*-Laut blieb.

Bei ο und ω liegen die Verhältnisse klarer, weil die Klangfarben (att. *ǭ* und *ǫ*) weniger auseinandergingen, so daß heutzutage beide in der Aussprache nicht mehr zu trennen sind. Auf den Papyri beginnt die Verwirrung im dritten Jahrhundert v. Chr. und ist im zweiten häufig. Man trifft da εδοκα für ἔδωκα 'gab', ομνυο für ὀμνύω 'schwöre', αναγογης für ἀναγωγῆς 'des Inseestechens' und umgekehrt των λογον für τῶν λόγων 'der Reden', ferner προτον für πρῶτον 'prīmum' usw. Die Schriftstellertexte von Herkulaneum enthalten nur spärliche Belege. In Magnesia hat bereits eine Inschrift aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. Αρτ]εμιδορο[υ für Ἀρτεμιδώρου und eine aus dem zweiten n. Chr. φιλοδωξως 'ruhmliebend' für φιλόδοξος bzw. φιλοδόξως. Die athenischen Inschriften zeigen seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. eine leichte Unsicherheit, die sich unter den Kaisern ins Häufige steigert.

Ausdrücklich hervorzuheben ist, daß bei diesen Verwechslungen die An- oder Abwesenheit des Tones keine Rolle spielt. Wenn sie in nichtbetonter Silbe zahlreicher sind als in betonter, so kommt dies einfach daher, daß die Zahl der ersteren größer ist als die der letzteren.

Zusammenfassend können wir sagen, daß sich das Gefühl für den Wechsel von Länge und Kürze im Griechischen seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. verliert. Die gebildete Sprache hat sicherlich geraume Zeit Widerstand geleistet. Bei den Byzantinern jedoch war ein völliges Durcheinander eingetreten. Damals strebten die betonten Binnenvokale nach der Längung, die unbetonten nach der Kürzung, und dies ist der gegenwärtig herrschende Zustand.

So hat sich denn eine grundstürzende Umwälzung im ganzen Sprachrhythmus vollzogen, eine Umwälzung, von der uns die Schrift so gut wie nichts ahnen läßt, von der sich die Redenden wohl kaum irgendwelche Rechenschaft gegeben haben und aus der die Verskunst erst lange nach ihrem Abschluß Folgerungen gezogen hat.

Im übrigen haben wir es bei dieser Erscheinung nicht mit einer rein griechischen Besonderheit zu tun. Fast in sämtlichen indogermanischen Sprachen sind die altererbten Gegensätze von Längen und Kürzen mehr oder weniger verschwunden und ist der quantitierende Rhythmus verklungen. Heutzutage gibt uns bloß noch das Lettisch-Litauische und im besonderen das letztere davon eine nur mäßig genaue Vorstellung, und überdies ist der ursprüngliche Stand der Dinge hier durch die Verkürzung der Wortendungen und durch Akzenteinwirkungen gestört. Was dem Griechischen Anspruch auf Beachtung verleiht, ist der Umstand, daß sich der Wandel hier innerhalb eines geschichtlichen Zeitraums vollzieht, in dem wir den Verlauf wo nicht verfolgen, so doch erraten können.

II. Das Digamma und die Anlautbehauchung.

Die Neuerung der griechischen Aussprache, welche die indogermanischen Worte am meisten umgestaltet hat, ist die, welche die Dauerlaute *i̯*, *u̯* und *s* betroffen hat. Keine kennzeichnet das Griechische stärker und eigenartiger.

Der Halbvokal *i̯* (bzw. der stimmhafte Reibelaut *j*) ist schon in vorgeschichtlicher Zeit gänzlich ausgemerzt worden, und kein einziges indogermanisches *i̯* ist im Griechischen in seiner ursprünglichen Gestalt übrig geblieben, wie wir bereits gesehen haben. Anlautend treffen wir ἧπαρ 'Leber' mit rauhem Hauch gegenüber lateinischem *iecur*, und ζυγόν 'Joch' mit ζ (d. i. ursprünglich wohl *zd*) neben lateinischem *iugum*, wobei das lateinische *i* (d. i. *i̯*) sowohl dem griechischen ʽ als dem griechischen ζ entspricht.

Der Halbvokal *u̯* ist standhafter gewesen. Er hat sich in den meisten Dialekten gehalten und eines der Zeichen des phönikischen Alphabets, das Wau, hat dazu herhalten müssen, ihn zu bezeichnen; ihm entspricht das Ϝ. Aber im Jonischen und Attischen ist es vor der geschichtlichen Zeit verstummt, und zwar nach der Trennung beider; das Wort, das in den anderen Mundarten als Ϝεργον auftritt und neben deutsch *Werk* steht, lautet attisch und jonisch ἔργον. Zwischen Vokalen ist das Ϝ auch in den übrigen Dialekten schon sehr früh verklungen und regelmäßig nur

im kyprischen Alphabet bezeichnet, dessen Festlegung alt ist; die Beispiele hierfür sind selten und nach dem vierten Jahrhundert v. Chr. nur sehr spärlich anzutreffen; selbst im Anlaut, wo es sich noch am besten gehalten hat, neigt es in vielen Mundarten zum Verstummen. Auf den dorischen Inschriften in jonischer Nachbarschaft ist es schon nicht mehr geschrieben. Auf Lesbos war es im vierten Jahrhundert v. Chr. verschwunden. Vielleicht läßt sich der Vorgang daraus herleiten, daß das *u̯* stimmlos wurde; ohne Schwingung der Stimmbänder ist es ein sehr schwacher Laut von geringer Kraft der Hervorbringung und begrenzter Hörbarkeit. Wo auf dorischem Gebiete das Ϝ stimmhaft geblieben oder wieder geworden ist, hat es sich gehalten, und z. B. in Sparta scheint es nicht, daß das Anlauts-Ϝ jemals verschwunden sei. Der Zusammensteller der sicherlich in ziemlich später Zeit entstandenen lakonischen Wörtersammlung, von der Hesych zahlreiche Trümmer gerettet hat, bezeichnet Ϝ im Anlaut regelmäßig durch β, d. h. *v*; so ist das altgriechische ϜισϜως, das attische ἴσως 'gleich, vielleicht', dort mit βιωρ wiedergegeben mit Übergang von *s* in *r* am Schluß und von *s* in (dann verstummtes) ʽ zwischen Vokalen. In einem heutigen Dialekt Lakoniens, der durch eine einzigartige Ausnahme einige Reste aus einer alten Mundart bewahrt hat, dem Tsakonischen, spiegelt sich das alte Ϝαρνίον wider als *vanne, vanjúlli* 'Lamm' und zwar mit einem stimmhaften *v* im Anlaut. Die allgemeine Ausbreitung der κοινή hat das Verschwinden des Ϝ auch da zur Folge gehabt, wo man es noch im dritten Jahrhundert v. Chr. sprach, d. h. in einem Teile des Westgriechischen und im Böotischen.

Indogermanisches *s* ist im Anlaut und zunächst auch im Inlaut zu ʽ geworden und dann im letzteren Fall überall, im ersteren teilweise geschwunden, d. h. der rauhe Vokaleinsatz ist dem sanften gewichen (vgl. etwa deutsch *Abend* mit rauhem, *Sonnabend* mit sanftem Vokaleinsatz des *a*). Im Griechischen entspricht ὁ 'der' dem ai. und got. *sa*. Das Attische und die Mehrzahl der Festlandsdialekte haben das anlautende ʽ bewahrt, während das Jonische und auch das Lesbische es frühe verloren und das, was die Attiker als ὁ aussprachen, vielmehr als ὀ herausbrachten.

Dieses Verschwinden des rauhen Anlauts im Jonischen verrät sich im jonischen Alphabet durch Inanspruchnahme des Buchstabenzeichens H, das ursprünglich für ʽ stand und diese Stelle in den italischen Alphabeten, insbesondere dem lateinischen, auch weiterhin einnahm für die Bezeichnung des Vokals η (ę̄), den man anfänglich in der Schrift von ε nicht unterschied. Als das jonische Alphabet von Sprechern angenommen wurde, die wie die Attiker den rauhen Anlaut bewahrt hatten, blieb ein nicht unwesentliches Stück der Rede ohne Bezeichnung, und dies macht den Versuch unmöglich, die Geschichte der Erscheinung mit lückenloser Genauigkeit zu verfolgen. Die Bezeichnung ʽ durch die Alexandriner war zunächst nur bei den Philologen im Gebrauch; die Inschriften und auch die meisten alten Handschriften bedienen sich ihrer nicht. Die Papyri, selbst die schriftstellerischen, wenden die Anlautszeichen nicht regelmäßig an. Jedenfalls hat man den Eindruck, daß das ʽ selbst da, wo es noch besteht, leicht verschwindet; so neigt z. B. das Delphische, das es in den hauptsächlichen Worten beibehält, dazu, es in nebensächlichen fallen zu lassen; aus der großen Labyadeninschrift (gegen 400 v. Chr.) liest man ὁ als alleinstehendes Deutefürwort, dagegen ο als unselbständigen Artikel. In Athen hat es sich trefflich gehalten, wie wir an der Entstehung von οὐθείς sahen. Als das attische Vorbild seit dem Beginn der Ausbreitung der κοινή die Oberhand gewann, haben sich die Leute, die auf gutes Sprechen Wert legten, ohne Zweifel nach Kräften bemüht, den rauhen Anlaut nach athenischem Muster nachzuahmen. Aber jeder Franzose und überhaupt Romane weiß, wie schwer es für Menschen, die ihn nicht in ihrem natürlichen Sprachschatz haben, ist, ihn diesem einzuverleiben, und man darf annehmen, daß die Mehrzahl der kleinasiatischen Griechen ihn in ihrer Alltagssprache niemals wieder herzustellen vermocht hat. Da nun aber ihr Einfluß für die Ausdehnung der κοινή entscheidend war, da das ʽ überdies nicht geschrieben wurde und so die Schrift nicht dahin neigte, zu seiner Erhaltung beizutragen, so kann kein Zweifel darüber obwalten, daß es um die Aussprache des ʽ in einem bedeutenden Teil des κοινή-Gebiets immer mißlich stand. In den Papyri

weist die Art, wie die Konsonanten vor Vokalen mit ʽ-Anlaut geschrieben werden, oft darauf hin, daß die Schreiber sich dessen nicht bewußt waren; so findet man im dritten Jahrhundert v. Chr. κατ εκαστον ʽje einzelnʼ, κατ ημων ʽgegen unsʼ usw. Daneben jedoch bleibt die korrekte Schreibung καϑ εκαστον, καϑ ημων, und soviel ist gewiß, daß der rauhe Anhauch sich bei einem Teile der Griechen lange gehalten hat, bis er endlich verschwand und damit der neugriechische Zustand erreicht wurde. Es ist nicht zu sagen, in welchem Umfange die Ausmerzung des ʽ bei den Stämmen, die es lange bewahrt haben, auf die Rechnung eigener innerer Entwicklung oder aber des stetig anwachsenden Einflusses der κοινή zu setzen ist.

Eine auffällige Tatsache, für die man keine rechte Erklärung weiß, ist die, daß viele Worte, bei denen das ʽ ihrer Abstammung nach keine Stelle hat und das Attische wirklich auch keines aufweist, bei den Griechen, die es überhaupt aussprachen, eines bekommen haben. In der rein dorischen Inschrift von Herakleia vom Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr. findet man da, wo sonst ein Anlauts-ϝ steht, ein Anlauts-ʽ, so in ἵσος ʽgleichʼ, ja sogar in ἅκρος ʽhochʼ, das doch stets vokalisch begonnen hat. Auch die κοινή-Texte behandeln mehrere Worte ähnlich. So liest man auf einem ägyptischen Papyrus von 225 v. Chr. καϑετος ʽjährlichʼ und im ersten Jahrhundert v. Chr. εφαυριον ʽauf morgenʼ, wie schon auf einer attischen Inschrift aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. καϑιδιαν ʽnach eigenerʼ u. a. m. Woher dies stammt, ist in den seltensten Fällen klar; sicherlich spielt das Schwanken herein, das sich daraus ergab, daß ein Teil der Griechen das ʽ sprach und ein anderer nicht. Jedenfalls muß an der Ansicht festgehalten werden, daß diese Aussprache zur Wirklichkeit stimmte, was schon daraus hervorgeht, daß noch im Neugriechischen Spuren davon fortleben, so in Zusammenrückungen wie ἐφέτος, μεϑαύριον (*eféto͏s, meþáwrion*).

Alles in allem genommen, sind ϝ und ʽ im Anlaut schließlich ganz verschwunden, das erstere damals, als sich die κοινή verallgemeinerte, das zweite in einem nicht genau zu bestimmenden Zeitpunkt. Beider Untergang ist das Schlußglied der Entwicklung, die schon in vorgeschicht-

lichen Tagen einsetzte und im Griechischen die fortschreitende Ausmerzung der drei indogermanischen Dauerlaute *i̯, u̯, s* im Anlaut und im zwischenvokalischen Inlaut herbeiführte.

III. Der Dual.

Außer dem Singular und Plural hatte das Indogermanische für die Kasus des Nomens und die Personen des Verbs noch Dualformen. Diese wurden nicht nach Belieben angewandt, sondern der Gebrauch richtete sich streng nach der wirklichen Doppelheit der Personen oder Gegenstände, sei es daß sie von Natur paarweise vereint oder durch Kunst bzw. Zufall so vereint erschienen. Im Indo-Iranischen ist dieser Stand der Dinge noch erhalten, und im Altslavischen tritt er uns gleichfalls noch in voller Unversehrtheit entgegen. Aber mit dem Fortschreiten der Bildung scheint mehr und mehr an Stelle der anschaulichen eine mehr begriffliche Art, die Zahlen zu betrachten, die Oberhand gewonnen zu haben; vor allem ging das Streben dahin, die Einheit allein der Mehrheit entgegenzusetzen. Damit war die allmähliche Ausschaltung des Duals gegeben. Auch das Lateinische hat seit den ersten Texten keine Spur mehr davon erhalten.

Im Griechischen ist die Abwerfung der Zweizahlform in den meisten Siedelländern, deren Entwicklung verhältnismäßig fortgeschritten war, seit Beginn der Überlieferung eine vollendete Tatsache. Das Jonische des sechsten Jahrhunders v. Chr. kennt ihn gar nicht mehr, und ebensowenig ist er in dem Lesbischen des Alkaios und der Sappho vorhanden. Schon bei Homer ist sein Gebrauch eine bloße Altertümelei, und die schwankende und willkürliche, einfach durch die Bequemlichkeit des Dichters bestimmte Anwendung genügt schon an und für sich, um zu beweisen, daß die Verfasser im allgemeinen bereits kein lebendiges Gefühl und keinen Anhalt in ihrer Alltagssprache mehr dafür hatten. Einen Ausgleich hierzu bildet es, daß sich der Dual im länger zurückgebliebenen festländischen Griechenland gut hält. Im Lakonischen, Böotischen und besonders Attischen finden wir ihn bis zum Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr. Ohne Zweifel ist die Verbalendung der 1. Pers. Dual überall früh verschwunden, und nur im Argivischen treffen wir davon eine schwache Spur an. Aber die lebensfähigen Formen halten sich gut, und die Strenge im Gebrauch ist fast ebenso groß wie im Indo-Arischen und Altslavischen. Die attischen Inschriften haben ihn regelmäßig und bis 409 v. Chr. sogar ausnahmslos. Aristophanes, dessen Schöpfungen zwischen 427 und 388 v. Chr. fallen, braucht ihn in geregelter und festbestimmter Weise; auch bei Plato findet er sich noch ziemlich regelmäßig. Wenn ihn die Tragiker nach Laune verwenden und Thukydides ihn meidet, so kommt dies von dem bei diesen Schriftstellern herrschenden jonischen Einschlag her. Dann erlischt er allmählich. Die Redner haben ihn stets mit Zurückhaltung gebraucht, offenbar, weil sie darin eine der künstlerisch gestalteten Ausdrucksweise doch wenig entsprechende Form erblickten. Demosthenes kennt nur noch den Genitiv-Dativ auf -οιν neben δυοῖν ‘zweier’. In den attischen Inschriften erscheint er seit 409 v. Chr. unregelmäßig, und die letzte noch im Gebrauch befindliche Form, die auf -οιν, verschwindet etwa um 329 v. Chr. Unter den Unterschieden, die zwischen Menander und Aristophanes bestehen, ist auch der, daß ersterer den Dual (außer dem von δύο) nicht hat. Epitr. 14 schreibt er δύ᾽ ὀβολούς ‘zwei Obolen’ und Her. 16 δυοῖν χοινίκων ‘zweier Choiniken’; einzig und allein in der Schwurformel νὴ τὼ θεώ ‘bei den beiden Göttinnen’, die man zweimal in den Papyrusbruchstücken liest, ist bei Menander ein kleiner, eben durch die Formelhaftigkeit erklärter Rest übrig. Dieser stimmt mit der wirklichen Sprache überein, wie sich daraus schließen läßt, daß eine attische Inschrift des zweiten Jahrhunderts v. Chr. noch τωι θεωι (= τὼ θεώ) bietet. Darnach geht er so vollständig unter, daß der Dativ δυοῖν (der zu δυεῖν geworden ist) im ersten Jahrhundert v. Chr. in der Mehrzahlform δυσί auftritt, genau so, wie wir im Jonischen seit Herodot δυοῖσι und im Lesbischen δύεσι haben.

Als sich die κοινή ausbreitete, war somit der Dual aus dem Attischen verschwunden, ebenso wie er vor alters aus dem Jonischen verschwunden war, und wahrscheinlich fristete er höchstens vielleicht noch in einigen rückständigen Bauernflecken, die keine Spur von ihrer Mundart hinter-

lassen haben, ein kümmerliches Dasein. Der Gebrauch des Duals bei den Attizisten war nichts als eine völlig belanglose, auf keinerlei sprachlicher Grundlage fußende Spielerei einiger altertümelnder Gelehrten.

IV. Der Optativ.

Nur in zwei indogermanischen Sprachen, den einzigen durch sehr alte Texte bezeugten Zweigen des ganzen Stammes, nämlich im Indo-Iranischen und im Altgriechischen, stoßen wir auf zwei Modi von einander nahestehendem und doch genügend unterschiedenem Sinne, die gemeinsam dem Modus gegenüberstehen, welcher bezeichnet, daß ein Vorgang als wirklich aufgefaßt wird bzw. als wirklich dargestellt werden soll, nämlich dem Indikativ. Näher betrachtet steht es damit so: im Indo-Iranischen werden Konjunktiv und Optativ nur in den ältesten Texten auseinandergehalten; die vedischen haben beide nebeneinander, aber das klassische Sanskrit und die Prakritdialekte kennen nur noch den Optativ. Im Iranischen haben Avesta und Achämenideninschriften den Konjunktiv und Optativ, dagegen das Pehlevi der Sassanidenzeit allein den Konjunktiv. Die später belegten indogermanischen Sprachen bieten nur eine Modalform und eine dem Indikativ entgegengesetzte Modalkategorie; man nennt sie meist Konjunktiv, mag sie nun auf dem indogermanischen Optativ beruhen oder auf den indogermanischen Konjunktiv zurückgehen oder unbekannten Ursprungs sein. Im Lateinischen, wo er zugleich konjunktivische und optativische Bestandteile in sich vereint, haben die ersteren nicht mehr das Gepräge der Aussageweise, sondern der Zeit: *erit* 'wird sein', *leget* 'wird lesen' dienen hier zur Bezeichnung der Zukunft, während anderseits gerade die optativischen Reste wie *sit* 'sei', *velit* 'wolle' konjunktivische Bedeutung erhalten haben. So ist denn der Unterschied beider Modi in den indogermanischen Sprachen unabhängig voneinander verschwunden.

Soweit sie uns bekannt sind, haben wir für die griechischen Dialekte einen Unterschied von Konjunktiv und Optativ anzusetzen. Zwar eignet sich der letztere seiner ganzen Natur nach für den Inschriftengebrauch nicht hervorragend, und die Gelegenheit, ihn hier zu verwenden, ist selten. Da aber, wo er zu erwarten ist, steht er auch, und alle alten Schriftstellertexte verwenden ihn durchgehend. Im Neugriechischen ist nur noch der Konjunktiv übrig, und der Schwund des Optativs ist eine verhältnismäßig alte Erscheinung. Tatsächlich ist der Optativ im Neuen Testament, wo die Möglichkeit, ihn zu verwenden, nicht fehlte, eine Seltenheit, und die meisten Beispiele findet man bei Lukas, der über das größte Maß von schriftstellerischer Kunst verfügt. Der Optativ mit ἄν ist erloschen; es heißt nicht mehr βουλοίμην ἄν 'ich möchte', sondern ἐβουλόμην 'ich wollte', und wenn wir A.-G. 26, 29 lesen εὐξαίμην ἄν τῷ θεῷ, καὶ ἐν ὀλίγῳ καὶ ἐν μεγάλῳ, οὐ μόνου σὲ ἀλλὰ καὶ πάντας τοὺς ἀκούοντάς μου σήμερον γενέσθαι τοιούτους, ὁποῖος κἀγώ εἰμι, παρεκτὸς τῶν δεσμῶν τούτων, so steht dies in einer feierlichen Erklärung, die Paulus vor König Agrippa abgibt. Außerdem findet man den Optativ bei Lukas nur noch in einem abhängigen Satze der Vergangenheit: A.-G. 17, 27 ζητεῖν τὸν θεόν, εἰ ἄρα γε ψηλαφήσειαν αὐτὸν καὶ εὕροιεν. Der einzige Fall, in dem der Optativ bei den neutestamentlichen Schriftstellern und ihren Zeitgenossen noch in lebendigem Sprachgebrauch war, scheint der als Ausdruck des Wunsches zu sein: wir zählen im Neuen Testament 38 Beispiele. Jedoch deutet der Umstand, daß es sich bei 15 von diesen 38 Belegen um μὴ γένοιτο 'möge es nicht geschehen' handelt, eine besonders dem Paulus geläufige Wendung, der sie vierzehnmal anwendet, darauf hin, daß der Optativgebrauch bereits formelhaft erstarrt und im Absterben begriffen war. Die erste Person kommt nur einmal vor, ὀναίμην 'möge ich genießen' Philem. 20; alle anderen fallen der 3. Person zu, und zwar die meisten der des Aorists. Von den 67 Beispielen des Optativs, die man im Neuen Testament aufgespürt hat, gehören bloß 22 dem Präsens an, und von diesen stehen wieder 20 bei Lukas und 2 bei Petrus; auch hier überwiegt der des Aorists weit. Alles in allem ist der Optativ im ersten Jahrhundert v. Chr. in raschem Aussterben begriffen. Einige verlorene Beispiele trifft man noch in den Papyri des zweiten und dritten Jahrhunderts n. Chr. als Ausdruck des Wunsches in halb und halb religiösen Formeln wie χαίροις 'valeas!' oder ἐνσχεθείην τῷ ὅρκῳ 'mög' ich

dem Eid verfallen'; aber dies sind zweifelsohne nur Überlebsel, und man kann daraus nichts für einen freien und geläufigen Optativgebrauch in der lebendigen Rede folgern. Zwischen dem vierten Jahrhundert v. Chr., in dem er eine gewöhnliche und regelmäßig angewandte Form war, und dem ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr. ist der Optativ in fortschreitendem Maße aus dem Gebrauch verschwunden.

Es ist eine fesselnde Aufgabe, an der Hand der Texte dem Erlöschen des Optativs nachzugehen, und es fehlt nicht an eingehenden Untersuchungen über diesen Punkt. Zwar verhalten sich die halb der niederen Volkssprache angehörigen und die Schriftstellertexte verschieden, aber bei zutreffender Deutung stimmen die auf beiden Wegen gewonnenen Ergebnisse doch genügend überein.

Bei Menander ist der Optativ noch am Leben, aber man hat den Eindruck, daß er in der abhängigen Rede der Vergangenheit schon nicht mehr auf ganz festen Füßen stehe. So lesen wir Epitrep. 446:

προςεποιησάμην
οὐχ ἵν' ἀδικήσω τὴν τεκοῦσαν, ἀλλ' ἵνα
κατὰ σχολὴν εὕροιμι, νῦν δ' εὕρηκα.

Perikeir. 44 treffen wir ein ähnliches, jedoch nicht durch das Versmaß bestätigtes Beispiel an:

ἐγὼ γὰρ ἦγον οὐ φύσει
τοιοῦτον ὄντα τοῦτον, ἀρχὴν δ' ἵνα λάβῃ
μηνύσεως τὰ λοιπὰ τοὺς ϑ' αὐτῶν ποτε εὕροιεν.

Bei den späteren Schriftstellern, soweit sie nicht Attizisten sind, geht der Gebrauch des Optativs stark zurück. Man hat die Fälle auf je 100 Seiten attischer Schriftsteller einerseits, in attischer Buch-κοινή schreibender Verfasser anderseits gezählt und dabei erhebliche Unterschiede gefunden. Man vergleiche die Zahlen. Es bieten:

Xenophon	330	
Platon	250	
Strabon	76	
Philon	66	
Polybios	37	
Diodoros der Sizilier	13	Belege.

Bei Polybios stimmt der Gebrauch, wenn auch eingeschränkt, mit dem attischen überein. Desgleichen dient der Optativ mit ἄν dem Ausdrucke der Möglichkeit, jedoch nur noch bei gewissen Verben wie εἰμί 'bin' und βούλομαι 'will'. Dagegen wird er nicht mehr wie im Attischen zur Wiedergabe der gemilderten Behauptung verwandt. Endlich vermeidet ihn Polybios als Ersatz des Konjunktivs in abhängiger Rede der Vergangenheit etwa so, wie ein heutiger gebildeter Franzose der Notwendigkeit aus dem Wege geht, einen Konjunktiv des Imperfekts auszusprechen. Während man bei den alten Geschichtschreibern wie Herodot und Thukydides im untergeordneten Satze auf zwei Konjunktive etwa einen Optativ antrifft, ist das Verhältnis bei Polybios vielmehr 12 : 1. Dazu kommt, daß seltene Optativbildungen wie die des Futurs und Perfekts überhaupt so gut wie verschwunden sind.

Diese merkliche Abnahme des Optativs bei einem Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts v. Chr., dessen Sprache «rein» und unverkennbar buchmäßig ist, läßt auf eine sicher noch erheblich stärkere Abnahme in der Umgangssprache schließen. In den nichtschriftstellerischen Papyri der ptolemäischen Zeit ist er selten. Betrachten wir das Alte Testament und nehmen Abstand von späten, auf schriftstellerische Kunst oder Nachahmung der Attiker abgestimmten Texten von der Art des 4. Buches der Makkabäer, so erweist sich hier der Optativgebrauch zwar weniger vereinzelt als im Neuen Testament, erscheint aber trotzdem sehr abgeschwächt. Aus den abhängigen Nebensätzen ist er fast verschwunden, und die einzige Bedeutung, die uneingeschränkt zugelassen und wirklich geläufig scheint, ist die des Wunsches. Wenn es selbst hier in den Handschriften nicht ohne Schwanken abgeht, so wird man offenbare Verstöße doch den Abschreibern in die Schuhe schieben dürfen. So bietet der Vatikanus Richt. 9, 35 ἐξέλϑῃ . . . πῦρ καὶ καταφάγῃ, und die Nebenlesart des Alexandrinus καταφάγοι zeigt, daß der Konjunktiv durch einen Abschreiber hereingebracht sein kann, der den Optativ nicht mehr kannte, wofern man nicht etwa an noch spätere itazistische Vermischung denken will (beidemal *katafáji*).

Das Zeugnis des Polybios und das des Alten Testaments beweisen durch ihre Übereinstimmung, daß der Optativ zuerst in den Nebensätzen und dann in den Haupt-

sätzen mit dem Sinne der Möglichkeit verschwunden ist. Der der Wunsches dagegen ist länger erhalten geblieben, wie wir am Neuen Testament gesehen haben.

Anderthalb Jahrhunderte nach Polybios verrät sich der Verfall des Optativs, der inzwischen reißende Fortschritte gemacht hat, bei nicht attisch künstelnden Buchschriftstellern auf mannigfache Art.

Der Sizilier Diodoros wendet ihn beinahe nicht mehr an, indem er sich so, ähnlich den zeitgenössischen Verfassern der neutestamentlichen Schriften, an die damals übliche Umgangssprache anschließt.

Im Gegensatz hierzu setzt sich Philon von Alexandrea zum Gebrauche seiner Zeit in Widerspruch und bemüht sich, Optative einzuführen. Demgemäß findet man bei ihm sämtliche attischen Verwendungen wieder, wenn auch in geringerer Anzahl und in künstlicher Weise. So bezeichnet der Optativ eine gemilderte Behauptung, aber der Indikativ des Futurums tritt mit ihm in Wettbewerb: ἴσως τινὲς ὑποτοπήσουσι 'vielleicht werden manche vermuten'. Der Optativ der Möglichkeit findet sich ebenfalls, und zwar manchmal ungeschickt gebraucht; weil sich der Verfasser seines vollen Sinnes nicht mehr bewußt war, stieß es ihm zu, daß er schrieb: ὁ λόγος οὐδὲν ἂν τῶν κατὰ τὰς αἰσθήσεις πάθοι οὐδ' ἔμπαλιν φωνὴν ῥῆξαι δύναιτ' ἂν αἴσθησις. In abhängigen Nebensätzen treffen wir den Optativ im Sinne des Konjunktivs an, aber ebenso bei Gegenwarts- wie bei Vergangenheitszeiten! Alles in allem: Philo gibt sich Mühe, den attischen Gebrauch zu erneuern, aber er verfällt dabei in ein gezwungenes Wesen und schießt Böcke, die den Nachahmer verraten.

Die im eigentlichen Sinne so genannten Attizisten haben sich dem Verzicht auf den Optativ noch stärker widersetzt. Aber der Gebrauch, den sie von ihm machen, entspricht gar nicht mehr dem der lebenden Sprache. Das einzige, was an einem Schriftsteller vom Schlage des Lukian die Teilnahme des Sprachforschers erregen kann, liegt in den Widersprüchen und Schnitzern, die aus jedem künstlichen Gebrauch entspringen.

Man möchte gerne wissen, ob die Ausmerzung des Optativs in den anderen Dialekten außer dem attischen früher oder später erfolgt ist, aber die uns zu Gebot

stehenden Hilfsmittel gestatten uns nicht, diese Frage zu beantworten. Auf einem Fluchtäfelchen von Knidos, das zeitlich nicht genau bestimmbar ist, aber ins vierte oder dritte Jahrhundert fallen muß, liest man και μη τυχη Δαματρος και Κουρας und drei Linien weiter unten μη τυχοι Δαματρος και Κορας. In den delphischen Freilassungsurkunden, die sich von 200 v. Chr. bis 130 n. Chr. erstrecken, haben wir nebeneinander ει δε τις καταδουλιζοιτο und ει δε κα τις καταδουλιζηται und ει δε τις εφαπτοιτο neben ει δε κα τις εφαπτηται. Optativ und Konjunktiv waren gleichwertig geworden, und einer von den beiden mußte verschwinden; doch scheint es, daß in Nordwestgriechenland der Optativ, zumal in Bedingungssätzen, eine besondere Lebenskraft besaß, und vielleicht hat er am frühesten im jonisch-attischen Gebiet an Boden verloren.

Die Ursachen, die im Griechischen zum Verlust des Optativs geführt haben, gehen weit zurück. Die Geschichte aller indogermanischen Sprachen zeigt, daß Konjunktiv und Optativ sich nicht gleichzeitig nebeneinander halten konnten. Im Griechischen ist von vornherein klar, daß die Reihe zu verschwinden an letzterem war. Tatsächlich sind seine Anwendungsgebiete schon seit der vorgeschichtlichen Zeit eingeengt worden.

Im Indo-Iranischen wird der Irrealis durch den Optativ gegeben, ebenso drückt ihn das Gotische durch seinen Vergangenheitskonjunktiv aus, der ein alter Optativ ist, während das Lateinische auf seinen «Konjunktiv des Imperfekts» zurückgreift. Umgekehrt neigt das Griechische dazu, den Irrealis durch einen Vergangenheitsindikativ zu decken, was sich an sich unschwer begreifen läßt und durch Entsprechungen anderwärts, so im Armenischen, noch verständlicher gemacht wird, was aber den Optativgebrauch erheblich einschränkte und eine seiner wichtigsten und hervorstechendsten Anwendungen beseitigte. Die Spuren des Optativs mit irrealem Sinn in den Bedingungssätzen sind selten; besonders im Jonisch-Attischen ist in diesem Fall die Vergangenheitsform mit ἄν zur festen Regel geworden. Im übrigen waren die Unterschiede zwischen den Typen des Bedingungssatzes, nämlich dem Indikativ einer Hauptzeit; Konjunktiv mit ἄν

(κα, κε, κεν); Optativ mit ἄν; Indikativ einer Vergangenheitszeit meist mit ἄν im übergeordneten Satz viel zu zart und zu sehr zugespitzt, als daß sie sich auf die Dauer hätten halten können, besonders in einer Zeit, in der die Mundarten durch ihre Verflechtung mit der Gemeinsprache ihre eigenen Feinheiten einbüßten und das Griechische von Fremden aller Art gesprochen wurde.

Im Indo-Iranischen war der Optativ häufig in Vorschriften. Dieser Gebrauch ist auch im Griechischen nicht ohne Beispiel, wofür das Elische Belege liefert. So lesen wir auf einer Bronzetafel aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr. ζεκα μναις κα αποτινοι ϝεκαστος neben dem Imperativ αποτινετο (= ἀποτινέτω); im vierten Jahrhundert v. Chr. findet sich dies nicht mehr, vielmehr heißt es da αποτινετω διπλασιον. Im Jonisch-Attischen treffen wir diese Verwendung des Optativs im Sinne der Vorschrift nicht an.

Im Indogermanischen genügte der reine Optativ, um die Möglichkeit auszudrücken, und im Griechischen gibt es eine ganze Menge von Beispielen für denselben Gebrauch bis in die geschichtliche Zeit hinein. Jedoch verrät sich eine Abschwächung darin, daß man das Bedürfnis einer Stützung durch die Partikeln ἄν im Jonisch-Attischen, κε(ν), κα in den übrigen Dialekten empfand, die auf dem gesamten griechischen Gebiete erscheinen.

Der Optativ als abhängiger Modus in der Vergangenheit ist eine griechische, schwer zu erklärende Neuerung. Man findet sie bereits bei Homer, wie man bei der Vergleichung beider folgender Verse sieht:

N 229 ὀτρύνεις δὲ καὶ ἄλλον, ὅθι μεθιέντα (ϝ)ίδηαι und
M 268 νείκεον, ὅντινα πάγχυ μάχης μεθιέντα (ϝ)ίδοιεν.

Diese Entwicklung hat den Optativ, jedoch auf Kosten der Einheitlichkeit des Gebrauchs, weiter ausgebreitet.

Nun litt er aber schon vorher an der Unzuträglichkeit, daß er zwei Bedeutungen hatte, die auseinandergegangen waren und die gegenseitige Beziehung eingebüßt hatten, nämlich die des Wunsches und die der Möglichkeit. Die beiden lagen so weit auseinander, daß die eine, wie wir gesehen haben, verschwinden konnte, während sich die andere noch bis zu einem gewissen Grade erhielt.

Soweit man nach den Inschriften urteilen kann, war der Gebrauch des Konjunktivs und Optativs nicht in allen Mundarten derselbe. Wenn es nun nicht allzuschwer ist, gewisse Eigenheiten der Aussprache, z. B. die Vertauschung eines ᾱ mit η (ā mit ǟ), nachzuahmen und fremde Wörter zu entlehnen, so macht es anderseits immer viel Mühe, sich von der Art loszumachen, in der man von Jugend auf seine Sätze bilden gelernt hat; indem die verschiedenen Griechen die jonisch-attische Mundart wiedergaben, mußten sie sich häufig im Gebrauch der Modi irren, was wiederum unausbleiblich zur Aufhebung des gleichzeitigen Gebrauchs von Konjunktiv und Optativ beitrug. Auch die Fremden, welche die κοινή sprachen, mußten sich schwer abmühen, um die Modi richtig herauszubekommen.

Was die homerischen Gedichte angeht, so scheint es, als ob Konjunktiv und Optativ etwa gleich häufig gebraucht seien. Bei den Attikern dagegen ist der Konjunktiv merklich zahlreicher vertreten als der Optativ. Die Möglichkeit wird am Ende deutlicher und kräftiger durch ein besonderes Hilfszeitwort ausgedrückt als durch eine bloße grammatische Form. Da aber das Griechische den Optativ der Möglichkeit stärker ausgebildet hatte und der des Wunsches nur eine begrenzte Rolle spielte, so begreift man leicht, daß sich der Ansatz zum Untergang des Optativs schon vor der geschichtlichen Zeit zeigt.

Der Grund für die bessere Erhaltung des Konjunktivs lag in dem Umstande, daß er seinen natürlichen Platz in gewissen Nebensatztypen hatte, während er im Hauptsatz allerdings nur schwach vertreten war. Umgekehrt hatte der Optativ sein eigentliches Feld in den Hauptsätzen, wo er zarte Abtönungen wiedergab, ohne daß er doch für den Gesamtbauplan der Sprache eine wesentliche Bedeutung gehabt hätte.

V. Ausmerzung der Unregelmäßigkeiten des Zeitworts.

Wie sich aus Homer ersehen läßt und auch im Attischen noch beobachtet werden kann, bewahrt das griechische Verb einen großen Teil der verwickelten Erscheinungen, die sein indogermanisches Urbild kennzeichneten. Als sich aber im Griechischen regelmäßige Abwandlungen

abgeleiteter Zeitwörter gebildet hatten, ein Vorgang, der schon vor die Entstehung der ersten Texte fällt, entsprachen diese Verzwicktheiten nicht mehr wie im Indogermanischen den Durchschnittstypen, sondern stellten sich als bloße Abweichungen dar, die zum Aussterben bestimmt waren.

Schon das Jonische des sechsten und fünften Jahrhunderts v. Chr. hatte mehr als eine dieser notwendigen Vereinfachungen vorgenommen, die im Attischen zwei Jahrhunderte später erfolgten; es ist manchmal nicht leicht zu sagen, ob eine solche κοινή-Form eine jonische Entlehnung oder eine natürliche Weiterbildung attischer Formen ist. Im übrigen ist es auch müßig, diese Frage aufzuwerfen, nicht bloß, weil sie nicht lösbar ist, sondern auch deshalb, weil da, wo eine Form tatsächlich dem Jonischen entlehnt wurde, in letzter Linie die Unregelmäßigkeit des Attischen den bestimmenden Grund für das Durchdringen dieser Form in den Ländern jonischer Mundart und ihre Verbreitung anderwärts abgab.

Der Gegensatz eines Sing. Akt. ἔδωκα 'ich gab', ἔθηκα 'ich setzte', ἧκα 'ich sandte' und eines Plur. ἔδομεν 'wir gaben', ἔθεμεν 'wir setzten', εἷμεν (= '*ẹ̄mĕn*) 'wir sandten' nebst dem Med. ἐδόμην 'ich gab für mich', ἐθέμην 'ich setzte für mich', εἵμην 'ich sandte für mich' scheint in alter Zeit allgemein griechisch gewesen zu sein. Es ist der homerische und der klassisch-attische Gebrauch; alte dorische Inschriften kennen noch die zugehörige dritte Pers. Plur. εδον 'sie gaben', εθεν 'sie setzten'. Aber frühe macht sich das Streben nach Aufhebung dieser Regelwidrigkeit bemerkbar. Schon bei Homer haben wir an die Einzahl angeglichene Formen wie ἔθηκαν 'sie setzten'. Im Jonischen begegnet uns zu Keos und Milet noch ανεθεσαν 'sie weihten', aber den gewöhnlichen Typ stellen bereits ἐθήκαμεν 'wir setzten', ἔθηκαν 'sie setzten' dar, sowie im Medium ἐθήκατο 'er setzte für sich'. Diesen Stand der Dinge treffen wir in Herodottexten, und unzweifelhaft ist es der Einfluß des Jonischen, dem das Vorkommen von ἔθηκαν auf einer altertümlichen athenischen Inschrift aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr. zuzuschreiben ist, während das Attische sonst überwiegend ἔθεσαν aufweist oder im vorliegenden Fall, in dem es sich um eine Zweiheit handelt, ἐθέτην 'die beiden

setzten'. Gleichfalls jonischer Einwirkung entspringen ἀφῆκαν 'sie ließen los', παρῆκαν 'sie ließen vorbei' u. ä. bei den Tragikern und Thukydides. Auf den attischen Inschriften ist der Wechsel von ἔθεσαν und ἔθηκαν bis 385 v. Chr. regelmäßig; von 385—300 v. Chr. hat ἔθηκαν die Oberhand und von 300—30 v. Chr. herrscht es allein. Die rein attischen Schriftsteller gebrauchten ἔθεμεν usw., bei Menander aber lesen wir nur noch ἐξεδώκατε 'ihr gabt heraus', ἔθηκαν 'sie setzten', ἀφήκατε 'ihr ließt los'. In den übrigen Mundarten können wir eine ähnliche Bewegung feststellen; so kennen die lesbischen und thessalischen Inschriften bloß ἔθηκαν, und in den dorischen liegt es wenigstens vor. Auch die gesamte Umgangssprache zu Beginn des dritten Jahrhunderts v. Chr. bietet nur noch den Typ ἐθήκαμεν, ἔθηκαν; man findet es auf den Papyri der Ptolemäerzeit, in den Inschriften von Magnesia, im Alten und Neuen Testament. Trotzdem bewahrt die schriftstellerische Überlieferung Spuren der alten attischen Form. Die herkulaneischen Rollen haben εδοσαν 'sie gaben' neben εδωκαμεν 'wir gaben'. Strabo schwankt zwischen ἔδοσαν, ἔθεσαν und ἔδωκαν, ἔθηκαν, und selbst der Evangelist Lukas hat in der recht hochsprachlich gehaltenen Einleitung I, 2 παρέδοσαν 'sie übergaben'. Die Attizisten haben zugleich die κοινή-Form ἐδώκαμεν und die andere, welche ihnen ihre grammatischen Handbücher als attisch angaben, nämlich ἔδομεν.

All das konnte freilich nicht verhindern, daß sich ein erhebliches Maß von Unregelmäßigkeit fortpflanzte; der κα-Typus bestand nur im Indikativ, während man für alle anderen Modi und Formen die starke Beugung beibehielt. Auch beschränkte sich die Bildung auf -κα auf drei Aoriste, nämlich ἔδωκα, ἧκα, ἔθηκα. In der Kaiserzeit kam eine weitere Form auf, die auf sehr einfache Weise regelmäßig zugestutzt worden ist, nämlich ἔδωσα, ἀφῆσα, ἔθησα. Aber diese Zeitwörter saßen so fest, daß die unregelmäßige Bildung trotzdem fortlebte; noch die Kirchenväter schreiben ἐδώκαμεν usf., und das Neugriechische hat zugleich ἔδωκα, ἀφῆκα (ἄφηκα = *áfika*) und ἔδωσα, ἄφησα (= *áfißa*). Im Konjunktiv vermochte die Bildung auf -κα nicht durchzudringen, und selbst da, wo der Indikativ ἄφηκα lautet, treffen wir in der Regel ἀφήσω

(= *afiſſo*) (zu ἄφησα) an. Das gegenwärtige Lesbische, das übrigens in keinerlei unmittelbarem Zusammenhang mit dem Altlesbischen steht, bietet *áfika* und *áfſſa*, das Epirotische *áfka*, aber im Imperativ *áfſſi*.

Das alte Präsens-Perfekt ohne Doppelung ϝοῖδα 'ich weiß' hatte im Griechischen eine höchst altertümliche Abwandlung bewahrt: ϝοῖδα, ϝοῖσθα, ϝοῖδε, ϝίδμεν, ϝίστε, ϝίσαντι, ϝίστον. Sie erscheint bei Homer noch unangetastet, auch das Attische hat sie erhalten, wobei in der 1. Pers. Plur. anstatt ϝίδμεν (nach ἴστε, ἴσᾱσι, ἴστον) ἴσμεν eingetreten ist. Schon das Jonische zu Herodots Zeiten aber wandelte ab οἶδα, οἶδας, οἶδε, οἴδαμεν, οἴδατε, οἴδασι. In Athen lautete die 2. Pers. Sing. οἶσθα. Dies klang zu fremd und undeutlich. Deshalb hat man es zwar nicht gleich ausgestoßen und sich zuerst mit der Kennzeichnung der zweiten Person durch ein -ς begnügt, so daß wir οἶσθας in der mittleren Komödie und bei Menander finden. Aber diese wunderliche Form ist bloß eine Übergangsstufe und von kurzer Lebensdauer. Die κοινή kennt nur die regelrechte Beugung οἶδα, οἶδας, οἶδε, οἴδαμεν, οἴδατε, οἴδασι, d. h. sie ist auch hier dem jonischen Muster gefolgt. Wie wir gesehen haben, wird in Sizilien die Schwierigkeit anders gelöst, und zwar so, daß auf Grund der 3. Pers. Plur. ἴσαντι eine Abwandlung ἴσᾱμι geschaffen wurde, die augenscheinlich hie und da sogar in der κοινή zum Durchbruch gelangt ist.

Entsprechende Abänderungen bietet das Imperfekt von εἰμί 'bin'. Die 2. Pers. Sing. Impf. ἦσθα 'du warst', welche die des Attischen ist, litt an derselben Unzuträglichkeit wie οἶσθα 'du weißt'; daher hat man auch bei ihr durch Anhängung eines -ς helfen wollen, wie sich an ἦσθας bei Menander verrät. Aber diese Neuerung ist nicht durchgedrungen, und man hat auf das einfachere nichtattische ἦς zurückgegriffen; jedoch ist ἦσθα noch die gewöhnliche Form des Alten Testaments und tritt vereinzelt im Neuen auf. Die attische Beugung hatte noch einen weiteren Mißstand; die 1. Pers. Sing. Impf. ἦν 'ich war' floß mit der 3. ἦν 'er war' zusammen; dies hat zusammen wohl mit der Einwirkung des medialen Futurs ἔσομαι 'ich werde sein' zu der Schöpfung eines Mediums ἤμην geführt. Menander hat noch ausschließlich ἦν. Aber

die ptolemäischen Papyri, das Alte und das Neue Testament bieten ἤμην, das offenbar im dritten Jahrhundert v. Chr. die übliche κοινή-Form war; viel später hat diese eine 2. Person ἦσο nach sich gezogen, und der ganze Vorgang hat schließlich weitgreifende Folgen gehabt, insofern z. B. im Delphischen auch das Präsens in die mediale Abwandlung εἶμαι übergeführt worden ist, in der wir es heute im Neugriechischen (*íme*) vorfinden.

Wie überall im Indogermanischen neigen auch im Griechischen die Verben auf -μι dazu, hinter der Bildung auf -ō zurückzutreten. So verschwindet der Typus δείκνῡ-μι 'ich zeige' gegenüber dem Typus δεικνύω. Schon Menander hat ἀπολλύει 'er vernichtet' und ὀμνύω, wenn er daneben auch noch ἐξόλλῡσι braucht. Der Ausgangspunkt der Neuerung liegt in der 3. Pers. Plur. δεικνύουσι, die mindestens ebenso alt, wo nicht älter ist als δεικνύᾱσι; in der 3. Pers. Plur. Impf. treffen wir von Verben wie ὄμνῡμι 'schwöre' bereits bei Homer nur Formen wie ὤμνῡον.

Das Präsens ἵστημι 'stelle' strebt darnach, in ἱστῶ oder ἱστάνω überzugehen. Diese Formen hat man auf den ptolemäischen Papyri und im Alten Testament, wo indes ἵστημι noch fortlebt. Polybios braucht Formen von ἵστημι und ἱστάνω nach Bequemlichkeit, insbesondere unter dem Gesichtspunkt der Hiatusvermeidung. Anderseits ist nach dem intransitiven Präsens-Perfekt ἕστηκα 'ich stehe' ein στήκω gebildet worden, das man zwar nicht auf den Ptolemäerpapyri und mit unanfechtbarer Sicherheit auch nicht im Alten, wohl aber im Neuen Testament und vorher bei Polybios findet. Die Neugriechen haben στήκω und στέκω (*ſtíko* und *ſtéko*).

Der Aorist ἤγαγον 'führte' von ἄγω 'führe' zeigt eine sehr eigenartige Bildung, die man ziemlich früh als störend empfand. In der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. hat der Dichter und Tonsetzer Timotheos einem Phryger, den er griechisch radebrechen läßt, ein regelrecht gestaltetes ἦξε in den Mund gelegt. Diese Form, die damals sicherlich noch den Eindruck einer Ungeheuerlichkeit machte, liest man auf einem Papyrus aus dem Jahre 112 v. Chr. und im Neuen Testament, und seit dem zweiten Jahrhundert n. Chr. wird sie die übliche. Eine weitere, von der alten Bildung weniger weit abliegende

haben wir in ἀγαγῆσαι auf den Papyri des zweiten Jahrhunderts v. Chr. und lange weiterhin. So hat man etwa in derselben Zeit in zwei verschiedenen Richtungen einen Ausweg aus der in ἤγαγον liegenden Schwierigkeit gesucht.

Eine der Merkwürdigkeiten der κοινή ist die Entwicklung des Aoristes auf -θην. Dieser ist erst eine griechische Bildung, die dazu diente, den Verben, die keinen Passiv-Aorist auf -ην hatten, einen Ersatz zu schaffen. Das klassische Attisch hat ihn ganz überwiegend dem Passiv vorbehalten. Anderwärts ist er besonders in solche Verben eingedrungen, die nur mediale Endungen haben. So bietet das Attische neben γενήσομαι 'ich werde werden' und γεγένημαι 'ich bin geworden' sein ἐγενόμην 'ich ward'. Dagegen treffen wir im Westgriechischen bei Epicharm und Archytas sowie im Jonischen des Hippokrates ἐγενήθην, 'ich wurde', das sich in Athen bei dem Komiker Philemon, dem Zeitgenossen Menanders, findet. Häufig ist es auf den ptolemäischen Papyri, bei Polybios, bei Arrian und im Neuen Testament. Ebenso erhält sich ἀπεκρῑνάμην 'ich erwiderte' als Aorist zu ἀποκρῑ́νομαι im Attischen bis auf Menander, das Alte und das Neue Testament dagegen haben ἀπεκρίθην. Diese Ausdehnung von -θην bezeugt die Lebenskraft der Passivbildung auf -θην, die sich tatsächlich auch im Neugriechischen gehalten hat, indem sie ein dem Perfekt entlehntes -κα anfügte, so daß eine Endung -θηκα, d. h. *-þika* (mit einem Konjunktiv auf -θῶ = *-þo*) entstand.

VI. Die Verbalendung -σαν.

Zur Kennzeichnung der 3. Pers. Plur. der Nebenzeiten hat das Griechische ein aus indogermanischem **-nt* entstandenes -ν überkommen gehabt. Sie hatte drei Mängel. Einmal fiel sie mit der 1. Pers. Sing. zusammen; sodann war sie um eine Silbe kürzer als die der 1. und 2. Pers. Plur., und endlich war sie zur Wiedergabe einer grammatischen Form überhaupt reichlich schwach und körperlos: ἔλειπον hieß zugleich 'ich ließ' und 'sie ließen', stimmte aber in der letzteren Bedeutung schlecht mit den längeren Formen ἐλείπομεν 'wir ließen', ἐλείπετε 'ihr ließt' zusammen. Während sich bei den Verben auf -ω die Formen wie ἔλειπον 'sie ließen' wegen ihrer größeren

Häufigkeit und demgemäß festeren Verankerung im Gedächtnis lange erhielten, hat im Jonisch-Attischen der auf -μι schon sehr frühe, d. h. vor dem Auftreten der ersten Texte, eine andere, in ihren Ursprüngen nicht ganz klare Endung entwickelt. An Stelle von ἔθεν 'sie setzten', das sich z. B. im Arkadischen findet, von ἔφανεν 'sie erschienen', das bei Homer häufig ist, treffen wir schon seit Beginn der Überlieferung ἔθεσαν, ἐτίθεσαν, ἐφάνησαν, ἔφασαν, ἔδοσαν, ἐδίδοσαν u. a. m. Dabei ist man dann lange geblieben.

Zuerst kam es beim Imperativ zu einer Erweiterung. Das Altattische hatte ὄντων *suntō*, φερόντων *feruntō* u. ä. Am Beginn des dritten Jahrhunderts v. Chr. erscheinen auf attischen Inschriften Formen wie ἀποτινέτωσαν 'sie sollen büßen', die dann bald allein das Feld erobern. Zweifellos waren sie bereits vorher im Gebrauch, denn Euripides hat ἴτωσαν 'sie sollen gehen', ἔστωσαν 'sie sollen sein'. Bei Prosaikern wie Thukydides und Xenophon ist die Befundaufnahme unsicher, weil hier das Versmaß nicht als Gewähr auftritt.

Im zweiten Jahrhundert v. Chr. breitet sich -σαν häufig auch in der Abwandlung der -ω-Verben aus; die ägyptischen Papyri bieten u. a. ελαμβανοσαν 'sie nahmen', ηλθοσαν 'sie gingen', und im Alten Testament finden wir nicht selten ἐλέγοσαν 'sie sagten', ἤλθοσαν 'sie gingen'. Etwa gleichzeitig begegnet uns auf den pergamenischen Inschriften εσχοσαν 'sie erhielten', in Magnesia κατωικουσαν 'sie bewohnten', auf Chalkis ηξιουσαν, auf Delos παρελαβοσαν 'sie übernahmen' usw. Athen jedoch bleibt hiervon unberührt. Dialektinschriften bieten ähnliches; böotisch ist ελαβοσαν 'sie nahmen', delphisch der Optativ αντιλεγοισαν 'sie mögen widersprechen', auch dies beides ungefähr in derselben Zeit. So haben wir es hier mit einer starken Neigung zu tun, die aber doch nicht stark genug war, um die Bildung auf -ον einfach auszutreiben; ἐλάμβανον, ἔλαβον blieben die Formen des Neuen Testamentes, und bei den nichtendungsbetonten (d. h. den nichtzusammengezogenen) Verben auf -ω haben die Formen auf -οσαν nicht die Oberhand gewonnen, sind dagegen in den auf der Endung betonten (d. h. den alten zusammengezogenen) Verben durchgedrungen; die 3. Pers.

Plur. von (ἐ)ρωτῶ lautet (ἐ)ρωτοῦσαν(ε) ʽsie fragtenʼ, und zwar geht die gesamte Abwandlung dieses Imperfekts nach dem Typ (ἐ)ρωτοῦσα, (ἐ)ρωτοῦσες usf. Darnach ist es klar, daß die Ausbreitung von -σαν, für welche die Papyri Zeugnis ablegen, für die Sprachentwicklung folgenreich gewesen ist.

Der Ausgangspunkt der Bildung auf -σαν ist der Aorist auf -σα; er hat dann allen Vergangenheitszeiten zum Muster gedient. Bei den Unregelmäßigen verdrängt das von -σα bezogene -α frühe das ursprüngliche -ον, und wie wir oben gesehen haben, erscheint εἶπα ʽich sagteʼ sehr bald neben εἶπον. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. lesen wir auf einem ägyptischen Papyrus eine 3. Pers. Plur. Impf. ὕβριζαν ʽsie freveltenʼ, und seit derselben Zeit findet sich ein Perfekt εἴληφαν ʽsie haben genommenʼ, anstatt εἰλήφασι. Im Neugriechischen hat der -α-Aorist eine entscheidende Rolle gespielt; so lautet die 3. Pers. Plur. Impf. von δένω (*déno*) ʽbindeʼ ἔδεναν (*édenan*) und die Abwandlung geht also vor sich: ἔδενα ʽich bandʼ, ἔδενες, ἔδενε, ἐδέναμε, ἐδένατε (oder *ἐδένετε), ἔδεναν, entsprechend der des Aorist ἔδεσα, ἔδεσες, ἔδεσε, ἐδέσαμε usw.

Die Richtung, die hier das Neugriechische eingeschlagen hat, tritt schon sehr früh zutage, was freilich nicht hinderte, daß die Formen auf -ον in der 3. Pers. Plur. der Vergangenheitszeiten sich während des ganzen Altertums erhielten und so die Macht der Überlieferung bezeugten.

VII. Die unregelmäßigen Nominalformen.

Ebenso wie die Abwandlung des Zeitwortes strebt die des Haupt- und Eigenschaftswortes zur Vereinfachung auf Typen, die durch bestimmte Vokale klar gekennzeichnet sind: so tritt ein Typus auf -ος, einer auf -ᾱ (-η) usw. heraus.

Die unregelmäßigen Worte sind auf dem Wege des Aussterbens. So ist υἱύς ʽSohnʼ frühe durch υἱός ersetzt worden. Schon Herodot braucht dieses regelmäßig, ausgenommen den Akk. Plur. υἱέας IV, 84. Im Attischen hält sich, wie zu erwarten ist, υἱύς länger; seit 350 v. Chr. aber ist auch hier υἱός die einzige inschriftlich nachgewiesene Form, die dann natürlich auch die der κοινή bleibt. Im übrigen

mag hier das Bestreben mitgewirkt haben, naheliegende Verwechslungen mit ὗς ʽSchweinʼ zu verhüten. Mit dem Verstummen des rauhen Vokaleinsatzes ʽ und dem Übergang von *ŏi̯* in *ü* geriet dieses selbst in Gefahr, mit οἶς ʽSchafʼ zusammenzurinnen, der dann auch dadurch vorgebeugt wurde, daß man für letzteres πρόβατον oder προβάτιον eintreten ließ, das lautlich betrachtet handfester war und den Vorzug der Regelmäigkeit hatte. Es steht schon bei Menander, der es seinen Bauern in den Mund legt, ferner in den ptolemäischen Papyri und den κοινή-Inschriften, sowie ausnahmslos im Neuen Testament. Desgleichen sind der Gen. ἀρνός ʽLammesʼ und der Akk. ἄρνα ʽLammʼ durch regelrecht abgewandelte Formen von ἀμνός und ἀρνίον ersetzt; das Alte Testament kennt sie nur noch vereinzelt und das Neue überhaupt nicht mehr; ὄρνις ʽVogelʼ, dessen Abwandlung auf *t*-Laut ὄρνιθος usw. aus dem Nominativ nicht zu erkennen war und das im übrigen in einem anderen Teile Griechenlands einer anderen (dorischen) Beugung auf *k*-Laut folgte (ὄρνιξ, ὄρνιχος), scheint sich auf dem Lande gehalten zu haben in dem eingeengten Sinne von ʽHenneʼ; Luk. 13, 34 (wo freilich sehr alte Handschriften ὄρνιξ bieten, wie sich denn auch heute im Kappadokischen ὀρνιχ- behauptet hat) steht es bereits in dieser Bedeutung, die sich unter der (Akkusativ-)Form ὄρνιθα aufs Neugriechische fortgeerbt hat. Zur Bezeichnung des Begriffes ʽVogelʼ hat man auf ὄρνεον zurückgegriffen, das schon auf einem Papyrus des dritten Jahrhunderts v. Chr. auftritt; der übliche Ausdruck aber ist πετεινόν.

Besser hat sich ναῦς ʽSchiffʼ hindurchgerettet. Es findet sich häufig bei Menander und dann noch in den Papyri der Ptolemäerzeit und im Alten Testament. Dann aber tritt es zurück, und das Neue Testament kennt ausschließlich πλοῖον.

Der Komparativ auf -ιων büßt die ursprünglich sigmatischen Bildungen auf -ους und -ω erst im zweiten Jahrhundert v. Chr. ein, dann sind diese Formen noch im Alten Testament zu finden. Die Schriftsprache schwankt im Akk. Sing. seitdem zwischen -ονα und -ω. Bald aber verschwinden die unregelmäßigen Komparativabwandlungen und ganz besonders Steigerungen wie θᾶττων ʽschnellerʼ nebst den Superlativen auf -ιστος. Schon im Attischen

waren sie altertümlich gewesen, und nur einige besonders gebräuchliche und im Gedächtnis der Redenden besonders festgewurzelte, wie ἥττων 'schwächer', θᾶττων 'schneller', konnten sich durch eigene Gunst der Umstände halten. Bei anderen spielten außergewöhnliche Gründe mit: so klang dem Ohre ἐχθίων 'feindlicher' besser als ἐχθρότερος, weil in diesem zwei ρ unmittelbar aufeinander folgten. Mit der Zeit aber werden diese Formen seltener. So hatte sich ῥᾴων 'leichter' im Attischen erhalten, Polybios aber sagt ῥᾳδιέστερος, ja selbst die Attizisten vermögen sich dieser Ausdehnung der geläufigen Bildung auf -έστερος nicht zu entziehen. Im übrigen geht die Richtung des Komparativs auf fortschreitende Abnahme hin; in den ägyptischen Papyri ist er nicht häufig und im Ev. Joh. 1, 15 liest man πρῶτός μου, ebenso wie 15, 18 πρῶτον ὑμῶν, wo man nach klassischem Gebrauch πρότερος, πρότερον erwarten würde.

Nach alledem ist es klar, daß sich seit der Zeit, da das attische Griechisch im Munde von Joniern und Fremden die gemeinsame Bildungssprache eines ganzen großen Gebiets wird, alsbald eine Umwandlung beobachten läßt. Die Bewegung läßt sich zwar an der Hand der Schrifttexte nicht ins einzelne verfolgen. Sie vollzieht sich aber trotzdem, und die etwa zwischen dem vierten Jahrhundert vor und dem neunten Jahrhundert n. Chr. eingetretenen Veränderungen sind von einschneidender Bedeutung.

In der Beugung des Zeitwortes hat sich das Medium lange gehalten; aber es gehört doch zu den Eigentümlichkeiten des indogermanischen Verbalbaues, die völligem Aussterben entgegengehen. Nur die am frühesten bezeugten Zweige wie das klassische Griechisch und die alten indogermanischen Texte bieten noch den ursprünglichen Zustand. Andere, wie das Lateinische, das Altirische und das Gotische, enthalten wenigstens erhebliche Reste. Trotzdem bewegt sich das Medium auf der absteigenden Linie. Den griechisch-sprechenden Fremden machte es von Anfang an Schwierigkeiten, so daß z. B. der Dichter Timotheos im vierten Jahrhundert v. Chr. seinem ins Lächerliche gezogenen Phryger die Unformen

ἔρχω (für ἔρχομαι 'gehe') und κάθω (für κάθημαι 'sitze') in den Mund legt.

Ebenso schwindet das Perfektum, das in Sizilien nach Ausweis z. B. des von Theokrit seiner Syrakusanerin geliehenen δεδοίκω 'fürchte' schon frühe in die Biegung des Präsens übergetreten war. Als das einzige, was davon übriggeblieben ist, können wir das Part. Perf. Pass. auf -μένος ohne Doppelung anführen: γραμμένος 'geschrieben' ist heute der gesamte Rest des gesamten Perfektums von γράφω 'schreibe'. Es steht fest, daß schon im neunten Jahrhundert n. Chr. die Bedeutung von γέγραφα 'habe geschrieben' nicht mehr gefühlt wurde, und die slavischen Übersetzer, die in ihren Sprachen ein Mittel besaßen, die feine Abtönung zwischen Aorist und Perfekt zu bezeichnen, nehmen auf den Unterschied von ἔλιπον 'verließ' und λέλοιπα 'habe verlassen' keine Rücksicht.

Beim Nomen verschwand die konsonantische Biegung völlig. Der Akkusativ auf -α wurde durch Hinzufügung des für die vokalische Abwandlung kennzeichnenden -ν zu -αν, so daß wir an Stelle von γέροντα 'einen Greis' vielmehr γέρονταν erhalten. War diese Bildung einmal geschaffen, deren Anfänge, wie wir oben gesehen haben, schon in die vorchristliche Zeit fielen, so ergab sich die nominativische Rückbildung γέροντας von selbst, so daß die konsonantische Biegung nur noch in den Mehrzahlformen γέροντες, γέροντας übrigblieb. Dazu kommt, daß sich eine große Anzahl von Hauptwörtern an die durch λόγος 'Wort' vertretene Bildungsweise angeschlossen hat; infolgedessen lautete die Mehrzahl von γείτονας (*jítonas*) 'Nachbar', das für das alte γείτων (*gḗitǭn*, *gḗtǭn*) eingetreten war, nunmehr γειτόνοι (*jitóni*), γειτόνους (*jitónus*). Umgekehrt hat sich die Endung -ες über die Worte auf -της ausgedehnt, so daß κλέφτης (*kléftis*) 'Dieb' die Mehrzahl κλέφτες (*kléftes*) 'Diebe' hat.

Zusammenfassend dürfen wir sagen, daß das Vorhandensein einer bis ins einzelne festgelegten Schriftsprache in den geschriebenen Texten die Entwicklung hintanzuhalten vermocht hat. Jedenfalls ist sie dadurch eine Zeitlang verlangsamt worden, besonders in den Kreisen der Gebildeten und durch die von diesen ausgehende Rückwirkung in den breiten Schichten der Sprechenden

überhaupt. Aber das Griechische bietet Neuerungen von derselben Art wie die, welche man in den am wenigsten ausgebildeten indogermanischen Sprachen beobachten kann, und schließlich erscheinen sie durchschnittlich nicht später als sonstwo. Gegen das neunte Jahrhundert n. Chr. war das Griechische nicht merklich unentwickelter als die germanischen oder romanischen Dialekte, ja in manchen Punkten war es weiter fortgeschritten als das Slavische und das Baltische derselben Zeitspanne. Der Fall ist lehrreich: er zeigt, daß sich die erhaltende Kraft der Schrift im wesentlichen auf die Schriftsprache beschränkte und daß sie den Werdegang der Umgangssprache zwar in manchen Punkten stören, nicht aber aufhalten, ja kaum erheblich verzögern konnte.

Wenn der altgriechische Formenbestand in seinen wesentlichen Zügen während des ganzen Altertums und in bedeutenden Resten bis heute fortlebt, so kommt dies daher, daß das Wortende keinen tiefgehenden Veränderungen ausgesetzt gewesen ist. In den meisten indogermanischen Sprachen führt der Fortschritt der Entwicklung zu einem fast vollkommenen Untergang der Endsilbenvokale: so wird lat. *ūnum* (urspr. **oi̯nom*) zu franz. *un*, german. **ainaz* zu nhd. *ein*. Das Griechische hat niemals einen Stärketon besessen, der solche Verstümmelungen am Schlusse des Wortes begünstigt hätte; infolgedessen sind auch die für diese Stelle wesentlichen Kennzeichen niemals verschwunden. Daher ist es zu verstehen, daß bis heute im Neugriechischen eine indikativische Abwandlung βλέπω, βλέπεις, βλέπει 'ich sehe' usw. und eine konjunktivische νὰ βλέπω, νὰ βλέπῃς, πὰ βλέπῃ 'daß ich sehe' usw. (lautlich beide = *vlépo, vlépis, vlépi*), sowie eine aoristische ἔγραψα, ἔγραψε (= *éjrapßa* 'ich schrieb', *éjrapße* 'er schrieb') fortbestehen. Desgleichen treffen wir in der Biegung des Haupt- und Eigenschaftswortes jetzt noch φίλος, φίλου, φίλο (als Fortsetzung von φίλον), φίλε 'Freund' usw. und in der Mehrzahl φίλοι, φίλους (d. h. *fílos, fílu, fílo, fíle, fíli, fílus*), im Femininum μέρα, μέρας 'Tag', im Neutrum ξύλο, ξύλου (*kßílo, kßílu*) 'Holz', mit der Mehrzahl ξύλα (*kßíla*). Demnach hat sich die griechische Formenlehre fortwährend vereinfacht, ohne daß man das Bedürfnis eines Neubaues vom Grundstein bis zum Dachgiebel empfunden hätte, ein Bedürfnis, wie es sich im Volkslatein etwa beim Übergang zum Französischen zeigt.

Man hat jedoch keinen Grund anzunehmen, daß diese Erhaltung der Endsilben, die so wichtige Folgen zeitigte, einem Einflusse der Schriftsprache zu danken gewesen wäre; vielmehr hängt sie mit dem innersten Wesen der Aussprache selbst zusammen, die einer starken Abschwächung der Endsilben abgeneigt war. Zwar haben diese wie überall, so auch im Griechischen eine gewisse Hinneigung, sich abzuschwächen: beispielsweise ist das Schluß-ν verstummt, so daß es heute ξύλο anstatt des alten ξύλον heißt, und der neugriechische Akzent bewirkt im Wortauslaut nicht Vokallängung wie im Inlaut. Aber diese verhältnismäßige Schwäche der Endung, die keine Stütze in einem beständig am Anlaut oder an einer anderen Silbe haftenden Akzent hatte, hat nicht zu schließlicher Zerstörung der Endungen geführt. Hieraus erklärt sich die Tatsache, daß die Griechen an keinem Punkte der Sprachentwicklung das Gefühl gehabt haben, vom Altgriechischen ins Neugriechische überzugehen. Ganz anders die Franzosen. Da sie sämtliche lateinischen Endungen eingebüßt hatten, so mußten sie eines Tages inne werden, daß sich zwischen dem geschriebenen Latein und dem gesprochenen Französisch eine unüberbrückbare Kluft aufgetan hatte und daß es sich demgemäß von da an um zwei wirklich verschiedene Sprachen handelte. Im Gegensatz hierzu hat das Griechische eine zusammenhängende Bahn durchlaufen, bei der man in geschichtlicher Zeit nirgends eine eigentliche Bruchstelle entdecken kann.

Fünftes Kapitel.

Die mundartlichen Grundlagen der κοινή.

Die hellenistische Gemeinsprache hat ihre Entwicklung zum Teil außerhalb des alten griechischen Gebietes erfahren und war deshalb insoweit dem Einflusse der alten Ortsmundarten entzogen. Sie war in erster Linie für Griechen, die von ihrer Geburtsstadt mehr oder weniger losgelöst waren, und außerdem für Fremde bestimmt. So kann man von vornherein keine eigentliche Fortsetzung irgendeiner alten Sondermundart erwarten. Allein die Erfahrung zeigt, daß eine Gemeinsprache in der Regel auf einer bestimmten Gattung von Mundart beruht, die man sich dann anderwärts nachzubilden bemüht. So ist das Französische die Sprache von Paris, und das Italienische ist das seiner streng örtlichen Besonderheiten entledigte und nicht mehr einseitig toskanisch ausgesprochene Toskanische. Demnach entsteht die Aufgabe zu ermitteln, welche die griechische Mundart ist, die der κοινή als Muster gedient hat.

Die Tatsachen, die wir schon flüchtig an unserem Auge haben vorüberziehen lassen, gestatten keinen Zweifel an der Antwort: der im vierten Jahrhundert v. Chr. anderwärts nachgeahnte Dialekt ist der attische; die Sprache, die man überall zu reden bestrebt war und an die sich jeder einigermaßen Gebildete nach Kräften annäherte, ist die von Athen. Die Ausbreitung völlig athenischer Eigenheiten, wie die oben erwähnte Ersetzung von οὐδείς (*ūd'éß*) durch οὐθείς (*ūt'éß*), und der Umstand, daß die attische Prosa alle Jahrhunderte hindurch für sämtliche Griechisch-Schreibenden das Lieblingsvorbild geblieben ist, liefern für die bevorrechtigte Stellung des Attischen in dem entscheidenden Augenblicke der Entstehung der κοινή einen einwandfreien Beweis. Athen war für das Hellenentum sozusagen der Sammelpunkt vor dem Beginne einer neuen Ausbreitung, und die Sprache Athens erschien als die Sprache des werdenden Hellenismus.

Das attische Muster wurde von anderen Griechen nachgeahmt, die wohl die oder jene daran in die Augen fallende Eigentümlichkeit entlehnten, um das Landschaftliche ihrer eigenen Sprache abzuschwächen, unwillkürlich

aber doch eine ganze Menge von Zügen ihrer Muttersprache beibehielten. Ein französischredender Bewohner von Südfrankreich hält sich zwar in Formen- und Satzlehre im großen ganzen an den üblichen allgemeinfranzösischen und nicht an den provenzalischen oder gaskognischen Gebrauch. Dagegen weicht insbesondere die Lautlehre erheblich ab, und die Vokale, die er anwendet, sind nicht die des Parisers oder selbst des Mittelfranzosen, sondern die des Provenzalen oder Gaskogners; sie genügen aber, um dem Pariser eine unbehagliche Empfindung zu erwecken und ihm die ganze Sprechweise als fremd erscheinen zu lassen. Auch auf anderen Gebieten finden sich Steine des Anstoßes; so ist in der Pariser Gegend im Zeitwort die einfache Vergangenheitsform wie *j'aimai* 'ich liebte', *je vins* 'ich kam', die wir etwa dem griechischen Aorist ἐφίλησα, ἦλθον gleichstellen dürfen, völlig verschwunden, hat sich aber im Süden, wo die Mundarten sie noch vollwertig bewahren, durchaus erhalten. Eine ähnliche Erscheinung treffen wir in Deutschland an, nur in umgekehrter Anordnung: hier ist im Süden das Imperfekt *ich kam* durch das Perfekt *ich bin gekommen* verdrängt, während es im Norden fortlebt. Auch der Wortschatz ist nicht außer acht zu lassen. So enthält er bei einem Südfranzosen viele einheimische Ausdrücke, in mehr oder weniger durchgeführter Abtönung auf das Allgemeinfranzösische. Genau so war es mit dem Attischen der κοινή: für die meisten Griechen bedeutete es eine schwächer oder stärker attisch gefärbte Ortsmundart, nicht aber ein wirkliches Attisch.

Nun hat sich aber die κοινή, wie wir gehört haben, in asiatischen Gegenden entwickelt, wo das Jonische herrschte oder doch benachbart war. Auch sind es jonische Griechen, die zur Ausbreitung der κοινή am meisten beigetragen haben. Es gab bereits eine jonische κοινή, und diese hat auf die Ausbildung der dem Jonischen überdies eng verwandten Sprache Athens erheblichen Einfluß geübt. Für die Jonier, die für die meisten die Gemeinsprache erlernenden Fremden die Lehrmeister abgaben und großenteils den griechischen Grundstock der hellenistischen Großstädte lieferten, konnte es sich bei dem Aufkommen eines neuen Verständigungsmittels lediglich

um ihre jonische, durch die Entlehnung mancher attischer Formen sowie die Aufgabe einiger ausschließlich jonischer Eigentümlichkeiten leicht abgeänderte κοινή handeln.

So stellt sich die mit dem Ausgang des vierten Jahrhunderts v. Chr. begründete große κοινή als die Fortsetzerin der jonisch-attischen Gemeinschaft aus vorgeschichtlicher Zeit und der jonischen κοινή dar, die ihre Entstehung dem Ausgang des siebenten Jahrhunderts v. Chr. verdankt. Auf einer früheren, durch die Anfänge des athenischen Schrifttums vertretenen Stufe macht das Attische beim Jonischen Anleihen, und der feine Geschmack verrät sich in Athen, das in alter Zeit keinerlei besondere Bedeutung und vor allem keine eigene höhere Bildung besaß, in der Beibehaltung gewisser jonischer Züge. Infolge der Umwälzung, die durch die Schöpfung des Achämenidenreiches herbeigeführt worden war, hat später das attische Vorbild Eingang in Jonien gefunden. Im Grunde jedoch handelt es sich stets um die jonisch-attische Gruppe. Dies ist die Grundtatsache, um die sich die ganze Frage dreht. Die Beziehungen zwischen Athen und Jonien sind von Dauer gewesen. Nach der Zerreißung der vorgeschichtlichen jonisch-attischen Einheit war Athen lang der empfangende Teil, der nichts zurückzugeben hatte. Dann aber kam die Reihe, das Vorbild zu spielen an Athen. Jedenfalls besteht zwischen Athen und Jonien Gemeinsamkeit zuerst des Stammes, dann der Bildung, und der sprachliche Austausch hat niemals ausgesetzt.

Um den besonderen Beitrag jedes einzelnen Dialektes zur κοινή und vor allem den des Attischen und Jonischen zu bestimmen, muß man zunächst von allen Neuerungen absehen, die aus allgemeinen Neigungen der Sprache entspringen.

Die Erscheinungen, die einen besonderen Einfluß dieses oder jenes Dialektes beweisen, sind die, welche diesen Dialekt kennzeichnen und nicht von allgemeinen Sprachneigungen herrühren. Beispielsweise wissen wir, daß υ in der κοινή die Geltung *ü* und nicht *u* hatte. Nun hat schon das Kleinasiatisch-Jonische und das Attische diese Aussprache. Dagegen sind wir über die Verteilung der beiden verschiedenen Lautwerte zur Zeit der Entstehung der κοινή in den allermeisten übrigen Mund-

arten im unklaren. Alles, was wir bestimmt sagen können, ist das, daß in Lakonien und Böotien *u* gesprochen wurde und daß die κοινή in einer derartigen Einzelheit, die im vorliegenden Fall doch von einer gewissen Bedeutung ist, mit dem Jonisch-Attischen, nicht aber mit dem Böotischen und Lakonischen Hand in Hand geht.

Nichts zu schließen ist aus der Tatsache, daß die κοινή dazu neigt, die Doppellaute in Einlaute zu verwandeln; denn dies liegt auf der allgemeinen Entwicklungslinie, ja diese Art der Vereinfachung ist nicht auf das Griechische beschränkt, sondern findet sich in sämtlichen indogermanischen Sprachen wieder. Im Griechischen ist sie je nach den Doppellauten und nach den Mundarten früher oder später eingetreten. Das Böotische bezeichnet sie in der Schreibung sorgfältig und verhältnismäßig frühe; daraus folgt aber natürlich nicht ohne weiteres, daß die κοινή sie aus dem Böotischen entlehnt habe. Wenn beispielsweise αι (ursprünglich zweifellos = *ai̯*) seit ältester Zeit in Tanagra mit αε (= *ae̜*) und seit der Aufnahme des jonischen Alphabetes im vierten Jahrhundert v. Chr. mit η (= *ā̄*, *ē̜²*) wiedergegeben und diese Schreibung in der Folge allgemein wird, so beweist dies nicht, daß man überall die böotische Aussprache nachgeahmt habe, vielmehr sieht man daraus nur, daß bei der in Griechenland nicht minder als auf dem gesamten indogermanischen Gebiet herrschenden Neigung, die Doppellaute zu vereinfachen, das Böotische vielleicht in der Aussprache, jedenfalls aber in der Schreibung den Vortritt hatte. Nicht zu übersehen ist der Umstand, daß der Doppellaut ει (ursprünglich = *ei̯*, dann = *ẹ̄*) auf einer Inschrift aus Argos bereits gegen 450 v. Chr. (d. h. also aus rein dialektischer, noch nicht gemeinsprachlicher Zeit) durch ι ersetzt ist: wir lesen dort αφαιρισθαι ʻwegnehmenʼ (für ἀφαιρεῖσθαι attisch = *apʻairệßtʻai̯*) und ῑ ʻwoʼ, d. i. εἶ. Gewiß hat man die Schreibung durch Doppellaut vielfach lange noch auch da beibehalten, wo man schon Einlaut sprach. In der κοινή tritt die Vereinfachung des αι deutlich im zweiten Jahrhundert v. Chr. zutage; ungenaue ägyptische Papyri bieten damals εκτεταтε für ἐκτέταται ʻist ausgespanntʼ und βαινετε für βαίνεται ʻes wird ge-

gangen'. Es ist bekannt, daß sich auf diese Weise alle Doppellaute vereinfacht haben, so daß in byzantinischer Zeit kein einziger mehr vorhanden war: αι war zu ę, οι = oį über oę, ü zu ι geworden, bei dem auch ει angelangt war, ebenso wie ηι (dieses von ę̄į über ę̄).

In ähnlicher Weise ist das Griechische allgemein darauf ausgegangen, alle Verschlußlaute (die sogen. *mutae*), deren Hervorbringung schwach war, zu öffnen und in Engenlaute zu verwandeln. Die stimmlosen, (wie im Romanischen) unbehauchten, Gaumen-, Lippen- und Zahnverschlußlaute *k p t* werden überall mit der größten Kraft hervorgebracht. Sie haben sich durchweg erhalten und insbesondere haben κ π τ vor Vokal ihre alte Aussprache *k p t* bis auf den heutigen Tag unverändert behauptet. Dagegen werden die (wie im Romanischen und Niederdeutschen, besonders auch im Englischen, nicht aber im Oberdeutschen) stimmhaften *g b d* und die (nach Art der bühnendeutschen Anlauts-*k p t*) behauchten stimmlosen *k' p' t'* im allgemeinen mit erheblich geringerer Kraft gebildet. Deshalb verlieren sie im Griechischen ihr Gepräge als Verschlußlaute. Jedenfalls seit der byzantinischen Zeit hatten γ β δ nicht mehr den Wert (romanischer) *g b d*, sondern den von Reibelauten *g̨ ƀ đ*, etwa wie in nhd. dial. *tágə* (= Tage), *lēvm* (= Leben), engl. *fáđə* (= *father*). Desgleichen waren φ ϑ χ nicht mehr wie in der klassischen Zeit *p' t' k'*, sondern *f þ* (vgl. engl. *þiŋ* = *thing*) und *c̨h*. Wo κ π τ schwach ausgesprochen wurden, sind sogar sie zu Reibelauten geworden: in Gruppen wie *ekte*, *epte* usw. enthält der erste Bestandteil nicht den Klapp, der bei der Hervorbringung des Konsonanten die meiste Kraft beansprucht; deshalb stellte sich ein Reibegeräusch ein, das schließlich vorschlug, so daß wir nun für νύκτα 'Nacht' und ὀκτώ 'acht' *níc̨hta* und *oc̨htó*, für ἑπτά 'sieben' und κλέπτης 'Dieb' *eftá* und *kléftis* haben. Auch dieser Wandel fand wie die vorangehenden seinen Abschluß in byzantinischer Zeit. Demnach entspringt die Aufgabe des Verschlusses bei allen schwach ausgesprochenen Verschlußlauten aus einer durchgehenden Richtung der Sprache, und zwar einer solchen, die für das Griechische außerordentlich kennzeichnend ist. Denn abweichend von der Vereinfachung der Doppellaute handelt es sich hier nicht um

eine allen indogermanischen Sprachen gemeinsame Erscheinung. Zwar finden wir in einem Teile des iranischen Gebietes eine fast genaue Entsprechung, und mehr oder weniger verwandte Vorgänge treffen wir auch sonst an, besonders im Germanischen. Im großen ganzen aber können wir ähnliches nur in wenigen Sprachen beobachten. So dürfen wir also sagen: wie der Schwund von *s* und *į* (*j*) und die Anfänge des Verstummens von *w* den vorgeschichtlichen Abschnitt der griechischen Sprachentwicklung kennzeichnen, so ist die Veränderung der stimmhaften und behauchten Verschlußlaute das Merkmal, das der geschichtlichen Spanne dieser Entwicklung ihr eigentümliches Ansehen verleiht.

Nun finden sich die ältesten Spuren der Geltung von β γ δ, φ χ ϑ als Nichtverschlußlauten in dorischen Mundarten. Es ist bekannt, daß ϑ mit dem Werte eines Reibelautes im Lakonischen seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. regelmäßig durch σ bezeichnet wird. So haben wir inschriftlich ανεσηκε = ἀνέθηκε 'weihte'; damit übereinstimmend bieten die Verfasser von dialektischen Wörterverzeichnissen Angaben wie καβασι = κατάβηθι 'steig herab!' bei Hesychios. Das in einen Vordergaumenlaut erweichte γ von ὀλίγος 'wenig' hat sich in das vorausgehende ι verkrochen. Infolgedessen findet man dafür auf ägyptischen Papyri seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. ὀλίος. Daraus aber, daß die ersten Spuren dieses Wandels anscheinend in dorischen Mundarten auftreten, folgt keineswegs, daß diese hernach in ganz Griechenland aufgekommene Art der Aussprache gerade auf dorischem Einfluß beruhen müßte. Für den, der diese Zischlaute wie das deutsche *c̨h* oder das englische *th* (*þ*, *đ*) nicht in seiner Muttersprache hat, sind sie überaus schwer hervorzubringen, und es ist sattsam bekannt, welche Anstöße sie denen bereiten, die fremde Sprachen erlernen. Selbst vorausgesetzt also, daß man es gewollt hätte, so wäre man gar nicht imstande gewesen, diese dorischen Eigentümlichkeiten nachzubilden; als sie ihnen zum erstenmal entgegentraten, erschienen sie den übrigen Griechen ohne Zweifel ziemlich lächerlich oder sonderbar, und sie dachten gewiß nicht daran, sie nachzuahmen. Demnach konnte die κοινή in den Besitz von β γ δ, φ χ ϑ mit dem Werte von Reibe-

lauten nur durch eine innere Sprachentwicklung, nicht aber durch eine äußerliche Entlehnung aus dem Dorischen gelangen. Es liegt für uns lediglich kein Anlaß vor anzunehmen, daß die (unbekannten) Bedingungen, welche die dorischen Neuerungen herbeigeführt haben, nicht auch in der κοινή aufgetreten seien. Zwar sind die Bevölkerungen mit dorischer Mundart hier im Vorsprung gewesen, allein dies erklärt sich einfach daraus, daß ganz allgemein eben diese Gruppe das Griechische häufig auf einer ziemlich vorgeschrittenen Stufe zeigt. Nachkömmlinge, wie sie waren, haben sich die Dorer überall über schon fest eingesessene hellenische Bevölkerungen gelegt. Diese mußten die Sprache ihrer neuen Herren annehmen; aber die Lautunterschiebungen, die sich so in der Redeweise der Unterworfenen einstellten, trugen mit Naturnotwendigkeit auch zu einer Beschleunigung des innerdialektischen Werdeganges bei, und dieser Umstand übte seinerseits wieder einen zwingenden Druck auf die an Zahl geringen dorischen Herrengeschlechter aus. Was im besonderen die Konsonanten betrifft, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Ausgangspunkt für den Wandel in einer sehr schwachen Hervorbringung der Verschlußlaute auf dem gesamten griechischen Gebiete zu suchen ist. Aus dieser Schwäche wird es sich erklären, daß die Römer in den von ihnen entlehnten Worten teilweise stimmhafte Laute dafür eingesetzt haben, so in *burrus* für πυρρός 'rot', *buxus* für πύξος 'Buchsbaum', *gubernō* für κυβερνῶ 'steure' u. ä. Unter besonders günstigen Bedingungen führte die Schwäche in der Hervorbringung der griechischen Mitlauter selbst im Jonischen frühe zu gewissen Folgen. Das inlautende γ von γίγνομαι (*gĭnnọ̆mai̯*) 'werde' und γιγνώσκω (*ginnǭ'skǭ*) 'erkenne' wurde durch den verunähnlichenden Einfluß des γ in der unmittelbar vorangehenden Silbe geschwächt und zugleich durch die Eigenart des folgenden ν als eines Nasenlautes beinträchtigt. So gingen sie über in γῑνομαι und γῑνώσκω. Diese Form kam im Jonischen schon beizeiten auf und findet sich dann in Griechenland fast überall, wie wir denn γῑνομαι seit dem vierten Jahrhundert v. Chr. in Epidauros antreffen. Am Alten festhaltend wie gewöhnlich, ist das Attische lange den überkommenen Formen γίγνομαι, γιγνώσκω treu geblieben. In hellenistischer Zeit aber haben natürlich γῑνομαι und γῑνώσκω, die im Jonischen herrschten und der Gesamtrichtung der Sprachentwicklung angemessen waren, die Oberhand gewonnen; stets trifft man sie in der κοινή, besonders da, wo der Einfluß der eigentlich attischen Schreibweise nicht hinreicht. Die Menanderpapyri bieten durchweg ῑ, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der Dichter selbst so geschrieben hat.

Gibt man diese Voraussetzungen zu, so ist es leicht zu sehen, daß alle Kennzeichen, an deren Hand man das Wesen der κοινή zu bestimmen vermag, auf das Jonisch-Attische als Grundstock hinweisen. Es sind hauptsächlich folgende:

1. Die κοινή hat allermeist η und nicht das ᾱ der übrigen Dialekte. Nun ist aber der Lautwandel im Jonisch-Attischen uralt und liegt allen Urkunden voraus; anderseits trifft man die Neigung für ihn im übrigen Griechenland nirgends. Demnach enthält die κοινή von vornherein einen für das Jonisch-Attische grundwesentlichen Zug, ja geradezu sein artbildendes Merkmal. Das sonst auftretende ᾱ trifft man nur ganz vereinzelt in Lehnwörtern meist dorischer Herkunft. Deshalb haben wir ἀρχηγός 'Ahnherr', κυνηγός 'Jäger', στρατηγός 'Heerführer', die bereits athenisch waren und deshalb η zeigten. Dagegen bietet auch die κοινή λοχᾱγός 'Hauptmann' als einen dem Dorischen entnommenen Kunstausdruck der Soldatensprache. Dieser war schon ins Attische eingedrungen und von ihm, nicht aber unmittelbar aus dem Dorischen, hat ihn denn auch die κοινή bezogen. Thukydides kennt überdies ξενᾱγός 'Söldnerführer', das gleichfalls eine attische Entlehnung aus dem Dorischen ist. In dieselbe Reihe gehören Wendungen wie Ζεὺς Ἑλλάνιος (*zdẹ̆u̯s 'ẹ̆llánĭọ̆s*) bei Aristophanes, der Ausruf ὦ Δάμᾱτερ usw.; aber am Grundgepräge der Sprache ändern sie nichts.

2. Die Modalpartikel der κοινή ist ἄν, das in den ältesten Inschriften nur im Jonisch-Attischen und ganz verzettelt auch im Arkadischen erscheint. Auf der ältesten Stufe ihrer Entwicklung, vor dem Eindringen des Jonischen und des Attischen, kennen die übrigen Mundarten, mit Ausnahme des ἄν und κε nebeneinander verwendenden Arkadischen, nur κε(ν), κα.

3. Die persönlichen Fürwörter zeigen die streng jonisch-attischen Formen: ἡμεῖς, ἡμᾶς 'wir', ὑμεῖς, ὑμᾶς 'ihr'.

4. Der Infinitiv der Verben auf -μι geht auf -ναι aus: εἶναι *esse*. Dies ist der westlichen und äolischen Gruppe fremd und findet sich nur im Arkadisch-Kyprischen, dem man schwerlich geneigt sein wird, einen Einfluß auf die Gestaltung der κοινή zuzuschreiben.

5. Das sogenannte ν ephelkystikon, das, von einer vereinzelten Spur in Thessalien abgesehen, auf keiner vor dem Einfluß des Jonischen und Attischen entstandenen Inschrift auftaucht, sondern eines der grundwesentlichen Bestandteile dieser Mundarten ist, tritt in der κοινή ganz gewöhnlich auf.

6. Endlich, aber nicht zuletzt darf darauf hingewiesen werden, daß sich der Wortschatz als rein jonisch-attisch darstellt.

Je mehr wir die Dinge aus der Nähe betrachten, desto klarer und zahlreicher treten die eigentümlich attischen Züge zutage. Dahin gehören u. a. folgende Erscheinungen:

1. (7.) ἵνα im Sinne des 'damit, der Absicht' ist im Jonischen und trotz dem seltenen Vorkommen auf den athenischen Inschriften des fünften Jahrhunderts v. Chr. auch im Attischen alt, findet sich dagegen in anderen Mundarten nicht vor der Einwirkung der κοινή. Das einzige inschriftliche Beispiel im Dorischen liest man auf einer alten rhodischen Inschrift, die jedoch, weil in Hexametern abgefaßt, dem Verdacht epischer Beeinflussung unterliegt. Nun ist aber ἵνα im Sinne von 'damit' in der κοινή durchaus üblich und hat sich als νά bis ins Neugriechische hinein gerettet; trotzdem es den Wettbewerb mit dem weit verbreiteten ὅπως zu bestehen hatte, erwies sich die Lebensfähigkeit des Jonisch-Attischen auch hier wieder als sehr groß.

Hinzuzufügen ist, daß sich keines von diesen Merkmalen durch ein natürliches Nebeneinanderhergehen der griechischen Mundarten erklärt; vielmehr kann die κοινή sie nur deshalb aufweisen, weil sie ein verallgemeinertes Jonisch-Attisch ist.

2. (8.) In mancher Hinsicht stellt sich die κοινή sogar völlig auf die Seite des Attischen im engsten Sinn.

Denn die ganz eigentümliche Art, in der dieses das gemeingriechische ᾱ behandelt, kehrt in der κοινή bis ins kleinste wieder; η ist hier nicht durchgehend wie im Jonischen, sondern findet sich nur nach ε, ι, ρ; demgemäß lautet in ihr das Wort für 'Tag' weder ἁμέρᾱ, wie in den nichtjonisch-attischen, noch ἡμέρη, wie im jonischen Dialekten, sondern ἡμέρᾱ wie im Attischen, und so in allen Fällen. Hier ist also geradezu eine Einzelheit des attischen Musters nachgebildet.

3. (9.) Wo die attische Wortbiegung von der jonischen abweicht, da stimmt die κοινή grundsätzlich mit der ersteren überein. So endet (a) der Dat. Plur. der *o*-Stämme auf -οις und nicht auf -οισι. Ferner werden (b) die *i*-Stämme wie πόλις 'Stadt' nicht πόλιος, πόλῑ abgewandelt wie im Jonischen und in den anderen Mundarten. Die κοινή bietet vielmehr πόλεως, πόλει, und dies ist der eigentlich attische Zustand, weil außer ganz vereinzelten Fällen die Fortsetzer von πόληος sonst nur noch bei Homer vorkommen. Sodann geht der Gen. Sing. der männlichen -ᾱ-Stämme weder wie im Dorischen auf -ᾱ, noch wie im Jonischen auf -εω, sondern mit der ausschließlich attischen Nachbildung der -o-Stämme auf -ου aus: πολῑ́της 'Bürger' bildet πολῑ́του, und so ist es noch im Neugriechischen, wo der Gen. Sing. von γείτονας (*jitonas*) 'Nachbar' γειτόνου (*jitónu*) lautet.

Demnach kann kein Zweifel darüber Platz greifen, daß die κοινή ihre allgemeinen Gesetze dem Attischen entlehnt hat. Ihre Begründung kann man als eine attische Umformung des Jonischen bezeichnen und als das Muster, das man bei der Schaffung der neuen Gemeinsprache ins Auge faßte, erscheint durchaus das Attische.

Diese unbestreitbare Tatsache darf nun freilich nicht dahin übertrieben werden, daß von diesen alle, auch die kleinsten Eigenheiten nachgeahmt worden wären.

Man konnte dem Attischen wohl gewisse kennzeichnende Züge entlehnen, weil nun einmal die feine Sprache die athenische war, und diese Entlehnung war so allgemein, daß die Gemeinsprache, auf der die heutigen Dialekte beruhen, die Erinnerung allgemein bewahrt hat. Manche andere Eigentümlichkeiten dagegen sind nicht über den Kreis der höher Gebildeten hinausgedrungen.

Beispielsweise hat man sich hier zwar bemüht, οὐθείς (*ūtʿẹ́s*) 'niemand' zu sprechen, wie in Athen. Das Volk jedoch blieb bei οὐδείς (*ūdẹ̄s*). Dieses eroberte sich schließlich auch die Schrift, und heute sagt man δέν (*dén*), wie wir oben gesehen haben. Sehr wichtig, wenngleich nicht so in die Augen fallend, ist der Umstand, daß die Entlehnung einer Anzahl von Eigentümlichkeiten nicht auch die genaue Entlehnung der ganzen Sprache in sich schließt. So war es für einen Jonier leicht, anstatt ἡμέρη (*ẹ̄²mẹ̆rẹ̄²*) vielmehr ἡμέρᾱ (*ẹ̄mẹ̆rā*) zu sagen oder anstatt πολῑ́τεω vielmehr πολῑ́του zu gebrauchen. Nicht ebensoleicht dagegen ist es, die bei der Lauthervorbringung sich abspielenden Vorgänge zu ändern. So haben die Jonier das Attische gewiß mit jonischer Vokalfärbung ausgesprochen, genau wie der Südfranzose das Pariserische mit gaskognischen und provenzalischen Vokalen ausspricht oder der Bayer und Schwabe die hochdeutschen Vokale in bayerischer und schwäbischer Art hervorbringt. Man hat auf jonischem Gebiete wohl attische Züge herübergenommen, aber der ganze «Akzent», der nach dem Ausspruche der alten Grammatiker die Seele der Sprache darstellt, blieb jonisch. Nicht leichter fällt es dem Menschen, den gesamten Satzbau umzugestalten, und nur ungern gibt man gewisse liebgewordene Ortsausdrücke auf. Hat es somit seine Richtigkeit zu sagen, es habe eine attische Umfärbung des Jonischen (und der anderen Mundarten) stattgefunden, so darf man anderseits nicht einfach von einer Verallgemeinerung des Attischen reden. Die κοινή ist kein Attisch, sondern mehr oder minder attisch abgetöntes Ortsgriechisch. Was sodann die Fremden betrifft, so ist das Griechisch, das diese gesprochen haben, das der Griechen gewesen, mit denen sie in Beziehungen standen, diese aber waren nur zu einem sehr geringen Teil Söhne Athens. Dessen Einfluß war jedenfalls nur zu Beginn des Entstehens der κοινή von erheblicher Stärke. Sein Übergewicht schwand in der Folge in demselben Maße dahin, wie seine Bedeutung für die staatliche und selbst die geistige Betätigung Griechenlands abnahm; während der hellenistischen Zeit herrschte in Alexandrea und sogar in Pergamos ein ebenso reges, wo nicht regeres Bildungsleben als in Athen. In der Kaiserseit vollends kommt es dahin, daß dieses für

die, welche griechisch zu sprechen wünschen, nicht mehr das Vorbild abgibt, sondern im Gegenteil seinerseits die gemeinsprachlichen Formen annimmt.

Überdies gibt es mehrere Punkte, in denen sich das attische Muster nicht durchzusetzen vermocht hat.

1. An Stelle von -σσ-, z. B. bei πρᾱ́σσω, πρήσσω 'tue', im Jonischen und in den meisten sonstigen Dialekten treffen wir auf einem beschränkten Gebiete eine Lautgruppe, die mit -ττ- (= *þþ*?) bezeichnet wird, so im Attischen, im Böotischen und auf Euböa; wie man sieht, ist die Erscheinung unabhängig von den Dialektgrenzen. Wie wir oben bemerkt haben, hat es nicht ganz an Versuchen gefehlt, das attische -ττ- wiederherzustellen und altertümliche Worte wie θᾱ́ττων 'schneller', κρείττων 'stärker' haben sich lange gehalten. Aber seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. tritt es offensichtlich zutage, daß das -σσ- des Jonischen und der meisten sonstigen Dialekte in seinem Bestande nicht erschüttert ist; die heute überlebende Form ist gleichfalls πράσσω (*práßo*).

2. Die Lautgruppe -ρσ- ist an verschiedenen Punkten des hellenischen Gebietes in -ρρ- übergegangen. Wir finden diese Erscheinung in Argos, Eretria, Thera; es ist eines der Unterscheidungsmerkmale zwischen dem Jonischen und Attischen. Trotzdem blieb auch hier während des geschichtlichen Zeitraums -ρσ- aussprechbar, und ein Lehnwort wie βύρσα 'Fell' zeigt regelmäßig -ρσ-. In den niedereren Bevölkerungsschichten, wo die Redeweise gemischt war, mußte ein Schwanken eintreten, und die Verwünschungen (*dēfīxiōnēs*, *dīrae*) bieten beispielsweise neben πρᾱ́ττω oft γλῶσσα 'Zunge'. Neben dem attischen Φερρέφαττα lesen wir Περσεφονη und auf den Vasen halbattische oder halbausländische Mischformen wie Φερεφασσα. Die athenische Volkssprache zeigt demnach bereits einen gestörten Zustand. Als sich die κοινή ausbreitete, haben die Gebildeten das attische -ρρ- ausgenommen, aber es gab noch eine ganze Schar von Rückständen, und neben -ρρ- hat sich -ρσ- gehalten. So haben die Ptolemäerpapyri zugleich θαρρῶ und θαρσῶ 'bin mutig' nebeneinander, und Polybios schreibt θαρρῶ, aber θάρσος 'Mut', das letztere, weil θάρρος nicht attisch war, wohl aber θράσος. Im Evangelium steht θαρσῶ und bei Paulus

ϑαρρῶ. Endlich hat ϑαρρῶ die Oberhand gewonnen, und dies ist die gegenwärtige Form, ja es hat sogar ein ϑάρρος nachgezogen. In anderen Wörtern wie χέρσος 'Festland', σερνικός (aus ἀρσενικός) 'männlich' hat -ρσ- den Sieg davongetragen.

3. Die «attische» Abwandlung von Wörtern wie νεώς 'Tempel' war zu ausgeprägt landschaftlich, als daß sie Aussicht auf Fortdauer gehabt hätte. Von vornherein hatte das allen Pilgern nach Delphi, Epidauros und Olympia vertraute, überdies mit dem Vorzug regelmäßiger Beugung ausgestattete ναός das Übergewicht. Auf den Papyri und im A. T. ist es ganz gebräuchlich, und selbst in Athen bieten es die Inschriften seit 250 v. Chr. Die Geschichte von λαός, λεώς 'Volk' ist dieselbe, nur daß das Wort augenscheinlich nicht jonisch gewesen ist, weswegen sich λαός selbst bei Homer halten konnte. Sogar in Athen ist λεώς selten; in der κοινή herrscht λαός, und der vielgebrauchte Eigenname Ἀρχέλαος trug zur Ausbreitung dieser Bildungsweise notwendig bei. Die «attische» Abwandlung auf -εω wurde einfach ausgemerzt; λαγώς 'Hase' wurde durch λαγός, πλέως 'voll' durch πλέος (oder πλήρης), ἀνώγεων 'Obergeschoß' durch ἀνώγαιον ersetzt. Die Verdrängung einer unregelmäßigen, auf alte Lautentwicklung zurückzuführenden Biegung durch eine regelmäßige Abwandlung ist etwas sehr Naheliegendes.

4. Derselbe Zug offenbart sich in der Aufgabe der zusammengezogenen Formen auf -ο: das Jonische hat ὀστέον 'Knochen', χάλκεος 'ehern' usf. bewahrt. Soweit das attische Muster eindringt, kommt in der Schreibsprache ὀστοῦν, χαλκοῦς usf. auf; so kennen die pergamenischen Inschriften ausschließlich χρυσουν, und ebenso steht es in Magnesia. Im alltäglichen Gebrauch dagegen erhielten sich die offenen Formen, die den Vorzug hatten, mit der gewöhnlichen Bildung übereinzustimmen. Das Alte Testament wandelt ab ὀστοῦν, ὀστέου, ὀστᾶ, ὀστέων, ὀστέοις und verrät so eine Doppelneigung. Seit dem zweiten Jahrhundert liest man auf einer Inschrift von Magnesia χρυσεωι und in der Kaiserzeit erscheint χρυσεα in Pergamos; dementsprechend hat das Neue Testament ὀστέα.

5. Selbst bei den Sächlichen auf -ος sind im Gen. Plur. unzusammengezogene Formen auf -εων beibehalten

worden, weil sie klarer schienen; so bietet ein ägyptischer Papyrus βλαβεων von βλάβος 'Schade'; im Alten und im Neuen Testament findet sich ὀρέων und χειλέων von ὄρος 'Berg' und χεῖλος 'Lippe'. Wenn es dagegen ausschließlich ἐτῶν heißt zu ἔτος 'Jahr', so kommt dies daher, daß ἐτέων eine Aufeinanderfolge von zwei ε bot; aus ähnlichem Grunde haben wir σκευῶν (*ßkẹ̆u̯ᵘȭn*) und nicht σκευέων (*ßkẹ̆u̯ᵘẹ̆ǭn*) zu σκεῦος 'Gefäß', weil σκευέων eine unbequeme Vokalhäufung enthielt.

6. Das Attische hatte βάτραχος 'Frosch', χιτών 'Hemd', χύτρα 'Schöpfer', das Jonische mit Hauchversetzung βάϑρακος, κιϑών, κύϑρᾱ (unter attischer Umfärbung des jonischen η in ᾱ nach ρ in den Hauchwörtern dieses Typs); das Neugriechische bietet βάϑρακος (*váþrakos*) neben βάτραχος (*vátrachos*). In κόρη 'Jungfrau', μόνος 'allein', ξένος 'Fremdling' hat die attische Bildung die Oberhand gewonnen. Wenn die Schrift-κοινή zur Bezeichnung der 'Schwelle' das jonische οὐδός übernommen hat, so wird dies dadurch verständlich, daß ὀδός im Attischen selten war, sich auch von ὁδός 'Weg' nur sehr schwach abhob, zumal in den Gegenden, in denen der rauhe Vokaleinsatz ' nicht mehr gesprochen wurde. Die κοινή weist jonische Ausdrücke wie φερνή 'Mitgift', χειρῶναξ 'Handwerker' an Stelle der attischen Bezeichnungen προίξ und χειροτέχνης auf. Da nun diese jonischen Wörter von den Tragikern zugelassen wurden, um ihrem Stile ein vornehmes Gepräge zu verleihen, so ergab sich hieraus, wie wir oben gesehen haben, die Folge, daß ihr Wortschatz mit dem der κοινή manche auf den ersten Blick recht überraschende Übereinstimmungen zeigt. Die teilweise Erhaltung des jonischen Wortschatzes ist nur natürlich; es ist leichter, einem für besser gehaltenen Dialekt eine gewisse Anzahl allgemeiner Grundzüge zu entlehnen, wie den Gebrauch des ᾱ nach ε, ι, ρ in manchen Nominaltypen, als das ganze Wörterbuch herüberzunehmen. Zwar hat man einen Teil des attischen Wortschatzes zugelassen, aber die örtlichen Ausdrücke haben sich in großer Zahl gehalten.

7. Daß das Attische keinen Einfluß auf die Gestaltung der Bezeichnung für 'Königin' gewonnen hat, ist begreiflich. Die amtliche Sprache hat es vorgezogen, an Stelle des einheimischen βασίλεια (*băßĭlẹ̄ă*) 'Königin', das

sich von βασιλεία (*băßĭlḗā*) 'Königtum' bloß durch den Ton unterschied, das jonische, ganz eindeutige βασίλισσα zu setzen. Dieses herrscht in der ganzen κοινή vor und wurde schließlich auch von Athen angenommen; wir begegnen ihm daselbst seit 307 v. Chr. Die überragende gesellschaftliche Stellung der Königin hat zur Folge gehabt, daß sich die Bildung auf -ισσα zur Bezeichnung weiblicher Berufsnamen weiter ausbreitete, so daß z. B. ἱέρισσα 'Priesterin' der älteren Bezeichnung für ἱέρεια 'Priesterin' in der κοινή den Rang ablief. Im Neugriechischen lebt -ισσα fort, und so heißt die 'Nachbarin' γειτόνισσα (*jitónißa*) zu γείτονας (*jitonas*) 'Nachbar'. Ja, es hat die Grenzen des Griechischen dann sogar überschritten. Unter anderem ist es vom Kirchenlatein übernommen worden, wo wir z. B. für 'Äbtin' finden *abbatissa*; wenn sich uns diese heute im Deutschen in der Regel als 'Äbtissin' vorstellt, so sehen wir, daß sich die Nachwirkung des Titels βασίλισσα und damit wiederum die der κοινή bis auf unsere Tage erstreckt. Im Französischen sind Bezeichnungen wie *duchesse* 'Herzogin' schon älterer Prägung, während die italienische *professoressa* nebst ihren Genossinnen aus der unseren Tagen angehörigen Frauenbewegung noch in der allerjüngsten Zeit eine Anleihe bei ihren hellenistischen Vorläuferinnen gemacht hat, um ihre auf Gleichberechtigung mit dem Manne abzielenden Bestrebungen in das Gewand eines vollwertigen Titels zu kleiden.

8. Stark ausgedehnt hat sich die jonische Bildung auf -ᾶς, -ᾶδος zur Bezeichnung abgekürzter Eigennamen wie Ζηνᾶς, -ᾶδος für Ζηνόδωρος und selbst abgekürzter Gattungsnamen wie βᾶς = βασιλεύς 'König'. Wir haben es dabei mit einem in höheren Sprachen durchaus üblichen Hergang zu tun: beispielsweise verkürzen die Franzosen gern *vélocipède* in *vélo* und wir *Zweirad* in *Rad*, ebenso steht es mit *automobile* und *auto*, *tramway* und *tram*. Um auf die jonische Abwandlung -ᾶς, -ᾶδος zurückzukommen, so hat sie in der κοινή eine starke Ausbreitung gefunden, am meisten auf dem von Anfang an jonischen Gebiete, während die ägyptischen Papyri eine andere, wenngleich ähnlich klingende Biegung geben, nämlich Ἡρᾶς, -ᾶτος, Ἡρᾶτι als Koseform für Ἡρόδοτος u. ä.

Ins Neugriechische haben sich Reste hinübergerettet, insofern ein Wort wie ψωμᾶς 'Bäcker', das im Gen. Sing. ψωμᾶ aufweist, den Nom. Pl. ψωμᾶτες zeigt.

Ist demnach auch das Griechische in der κοινή attisch umgefärbt worden, so ist damit doch nicht gesagt, daß es in ihr, sowohl in den Wortformen als auch im Wortschatz, nicht doch noch eine ganze Menge jonischer Bestandteile gab.

Dagegen erscheint der Beitrag der anderen Dialekte so unbedeutend, daß man ihn außer acht lassen kann. Natürlich mußte das Attische an jedem Punkte, wo es eine örtliche Sondermundart gab, auch ein eigenes Aussehen gewinnen. Sicherlich gab es in Böotien, auf Lesbos und Kreta je einen besonderen «Akzent». In der κοινή der Bewohner von Ländern, in denen der attisch-jonische Dialekt nicht herrschte, mußte sich eine beträchtliche Anzahl von Eigenausdrücken halten. In der überwiegenden Mehrheit jedoch fanden diese keine Nachahmung. Von einem Flecken zum andern wechselnd haben sie den engen Kreis ihres Geltungsbereiches nicht überschritten. Es muß nachdrücklich hervorgehoben werden, daß die κοινή als Ganzes den (im Laufe des vierten Jahrhunderts v. Chr. selbst unter sich weit auseinandergegangenen) äolischen und desgleichen den dorischen Mundarten nichts Wesentliches verdankt.

Wenn einige dorische Wendungen in die κοινή eingedrungen sind, so hat das seine besonderen Gründe; wie wir gesehen haben, ist der dem Heerwesen angehörige Fachausdruck λοχαγός bereits eine attische Entlehnung gewesen. Aus einer Rede des Agesilaos führt Xenophon παιδίσκος 'Knabe' an, offenbar doch im Sinne eines lakonischen Ausdrucks; dieser ist dann ohne Schwierigkeit in die κοινή übernommen worden, weil das Attische bereits das weibliche παιδίσκη 'Mädchen' besaß. Eine dorische Bildung für 'gegenüber' trug ein entschiedener adverbiales Gepräge als das mehr adjektivisch aussehende attische ἐναντίον; eine Kreuzung aus diesem einerseits mit ἀντί 'entgegen, anstatt' andrerseits lag nahe und erleichterte die Verbreitung von ἔναντι. Immerhin ist die Zahl derartiger Fälle nicht erheblich und ihre Bedeutung nicht zu überschätzen.

Trotzdem das Attische vorschlug, konnten sich auf dorischem Gebiete solche Eigentümlichkeiten halten, die der allgemeinen Richtung der im großen aufs Attische eingestellten κοινή nicht zuwiderliefen. Z. B. machte es den Dorern offensichtliche Mühe, in den Verben auf -ζω (*-zdō*) ihren ursprünglich auf Verben mit *k*-Laut-Stämmen wie στίζω < *στιγ-ι̯ω (vgl. nhd. *steche*) beschränkten, dann aber geradewegs zum Unterscheidungsmerkmal gewordenen Aorist auf -ξα aufzugeben und gegen den weit weniger scharf ausgeprägten jonisch-attischen auf -σα zu vertauschen. So mußten sie auch weiterhin ἐδίκαξα 'richtete', ἐχώριξα 'trennte' usf. brauchen. Nun hatten aber diese Bildungen insofern nichts Anstößiges an sich, als ἔσφαξα 'schlachtete' (zu σφαγ-ή) und ἐφύλαξα 'hütete' (zu φυλακ-ή) regelrecht und allgemein üblich waren. Darnach kann es nicht wundernehmen, daß sich neben βαστάζω *gestō* auch ἐβάσταξα findet. Doch ist dies in den Schrifttexten der κοινή selten, und die Papyri der Ptolemäerzeit z. B. sind davon unberührt; wo auch immer die Gemeinsprache in das Gewand des Buchstabens gekleidet erscheint, da ist ihr herrschender Wesenszug jonisch-attisch. Anderseits ist es nicht unberechtigt anzunehmen, daß in den Gegenden Griechenlands, in denen früher Mundarten der westlichen Gruppe gesprochen wurden, d. h in einem namhaften Teil des Gebietes, in dem der Gebrauch des Griechischen bis heute andauert, der Aorist auf -ξα sich in lebendiger Anwendung erhalten hat. Denn das Neugriechische kennt den Typ ἐβάσταξα (*erástakßa*) 'trug' neben dem anderen ἐθάμασα (*eþámaßa*) sehr wohl, ja es kommt vor, daß beide nebeneinander auftreten so z. B. ἐξέταξα (*ekßétakßa*) und ἐξέτασα (*ekßétaßa*) 'untersuchte'. Diese Zähigkeit wird dadurch verständlich, daß sie durch verwandte Fälle wie ἄλλαξα 'tauschte' (zu ἀλλαγ-ή) ἅρπαξα 'raubte' (zu ἁρπαγ-ή), ἔσφαξα 'schlachtete' (zu σφαγ-ή) bestärkt wurde.

Nach alledem stimmen die sprachlichen und geschichtlichen Tatsachen in dem gemeinsamen und feststehenden Ergebnis zusammen, daß die κοινή im wesentlichen auf dem Untergrunde des Jonisch Attischen und insbesondere des Attischen ruht. Dabei haben wir jedoch bemerkt, welcher Einschränkung dieser Satz bedarf, um völlig genau zu sein. Die κοινή ist nicht bloß ein weitergeführtes Attisch, sondern der Niederschlag ziemlich verwickelter Wirkungen und Gegenwirkungen. Das Attische hat eine Zeitlang ein Vorbild geliefert, aber dieses Vorbild ist nur teilweise nachgebildet worden und man hat sehr früh aufgehört, seine Blicke nach Athen zu richten, um dort die Richtschnur des guten Sprechens zu suchen. Die κοινή entspringt aus einer Umformung der Ortssprachen, zumal des Jonischsn, unter dem Einfluß des Attischen, und um bei der Beurteilung des Endergebnisses sicher zu gehen, muß man die Gegenwirkung der Gesamtheit dieser Dialekte ebenso in Rechnung ziehen wie die Wirkung des Vorbildes. Ferner darf man bei der Feststellung des inneren Wesens der κοινή nicht vergessen, daß diese zu einem erheblichen Teile ein von Fremden gesprochenes und demgemäß nach Möglichkeit über einen Kamm geschorenes Griechisch ist, das sich in der Richtung auf den Verlust der zarten Abtönungen bewegt und ebenso die Schwierigkeiten der Wortbiegung wie die Feinheiten des Satzbaues abzustreifen sucht; die Altertümlichkeiten und Zierlichkeiten des Attischen hatten keinen Raum mehr in der Geschäftssprache von Leuten, von denen viele nicht einmal mehr Hellenen waren.

Endlich und vor allem muß man sich des Umstandes bewußt bleiben, daß eine ganze Reihe der allgemeinen Veränderungen, die wir an der κοινή beobachten, die Endpunkte großer Richtungszüge sind, von denen die einen sämtlichen indogermanischen Sprachen überhaupt, die anderen dem Gesamt-Griechischen zukommen und daß, gemessen an diesen großen Richtungslinien, die in aller Sprachentwicklung zu verfolgen sind, die kleinen, für das Attische kennzeichnenden Eigenheiten im Lichte des Ganzen betrachtet nur bedeutunglose Nebensächlichkeiten darstellen.

Sechstes Kapitel.
Erhaltung des Griechischen im Römischen Reich.

Die Hellenen und die Fremden, welche die hellenistische Bildung angenommen hatten, waren auf ihre eigene Gesittung zu stolz, um die Sprache zu wechseln. Die Eroberung durch die Achämeniden hatte der griechischen Sprache in Kleinasien keinen Abbruch getan. Auch der römischen ist es trotz der langen Dauer ihres Reiches und der Macht ihrer Verwaltung nicht besser gelungen, das Griechische im östlichen Mittelmeerbecken zu verdrängen; das hängt damit zusammen, daß das Griechische für die Römer eine Bildungssprache blieb, deren Kenntnis für die geistig Höherstehenden unerläßlich schien. In Sizilien und Italien konnte es schließlich verschwinden, weil es hier stets nur die Küstenränder erobert hatte, ohne auch nur in geringem Maße ins Innere vorzudringen; und weil überdies die Ortsmundarten der Mehrzahl nach nicht zum Jonisch-Attischen gehörten und darum auch nicht über die Widerstandskraft der großen hellenistischen Gemeinsprache verfügten. Dagegen hat das Griechische weder auf dem europäischen Festlande, noch in Kleinasien, noch auf den Inseln durch das Lateinische Einbuße erlitten.

Dies ist um so auffallender, als in benachbarten Gegenden, in die aber das Griechische nicht eingedrungen war, nämlich in Illyrien und an der Donau, das Lateinische sich einnistete, und zwar so fest, daß selbst die slavischen Einfälle nicht imstande waren, es wieder völlig daraus zu vertreiben. So sind die romanischen Mundarten Illyriens erst vor wenigen Jahren ganz verschwunden; das Albanische steckt voll von lateinischen Entlehnungen, und das Rumänische lebt noch heute auf einem ausgedehnten Gebiet. Man sieht: die Römer vermochten ihre Sprache da zur Herrschaft zu bringen, wo sie eine überlegene Bildung mitbrachten: in Gallien, Spanien, Nordafrika. Dagegen konnten sie da nichts ausrichten, wo sie als — überdies ziemlich mangelhafte — Schüler erschienen. Nun hielten sie selber das Griechische für eine große Sprache, in der es sich lohnte, amtliche Bekanntmachungen

zu veröffentlichen oder wenigstens zu übersetzen, wie die Inschrift von Ankyra. So ist das Römische Reich zweisprachig geworden, und hierin lag von vornherein der Keim einer Trennung in eine östliche und eine westliche Hälfte.

Als Sprache eines seefahrenden Volkes ist das Griechische nicht darauf angelegt gewesen, im Inneren der Festländer Fuß zu fassen, weder in Europa, noch in Asien, noch in Afrika. Im Iranischen z. B. haben sich trotz des Einflusses der hellenischen Bildung auf die Hofkreise nur wenige Ausdrücke dauernd festzusetzen vermocht. Das Armenische hat bis in die christliche Zeit hinein keine selbständigen Anleihen beim Griechischen gemacht, und die ihm vorher einverleibten Lehnwörter sind ihm durch Vermittlung des Iranischen zugeflossen. Ebenso weist das Slavische erst seit dem Eindringen des Christentums Bereicherungen aus dem Griechischen auf. So ist dieses im wesentlichen stets auf die Küstenstriche beschränkt geblieben und hat jedenfalls im Abendland mit Ausnahme des stark vergriechten Unteritaliens seinen Einfluß nirgends tief ins Binnenland hinein erstreckt.

Ebenso kann man nicht behaupten, daß das Christentum bei seinem allmählichen Emporkommen das Griechische zu seinem überwiegenden oder gar alleinigen Darstellungsmittel gewählt hätte. Im Grunde blieb es auf die Gegenden beschränkt, in denen es schon vorher herrschte. Während im Abendlande das Lateinische als Reichssprache zugleich Amtssprache der Kirche war und bei den Handlungen des Gottesdienstes und zu gelehrten Zwecken wie Ausbreitung der Wissenschaft und Heranbildung der Priester ausschließliche Verwendung fand, haben sich im Morgenlande bei den Stämmen, die eigenes Volksbewußtsein entwickelten, besondere Landessprachen ausgebildet; so finden wir hier Übersetzungen der Bibel ins Gotische, Armenische, Koptische und Slavische nebst zweckmäßig angepaßten eigenen Alphabeten, und weiterhin begnügte man sich nicht mit Übersetzungen, sondern schuf in den so entstandenen Landessprachen auch ursprüngliche Werke. Befriedigte demnach im Westen das Latein die Bedürfnisse der Kirche und überhaupt des höheren Geisteslebens, so traten im Osten volkstümliche Bildungssprachen

auf, die sich teilweise bis heute erhalten haben. Infolgedessen blieb das Griechische auf sein eigentlichstes Gebiet beschränkt und spielte im Osten niemals dieselbe Rolle wie das Latein im Westen. Anderseits aber hat es allen Landessprachen zum Muster gedient. Genau genommen ist schon das Lateinische als Buchsprache ein Ableger des Altgriechischen, die neuen Volkssprachen aber atmen alle etwas von dem Geiste des neutestamentlichen Griechisch. Hat so das Griechische auch nicht dieselbe Rolle gespielt wie das Lateinische, so hat es dafür doch all seinen Nachkömmlingen sein Gepräge aufgedrückt.

Der Stolz, den die Griechen auf ihre Gesittung hatten, verrät sich in bemerkenswerter Weise auch in ihrer Sprache. Während jede der ihr benachbarten Wörter entlehnt, hat keine dies in geringerem Umfange getan als das Griechische, jedenfalls in geschichtlicher Zeit. Abgesehen von einigen Kunstausdrücken und verschiedenen Namen unbekannter Gegenstände halten sich die Griechen in historischer Zeit an ihre eigenen Worte, und die Redeweise der höheren Schichten duldet keine fremden Ausdrücke. Beim Volke, zumal dem zweifellos stark gemischten der Pflanzstädte, war es sicherlich anders. Wie wir gesehen haben, enthielten die Verse des Dichters Hipponax Bestandteile, die den kleinasiatischen Sprachen entstammten. Auf Sizilien brauchte Epicharm Wörter, die aus Italien gekommen waren, wie λίτρα 'Pfund' und ὀγκία (*uncia*) 'Unze'. Varro bezeugt, daß πόρκος, augenscheinlich aus einem durch das lat. *porcus* 'Ferkel' vertretenen Worte, das der Nordwestgruppe des Indogermanischen entlehnt ist, auf Sizilien in Gebrauch war. Aber diese Entlehnungen blieben örtlich beschränkt und gingen nicht über die niederen Kreise hinaus. Alles in allem genommen gibt es keine Sprache, die sich widerstrebender gegen Entlehnungen gezeigt hätte als das klassische Griechisch.

Eine so mächtige und wohleingerichtete Verwaltung, wie es die römische war, konnte wohl ihre technischen Bezeichnungen ablagern. Von Anfang an kam der Brauch auf, amtliche Beschlüsse zugleich griechisch und lateinisch zu veröffentlichen, und man mußte die amtlichen Ausdrücke ins Griechische übersetzen. Seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. dringen Wörter ein wie καλάνδαι *calendae*, νωναί *nonae*. Ein Schriftsteller, der sich gleich Polybios berufsmäßig mit römischen Dingen abgibt, wendet fortlaufend Bezeichnungen wie πατρῖκιος *patrīcius* an und scheut nicht davor zurück, nach Vorgang des Lateinischen Redewendungen zu prägen wie ὑπ' ἐξουσίαν τινὸς ἄγειν = *sub potestātem alicuius redigere*. Auf Delos erscheint 80 v. Chr. πατρων (= *patrōnus*), und das Wort ist dort so fest eingebürgert, daß wir in der Zeit des Augustus sogar das weibliche Gegenstück πατρώνισσα antreffen; dies ist insofern von besonderer Bedeutung, als wir daraus so recht deutlich sehen, wie die uns oben entgegengetretene weibliche Ableitung auf -ισσα auch an Bezeichnungen lateinischen Ursprungs antreten konnte; aus der κοινή ging sie dann ins Kirchenlatein über und wurde von da weiter in die romanischen Sprachen verpflanzt, wo wir u. a. italienisch *patronessa*, franz. *patronesse* als Entlehnungen aus dem Schriftlatein haben. Jedoch ist zu bemerken, daß in alter Zeit so ziemlich alles übersetzt wird. Im Evangelium hinwiederum liest man dann λεγεών *legio* und κουστωδία *custōdia*, ja bei Johannes hat sich sogar τίτλος *titulus* eingenistet. In der Kaiserzeit tauchen auf Papyri οὐετρᾱνός *veterānus*, κεντυρία *centuria* (= *kĕntŭ̯'rĭ̯ă*) und κλάσσης für *classis* auf. Fast durchweg aber handelt es sich um Kunstausdrücke für eigentlich römische Dinge, und die Zahl der ins Griechische eingedrungenen lateinischen Worte ist stets sehr gering geblieben. Um einer größeren Masse von solchen und späterhin von romanischen den Eintritt zu ermöglichen, bedurfte es erst des Zerfalls der griechischen Bildung selbst. Im Mittelalter und in der Neuzeit ist das Griechische Fremdwörtern nicht minder zugänglich gewesen als alle anderen Sprachen auch, wogegen seit dem XIX. Jahrhundert eine ausgesprochene Gegenströmung im Sinne der Reinigung eingesetzt hat.

Siebentes Kapitel.

Die Vernichtung der Ortsmundarten.

Mag man sich mit einem neugriechischen Dialekt abgeben, welcher auch immer es sei, so wird man feststellen, daß er nicht auf der im Altertum gebräuchlichen Mundart derselben Gegend, sondern auf der κοινή beruht. Selbst eine Insel wie Lesbos, die doch einen sehr ausgesprochenen Dialekt, ein hochentwickeltes Schrifttum und amtliche eigensprachliche Inschriften besaß, bietet heute keine Spur des Äolischen mehr, und dies geht so weit, daß sogar in den Ortsnamen kaum noch ein Schimmer von diesem hindurchscheint. Der einzige Punkt, an dem man noch verschwindend geringe Reste eines alten Dialekts beobachtet, ist der Süden des Peloponnes: hier enthält das Tsakonische einige Züge, die sich als Überlebsel des Lakonischen darstellen. Somit sind die Ortsmundarten ausgestorben, und die Gemeinsprache hat ganz Griechenland bedeckt. Da erhebt sich die Frage, wann dieser Vorgang stattgefunden hat.

Sie läßt keine haarscharfe Bedeutung zu; die Schrifttexte geben uns zwar eine gewisse Vorstellung von der Rede, in der die amtlichen Urkunden abgefaßt sind und in der sich der Umgang der Gebildeten vollzog, bieten uns aber keinen Aufschluß darüber, ob die Schreibenden oder öffentliche Reden in κοινή Haltenden sich nicht etwa zu Hause ihrer ursprünglichen Ortsmundart bedienten und insbesondere, ob nicht die Leute aus dem Volke, und vor allem die Landbewohner die angestammte Natursprache ihres Fleckens beibehielten. Um hier zu voller Sicherheit zu gelangen, bedürfte man ausdrücklicher Zeugnisse zeitgenössischer Beobachter; da aber das Fortleben dieser Dialekte keine Anteilnahme hervorrief, so fehlen solche Zeugnisse so gut wie ganz.

Strabon berichtet, die Peloponnesier redeten dorisch (δωρίζουσι); Suetonius, Pausanias und andere Gewährsmänner bezeugen den Gebrauch des Dorischen, besonders auf Rhodos und in Messenien, im ersten und noch im zweiten Jahrhundert n. Chr. Anderseits werden die Dialektinschriften nach dem ersten Jahrhundert n. Chr. selten; im zweiten findet man noch einige, nach dem

vierten versiegen sie gänzlich. Nach diesen an Zahl bescheidenen und an innerem Wert mittelmäßigen Quellen zu schließen, sind die Ortsdialekte zwischen dem vierten Jahrhundert vor und dem vierten Jahrhundert n. Chr. in fortschreitendem Maße aus dem lebendigen Gebrauche verschwunden. Am widerstandsfähigsten erwies sich augenscheinlich das Dorische des Peloponnes und einiger Inseln. Dies läßt sich unschwer daraus erklären, daß das Dorische die größte Gruppe bildete; es hatte sich eine Zeitlang dem Einfluß des Jonischen das Gleichgewicht gehalten und ist deshalb auch erst verhältnismäßig spät vor der κοινή zurückgewichen.

Übrigens hat der Zerfall der Ortssprachen lange vor ihrem endgültigen Untergang begonnen. Vor dem Augenblicke, in dem man auf ihren Gebrauch verzichtete, hatte man sie in fortschreitendem Maße der meisten ihrer eigentümlichen Züge entkleidet, wie wir dies schon weiter oben dargelegt haben. Wenn eine Sprache durch eine völlig anders geartete verdrängt wird, so scheidet sie klipp und klar aus dem Gebrauche aus; wenn dagegen eine Gemeinsprache eine andere, ganz nah verwandt, verdrängt, so geht die Ersetzung schrittweise vor sich. So hat das Gemeinfranzösische die Ortsmundarten in Mittelfrankreich nicht auf einen Schlag vertrieben, vielmehr ist Einzelheit um Einzelheit, Wort um Wort, Form um Form umgetauscht worden.

Die Inschriften der Zeit Alexanders und seiner Nachfolger sind mit κοινή förmlich durchtränkt, und keine kann in ihrer Sprache mit einer der alten im Ortsalphabet abgefaßten Inschriften verglichen werden. Durchmustert man Kerns Sammlung der Inschriften von Magnesia, unter denen sich mehrere im Dialekt abgefaßte befinden, so erscheint der Unterschied zwischen beiden Gruppen als recht gering. Zwar wird die Mundart durch einige planmäßig eingestreute Eigenheiten angedeutet, aber der Grundstock und zumal der Wortschatz ist hier wie dort derselbe.

Seit dem Augenblick, in dem sich das jonische Alphabet allgemein verbreitet, neigen die Inschriften zur Darbietung der Ortsmundarten in abgeschwächter Gestalt; es sieht gerade so aus, als ob man bei allem Bestreben, die Redeweise der Vaterstadt sorgfältig wiederzugeben, zugleich

doch darauf ausgegangen wäre, gewisse Züge zu verwischen, die ihr im Kreise der übrigen griechischen Dialekte ein gar zu ungewohntes Aussehen verliehen und deren man sich sozusagen schämte. Beispielsweise wird die Gruppe -σϑ- (-*st‘*-) in den ältesten nordwestlichen Inschriften mit -στ- (-*st*-) bezeichnet, so in denen von Delphi, Elis, Lokris. Nun verschwindet aber nach einer zutreffenden Bemerkung P. Fourniers die Schreibung -στ- zugleich mit der Aufnahme des jonischen Alphabetes; die große, in diesem aufgezeichnete Labyadeninschrift hat noch προστα, in dem sich augenscheinlich die wirkliche Aussprache spiegelt; planmäßig jedoch wird dann der Infinitiv des Mediums durch -σϑαι, nicht mehr durch -σται wiedergegeben. So ist seit dem vierten Jahrhundert v. Chr. in einer Stadt, wo man doch die Ortsmundart schrieb, ein Rückschlag gegen eine mundartliche Eigenheit festzustellen, die in die Rede einen allzu abweichenden Zug hineinbrachte und darum abstoßend wirkte.

'Ich will' heißt im Jonisch-Attischen von Anbeginn βούλομαι. Anderwärts gebraucht man zuerst βόλομαι, so im Arkadisch-Kyprischen und auf Euböa; auch bei Homer finden wir drei Beispiele. Daneben treten Formen mit dem Wurzelvokal *e* auf: ostgriechisch δήλομαι (*dẹ̄lomai̯*) (in Herakleia, Kyrene, Syrakus, im Elischen) oder δείλομαι (*dẹ̄lomai̯*) (im Lokrischen und Delphischen). Dahin gehört auch mit dem äolischen β aus g^u vor *e* thessalisch βελλομενος, böotisch βειλομενος. Das Dorische anderseits hat für denselben Begriff eine völlig abweichende Wurzel λη (λῶ, λῆς usf.), bezeugt auf Kreta, in Lakonien, Syrakus, Korkyra usw.; auch die Schriftsteller, die sich dorisch zu schreiben befleißigen, wenden sie pflichtgetreu an: so Aristophanes an den lakonischen Stellen seiner Stücke, Epicharm und Theokrit, während sich Pindar den Gebrauch dieses genau besehen allzu dorischen Wortes versagt. Herodot, der sich zwar des Schriftjonischen bedient, aber aus einer erst kürzlich dem Joniertum zugeführten dorischen Stadt stammt, braucht λῆμα 'Wille', worin zweifellos ein Überrest seiner dorischen Muttersprache zu suchen ist. Der eigentlich dorische Ausdruck ist auf dem Wege zum Aussterben; seit dem vierten Jahrhundert v. Chr. greifen die kretischen Inschriften nicht mehr auf λη-, noch auf

δήλομαι, sondern auf das jonisch-attische βούλομαι zurück, dem man nur einen leicht dorischen Anstrich gibt, indem man an Stelle des ου als Ersatzdehnungsvokal vielmehr ω setzt und demgemäß βώλομαι sagt; dabei diente dor. βωλά = jon. att. βουλή 'Rat', lesb. βόλλα als Vorbild. Als sich dann die κοινή weiterentwickelte, hat man sogar zu προαιρεῖσϑαι 'sich vornehmen' gegriffen, das man auf einer kretischen Inschrift des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts liest.

Im großen ganzen sind auf den Dialektinschriften in jonischem Alphabet die Erscheinungen, in denen die eigentümlich örtlichen Besonderheiten zutage treten, eben die Züge, die nicht mit dem Jonisch-Attischen zusammenstimmen. Was den anderen, diesem nahestehenden Teil betrifft, so ist ein Doppeltes möglich: sie können zu dem alten Grundstocke des Dialekts gehören, es läßt sich aber niemals sicher behaupten, daß sie nicht einer Nachahmung des Jonisch-Attischen zu verdanken seien.

Ohne Zweifel darf man aus der Sprache der Inschriften nicht ohne weiteres auf die des Lebens schließen. Solange man kann, schreibt man guten Stil. Mit der Aufgabe, sie für alle bestimmten Texte abzufassen, betraut man ausgesprochenermaßen Leute, die richtig sprechen und regelrecht schreiben. Die Alltagsrede stand naturgemäß in vielen Beziehungen hinter der sorgfältig gepflegten der Inschriften zurück; sie war anfangs weniger jonisch und infolgedessen auch weniger attisch. Auch ist folgendes zu beachten: wenn man in einer Zeit, da alle Gebildeten oder aus ihrer Heimat Verzogenen die Gemeinsprache kannten und handhabten, im Dialekt schrieb, so wollte man damit die örtliche Selbständigkeit betonen und ging bewußt darauf aus, das örtliche Gepräge aufrecht zu erhalten. Wenn trotzdem die Dialektinschriften seit dem Beginn des vierten Jahrhunderts v. Chr. so stark von der κοινή durchsetzt sind, so kommt dies nur daher, daß ihre Verfasser bereits in der κοινή dachten und sich für gewöhnlich anstrengten, in guter κοινή zu sprechen, den Dialekt aber, mit dessen künstlicher Wiedergabe sie sich quälten, oft Leuten entlehnten, deren Bildungsstufe niederer als ihre eigene war. Dabei bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Ausdrucksweise der oberen Klassen als

allgemeines Vorbild diente und sich so die örtlichen Züge allmählich verwischten. Selbst in Kreta sehen wir seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. den Gen. Sing. πόλιος 'der Stadt' durch πόλεος und πόλεως ersetzt. Im dritten Jahrhundert v. Chr. treffen wir noch den Inf. Präs. ημεν 'esse', aber im zweiten tritt ειναι auf.

Die Eigentümlichkeiten, die sich am besten halten, sind die, die sich in der κοινή auszubreiten vermochten, so der Aorist auf -ξα, der sich recht gut behauptet, obwohl εδικασα 'richtete' seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. auf Kreta erscheint. Außerdem kommen besonders noch die Züge in Betracht, auf die man mit Bewußtsein achtete und die man pflegte, um die Mundart kenntlich zu machen. Dahin gehört vor allem das ᾱ, dem man am zähesten treu blieb; das Auftauchen von η ist allemal ein Anzeichen für das Verschwinden der Mundart. Wir treffen solche Fälle von η seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. auf Kreta an: στησαιεν 'sie mögen stellen' in Gortyn, τηιδε 'dieser' in Hierapytna, ψηφισμα 'Beschluß' neben ψαφισμα in Allaria. Auf Rhodos, wo sich das Dorische verhältnismäßig gut gehalten hat, ist das ᾱ noch zu Beginn der christlichen Zeitrechnung anzutreffen. Daneben aber findet sich auch schon die Verwendung von ᾱ am falschen Ort; dies beweist, daß die Leute, die den Dialekt schrieben, ihn nicht mehr kannten und daß er bloß noch eine Art mundartlich gefärbter κοινή war. Ähnlich brauchte man in Byzanz διᾱνεκης statt διηνεκής 'durchgehend', wo das η altem ē entspricht und demgemäß auch das Dorische niemals ᾱ gehabt haben kann («Hyperdorismus»).

Anderwärts stoßen wir auf verwandte Erscheinungen. So verdrängt auf Lesbos seit 321 v. Chr. ὄτε 'wann' das ortsübliche ὄτα und στράτᾱγος 'Feldherr' tritt an die Stelle von στροτᾶγος. Dagegen besteht ᾱ weiter und ebenso die Akk. Plur. auf -αις, -οις (aus -ανς, -ονς) nebst dem Fem. παισα (= πᾶσα 'tōta' < *πανσα < *παντi̯α), alle zum Zeichen, daß man die Mundart, nicht die Gemeinsprache schrieb.

Im Jonisch-Attischen tritt als Bindewort der Bedingung εἰ (spr. ẹ̄) auf, überall sonst αἰ (ai̯) oder ἠ (ẹ̄). Nun findet sich aber seit dem vierten Jahrhundert v. Chr. εἰ für αἰ in Argos, Rhodos. Heraklea; im Nordwestgrie-

chischen wird es im dritten Jahrhundert v. Chr. häufig; Böotien, wo ein sehr starkes Gefühl für die Mundart herrschte, hat es erst im zweiten Jahrhundert n. Chr. Schließlich ist αἰ überall geschwunden.

Alles in allem genommen verbreitet sich die κοινή seit dem vierten Jahrhundert v. Chr. mit reißender Schnelle. Sie gilt allein noch als Hochsprache. Gelegentliche Versuche einzelner Städte, sich der einheimischen Mundart zu bedienen, um so das Bestehen einer örtlichen Selbständigkeit zu bekräftigen, die es in Wirklichkeit bloß dem Scheine nach gab, hatten im Grunde keinen anderen Erfolg als den zu zeigen, daß die κοινή auch bei ihnen bis in die Tiefe eingedrungen war.

Der Hauptrückschlag gegen die Alleinherrschaft der jonisch-attischen κοινή erfolgte von der äolischen und achäischen Linie aus, war aber nur vorübergehender Art. Um eine gewisse Selbständigkeit dem makedonischen Königtum gegenüber zu behaupten, errichteten die festländischen Stadtstaaten Bünde, die ihre Selbstverfügung in Wahrheit aufhoben, und deren Bestrebungen am Ende auch ihrerseits wieder in die Schaffung von Gemeinsprachen ausliefen.

Im dritten Jahrhundert v. Chr. hat die jonisch-attische κοινή in Athen und allen unmittelbar oder mittelbar unter unbeschränkten Herrschern stehenden Ländern das Heft in der Hand: in Makedonien, in Kleinasien (außer den hier allmählich verschwindenden äolischen Splittern), in Ägypten, in Syrien. Das Dorische erhält sich unter Verwendung mit der κοινή in seinen alten Gebieten. Der größte Teil des festländischen Griechenlands sträubt sich noch gegen die unbedingte Annahme der κοινή, unterliegt aber nichtsdestoweniger ihrem Einfluß.

Die böotische Eidgenossenschaft behält ihren Dialekt sorglich bei und schafft für ihn im dritten Jahrhundert v. Chr. eine im hohen Maß lautgetreue Schreibung. Noch die Inschrift der Nīkarētā (222—200 v. Chr.) ist in sehr reinem Böotisch geschrieben. Trotzdem dringt die κοινή auch hier ein; beispielsweise ist die Ortsform ἇς 'solange als' aus ursprünglichem *ἇϝος im dritten Jahrhundert v. Chr. häufig durch ein verschnörkeltes αως ersetzt, worin wir eine Vermischung des böotischen ἇς und des attischen

ἕως zu sehen haben. Mit dem Erlöschen der Macht des böotischen Bundes im zweiten Jahrhundert v. Chr. hört man auch auf, böotisch zu schreiben. Darnach sind selbst ganz widersprachliche Texte wie die der Verwünschungen (*dēfixiōnēs, dīrae*) in κοινή abgefaßt, obwohl noch hie und da eine böotische Eigentümlichkeit hindurchschimmert und ohne Zweifel anzunehmen ist, daß die Grundzüge der Mundart, wenngleich von der Gemeinsprache ganz durchsetzt, noch fortbestanden haben. Die Sachlage dürfte ähnlich gewesen sein wie heute in einem mittelfranzösischen Dorf, wo man nur das Gemeinfranzösische schreibt, die Umgangssprache aber, ohne eigentlich rohe Mundart zu sein, ein geradebrechtes Französisch mit zahlreichen Ortseigenheiten ist, und wo der ungeübten Feder der wenig Gebildeten beim Schreiben manche Reste von ungepflegt mundartlichem Gepräge entschlüpfen.

Der äolische und der achäische Bund, in dem jede Stadt etwa wie ein nordamerikanischer Bundesstaat oder ein Schweizer Kanton eine gewisse Selbständigkeit behauptete, in dem aber doch die staatlichen Notwendigkeiten eine genügend feste Einheit erzeugten, haben eine unverkennbar einheitliche, durch gewisse Züge gekennzeichnete Sprache besessen. Ganz unverkennbar ist die Mühe, die man sich gab, um sich von der jonisch-attischen κοινή abzuheben, weil diese die Sprache der Könige war, gegen welche diese Bünde ankämpften. Dabei machte man nicht das Dorische, sondern das Nordwestgriechische zur Grundlage. Naturgemäß bildet das nichtjonisch-attische ᾱ ein hervorstechendes Merkmal. Die beiden Punkte aber, die dieser sogenannten ätolischen κοινή ihr Gepräge verleihen, sind die Übertragung der Dat.-Plur.-Endung -οις der o-Stämme auf die konsonantischen, z. B. in ἀγώνοις anstatt des attischen ἀγῶσι zu ἀγών 'Wettkampf', und der nach dem Ausweis des lateinischen und deutschen *in* altererbte Gebrauch von ἐν mit dem Akk. an Stelle von εἰς. Diese Kennzeichen treffen wir in den Inschriften der zum ätolischen Bunde gehörenden Städte regelmäßig an, so in ganz Nordwestgriechenland im dritten und zweiten vorchristlichen Jahrhundert und auch im Peloponnes; in Arkadien verdrängt die nordwestliche Gemeinsprache die Ortsmundart ebenfalls noch im dritten Jahrhundert v. Chr., und in Delphi bieten uns die Inschriften eine nahezu unbegrenzte Fülle von Belegen für sie.

Im übrigen konnte auch die planmäßige Gegenwirkung des ätolischen Bundes keine reine Mundart wiederherstellen, die es nirgends mehr gab. Der Wortschatz der nordwestgriechischen κοινή-Inschriften wimmelt von Ausdrücken der Gemeinsprache. So liest man hier ἔγκτησις und nicht mehr das alte εμπᾱσις; αἰ ist durch εἰ ersetzt; wo κα erhalten ist, findet man häufig die unechte Mischbildung εἴ κα an Stelle des ursprünglichen αἴ κα: nichts ist geeigneter zu zeigen, bis zu welchem Grade sich die nordwestliche κοινή mit der jonisch-attischen vermengt hat.

Übrigens hat diese κοινή keine schriftstellerische Verwertung gefunden. Es gibt keine Spur eines in ihr geschriebenen Buchtextes; sie hat nach außen niemals irgendwelches Ansehen gehabt und ist lediglich das Erzeugnis politischer Umstände. Sobald sich die Bünde auflösten, ist diese Gemeinsprache aus dem Gebrauche verschwunden. Der vorübergehende Einfluß einer im gesamten Osten herrschenden Gemeinsprache hatte zur Folge, daß die Ortsmundarten endgültig zerstört wurden. Man hatte geglaubt, der jonisch-attischen Gemeinsprache bloß dadurch entgehen zu können, daß man eine andere aufbrachte. Als diese erledigt war, blieb nur die große jonisch-attische κοινή übrig, zugleich das einzige Verständigungsmittel der gebildeten Welt. Die Betrachtung des Neugriechischen zeigt, daß alle Bevölkerungsschichten durch eine Reihe aufeinanderfolgender Anpassungen schließlich bei ihr angelangt und alle landschaftlichen Eigentümlichkeiten eine nach der andern ausgemerzt worden sind. Zwar hat im dritten Jahrhundert v. Chr. Theokrit Gedichte in syrakusanischer Mundart gemacht, und der große Mathematiker Archimedes hat in dieser alle seine Werke geschrieben. Aber diesem Rückschlag der hellenischen Großstadt des Westens gegen die Gemeinsprache des Ostens ist infolge der römischen Eroberung, die dem sizilischen Griechentum den Boden unter den Füßen wegzog, keine dauernde Nachwirkung beschieden gewesen.

Achtes Kapitel.
Die Auflösung der κοινή.

Aus dem Umstande, daß alle alten Ortseigenheiten aus der κοινή verschwunden sind, folgt nicht, daß in irgendeinem Augenblicke das Griechische in der ganzen Breite seiner Ausdehnung in genau derselben Weise gesprochen worden wäre. Zwar hat Straffheit der römischen Reichsverwaltung die örtliche Selbständigkeit überall vernichtet. Sie hat einen Einheitsstaat hergestellt, in dem es bequem war, eine und dieselbe Sprache zu haben, und in dem tatsächlich für die gesamte östliche Hälfte das Griechische diesen Zweck erfüllte. Es ist dieselbe Sprache, die fortgesetzt in den Schulen gelehrt, in allen Büchern und Staatsakten geschrieben und von allen gebildeten Leuten gesprochen wurde. Aber der Raum, über den sich das Griechische ausbreitete, war zu weit, die Menschen, die sich seiner bedienten, von zu verschiedenem Ursprung, als daß nicht erhebliche Unterschiede von einer Gegend zur andern hätten eintreten sollen. Wohl gab es eine gemeinsame Richtung, und ihr Vorhandensein führte zur fortschreitenden Vernichtung aller Reste der Ortsmundarten. Trotzdem aber bestand keine vollkommen einheitliche Sprache, und zumal im Hinblick auf die Leute, die den Einfluß der Schule nicht erfahren hatten oder ihm wieder gänzlich entwachsen waren, ist es wahrscheinlich, daß der Anblick des Griechischen von Landstrich zu Landstrich wechselte. In dem Augenblick, in dem die allgemeine Richtschnur an einem Punkte die Oberhand über die letzten Eigentümlichkeiten gewann, hatte die Gemeinsprache an einem anderen, wo sie seit langem herrschte, möglicherweise eine neue Besonderheit entwickelt. Die Art der Aussprache war in Kappadokien nicht dieselbe wie in Athen. Dies ist keine auf das Griechische beschränkte Erscheinung: auch für das Lateinische kennen wir keinen Augenblick, in dem es auf dem ganzen romanischen Gebiete restlos gleich gewesen wäre. Ebenso wiesen, solange es ein arabisches und ein spanisches Reich gab, das Arabische und das Spanische in sich selbst Verschiedenheiten auf, zum Teil, weil die Eroberer seit der Zeit der Eroberung abweichende Dialekte hatten, zum Teil,

weil auf seiten der unterworfenen Völkerschaften die Gegenwirkung ungleich war und weil die Ausbreitungsbedingungen von Gegend zu Gegend schwankten. Stets liegt die Einheit einer Gemeinsprache in der ganzen Richtung und nicht in den einzelnen Tatsachen.

Solange sich der Einfluß Athens erhielt, hat die Schriftsprache bis zu einem gewissen Grade die Veränderungen widergespiegelt, die sich in der Umgangssprache vollzogen; Demosthenes schreibt anders als Plato und Menander anders als Aristophanes. Polybios bedient sich der Ausdrucksweise der Gebildeten seiner Zeit, wenngleich er von dem klassischen Vorbilde nicht unberührt ist. Dann aber tritt ein Wandel ein: je weiter sich die Alltagsrede von Plato und Aristophanes entfernt, desto mehr widerstreben die Schriftsteller der Forderung, einfach so zu schreiben, wie ihre Umgebung sprach, und bemühen sich, das Muster einer besseren Vergangenheit nachzuahmen. Schon bei Dionys von Halikarnaß begegnen wir einem Wiederaufleben des Attischen, und in der Kaiserzeit tritt immer stärker die Neigung hervor, Schrift- und Umgangssprache zu trennen. Nunmehr heißt die Losung: Gut schreiben! Es gilt jetzt für fein, den niederen Ton zu meiden und keine Form zu gebrauchen, die der gemeine Mann im Munde führte. So läßt sich denn beobachten, wie die Schreibenden Abgestorbenes von neuem einführen. Unter anderem ist der Dual seit Jahrhunderten erloschen, aber um die Wende des zweiten und dritten Jahrhunderts n. Chr. taucht er wieder auf, nicht als ein lebendiges Ausdrucksmittel, sondern als ein willkürlich verwandtes und aufs Geratewohl über die Rede verstreutes Zierstück. Schließlich wird die Nachahmung der Klassiker ein Erkennungszeichen der Gebildeten, und so muß sich ihr auch die Kirche fügen. Während die neutestamentlichen Schriften entsprechend der gesellschaftlichen Stellung der ersten Bekenner des Christentums noch überwiegend in einem halbniederen Stil abgefaßt sind, muß dieses gleichfalls in dem neuen, vornehmeren Gewande auftreten, sobald es in die Kreise der Hochgebildeten Eingang findet. Schon gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. strebt Klemens von Alexandrien den Attikern nach. Er bedient sich des längst erloschenen Duals sowie des Optativs, teilweise

ohne Gefühl für die alten Regeln, ähnlich wie schon Philo, für dessen Zeit die Papyri beweisen, daß der Modus ausgestorben ist. Immer mehr gehen dann die beiden Richtungen auseinander. Die Vertreter der einen strotzen von gewöhnlichen Wörtern, Formen, Wendungen und Fügungen, während die berühmten Kanzelredner wie Basilius und Dio Chrysostomus der «reinen Sprache» huldigen. Als das Christentum Staatsreligion wird, wendet es sich vollends der Staatssprache zu und von der Redeweise der Massen ab. Die seit Beginn unserer Zeitrechnung eingeschlagene Richtung ist seitdem unentwegt weiter verfolgt worden. So ist es gelungen, eine feine und einheitliche Schriftsprache zu begründen. Allein das Beste bleibt ihr versagt, das Leben, und da sie durchaus eine künstliche Pflanze ist, so besitzt sie natürlich auch nicht die Kraft, die Alltagssprache von dem Einschlagen abweichender Bahnen abzuhalten.

In derselben Zeit, in der sich die Vereinheitlichung der Sprache vollendet, schwächt sich die Einheit des Reiches ab. Schon in dem durch den wirtschaftlichen Niedergang und die politischen Wirren gekennzeichneten Zeitraum des traurigen dritten Jahrhunderts n. Chr., aus dem die Bildung der alten Welt sehr gemindert hervorgeht und deren Verwüstungen die aufeinanderfolgenden Wiedergeburten nur unvollkommen herzustellen vermögen, beginnt die Spracheinheit schwer zu leiden. Später treten auf allen Seiten Völkerschaften auf, die ein Glied nach dem andern vom Reichskörper abreißen, und der Islam vertreibt das byzantinische Kaisertum Schritt für Schritt aus Kleinasien. Der Stand der Gesittung sinkt mehr und mehr, und dementsprechend nimmt die Wirksamkeit des sprachlichen Vorbildes immer mehr ab. Seit der byzantinischen Zeit treten Änderungen ein, die sich nicht überall in gleicher Weise abspielen; so kommt es zu einer Dialektspaltung. Obwohl man die Ortsmundarten in der byzantinischen Zeit nicht mehr schreibt, treten in den Handschriften doch nach Gegenden abgegrenzte Neuerungen auf, deren Wirkungen sich bis heute fortsetzen; vor allem gehört hierher die Entwicklung eines Gaumenreibelautes γ (*j*) in Fällen wie πιστεύω (att. = *pĭßtẹ̆ŭŭǭ*, später *pißtéwo*), das in einem erheblichen Teil des griechischen Gebietes zu πιστεύγω (*pißtéwjo*) wird.

Diese Erscheinung ist seit der hellenistischen Zeit auf der Insel Amorgos zu beobachten, wo die Aussprache noch heute fortlebt.

Allgemein betrachtet, gehen mehrere mundartliche Unterschiede, die man noch jetzt wahrnehmen kann, bereits auf das Altertum zurück. So wissen wir, daß η fast überall den Lautwert von *i* angenommen hatte, dagegen im Pontus als *e* weiter geführt wurde, von wo es die Armenier zwischen dem vierten und siebenten nachchristlichen Jahrhundert in Lehnwörtern übernahmen. Auch sonst fehlt es nicht an Neuerungen, die sich nicht über das Gesamtgebiet erstrecken, so, wenn sich neben dem seit der Kaiserzeit bezeugten φέρουν ʻsie tragenʼ an einigen Orten das ältere φέρουσι weiter erhält.

Die Anfänge der Scheidung zwischen der nördlichen und der südlichen Dialektgruppe reichen sicherlich bis zur byzantinischen Zeit zurück. Die erstere, die auf dem Festland die Mundarten Nord-Attikas, der nördlichen Inseln des Ägäischen Meeres, des nordwestlichen und nördlichen Kleinasiens umfaßt, ist besonders dadurch gekennzeichnet, daß es die betonten und unbetonten Vokale verschieden behandelt. Die ersteren werden grundsätzlich erhalten, die letzteren dagegen stark beeinträchtigt: unbetontes *i* und *u* verschwinden, unbetontes *e* und *o* gehen in *i* und *u* über; allein *a* behauptet im ganzen seine Farbe: νὰ φυλάξῃς (*nà filákßis*) ʻdu wirst hütenʼ wird zu νὰ φλάξ (*nà flákß*), κερδεμένος ʻgewonnenʼ zu κιρδιμένους (*kirđiménus*), χαίρεται (*chắretä* ⟨ att. *kʻáịrẹ̆taị*) zu χαίριτι (*chériti*) usf. Man sieht, die Worte haben ihre ursprüngliche Gestalt völlig eingebüßt. Diese tiefeinschneidenden Wandlungen sind übrigens nicht die Wirkungen eines Stärketons, sondern der Verkürzung der unbetonten Vokale. Tatsache ist, daß die Vokale unter sonst gleichen Bedingungen von sich aus um so kürzer sind, je geschlossener sie sind. Daher begreift man, daß sich die von vornherein kurzen *i* und *u* bei eintretender Verkürzung in Null auflösen, daß *e* und *o* in *i* und *u* übergehen und endlich *a* als von Haus aus längster Vokal seinen Klang behauptet.

Dagegen haben in der südlichen Gruppe der neugriechischen Dialekte die Vokale zwar mannigfache Wandlungen im einzelnen, aber keine durchgreifende Umgestaltung im ganzen erfahren.

Die endgültige Zerstörung des Byzantinischen Reiches im XV. Jahrhundert n. Chr. und die Türkenherrschaft, die als einzigen Mittelpunkt des Griechentums das Patriarchat von Konstantinopel und als einigende Kraft nur die Kirche übrig ließ, haben die Spaltung der Ortsmundarten begünstigt.

Von manchen Priestern ist anzunehmen, daß sie die Kirchensprache auch weiterhin lasen und in gewissem Umfang schrieben, dies aber war die alte κοινή. Im Osten hat das Auftreten des Christentums ebensowenig zu neuen Bahnen geführt wie im Westen. In Byzanz hat sich die christliche Kirche zur Hüterin der alten Schrift-κοινή gemacht, wie in Rom zu der des klassischen Lateins. Seit der Gründung des Römischen Reiches haben sich die Regeln der geschriebenen Sprache nicht mehr verändert und hat die Rechtschreibung nur in Nebenpunkten gewechselt. Mit der Zeit aber tat sich doch zwischen dieser und der Umgangssprache eine zu tiefe Kluft auf, als daß diese noch als Richtschnur hätte dienen können. Von da ab schlägt die Mundart jeder Gegend, ja fast jedes Ortes ihre eigene Richtung ein, und die Spaltung des Gemeingriechischen macht Fortschritte.

Dennoch gleicht sein Schicksal dem des Lateinischen nicht durchaus. Dieses hat sich in jedem Teil des Westreiches, in dem es seit dem fünften Jahrhundert n. Chr. Gemeinsprache geworden war, außer in Afrika und einigen Strichen nahe Germanien fürs erste gehalten. Dann aber hat es eine Neugruppierung vorgenommen, wobei jede Gruppe darnach strebte, ihre eigene Sprache zu gewinnen: es bildeten sich Gebiete, die sich vergrößerten und allmählich verstärkten; so hat sich das abendländische Gemeinlatein in eine große Anzahl von Sprachen zersplittert, die untereinander vollkommen unähnlich geworden sind. Im Ostreich finden wir nichts Entsprechendes. Frühe hat hier das Griechentum einen großen Teil der Eroberungen Alexanders des Großen wieder eingebüßt; mit reißender Geschwindigkeit sehen wir es an den Grenzen Indiens verschwinden, und dasselbe ereignet sich in ganz Mittelasien, wo das Iranische unter den Arsakiden und dann Sassaniden seine Herrschaft wiedererlangt. Der Kaiser von Byzanz wird mehr und mehr auf das Land beschränkt, das vor Alexander griechisch gewesen war, allein das Meer erhält hier auch weiterhin eine gewisse Einheit. Ist so aber auch das Ostreich mehr und mehr zusammengeschrumpft, so hat es sich doch nicht in getrennte Königtümer, ja nicht einmal in deutlich unterschiedene Provinzen zerkrümelt. Infolgedessen gab es wohl örtliche Färbungen des Griechischen, nirgends aber bedeutende Dialektgruppen, die fähig gewesen wären, sich zu wirklich verschiedenen Sprachen zu verdichten. Hiermit ist das Gefühl der Einheit erhalten geblieben.

Neuntes Kapitel.
Begründung einer neuen κοινή.

Das Selbstbewußtsein des Hellenentums wurde durch den staatlichen Niedergang des byzantinischen Kaisertums schwer getroffen. Selbst das Wort 'Hellene' kam allmählich in Abgang, und es ist überraschend, daß sich die Griechen selbst schließlich als Römer (Ῥωμιοί, *romii*) bezeichneten und ihre Volkssprache die romäische nannten.

Als zu Beginn des XIX. Jahrhunderts das Hellenentum gegenüber der Herrschaft des allmählich absterbenden Türkentums von neuem zum Gefühle seiner Einheit erwachte, lagen die Dinge also: auf der einen Seite stand eine überlieferte Schriftsprache, die sich wenig verändert, aber vom alltäglichen Gebrauch so weit entfernt hatte, daß sie dem Volke unverständlich geworden war; auf der anderen Seite hatte man Ortsmundarten, die im einzelnen merklich voneinander abwichen, im ganzen aber eine starke Verwandtschaft aufwiesen. Einen Mittelpunkt, der auf dem Gebiete der Bildung die anderen an Bedeutung und Kraft beherrschte und fähig war, ihnen seine Sprache aufzunötigen, gab es nicht. Allein in der Kirche stellte sich die Einheit des Hellenentums dar, und sie allein verfügte über eine Überlieferung, nämlich die der alten κοινή, welche auf ihrer Seite den Ruf hatte, seit Alexander dem Großen ununterbrochen das Griechentum vertreten zu haben, und tatsächlich den Vorteil besaß, überall das einzig vorhandene Einheitsband zu bilden. So war es

die Schriftsprache, auf die man sich stützte, um dem Griechentum bei seiner neuzeitlichen Wiedergeburt die Gemeinsprache zu geben, die das wiederentdeckte Gefühl völkischer Zusammengehörigkeit gebieterisch heischte.

Über einen Punkt jedenfalls hat es keinen Streit gegeben. Die türkische Eroberung hat die Ortsmundarten mit Wörtern angefüllt, die aus dem Islam entlehnt waren. In der Schriftsprache hat man es dagegen doch fertig gebracht, diese so ziemlich alle zu meiden, und dasselbe gilt annähernd auch von der Sprechsprache. In weitem Umfang hat man auch hier den Wortschatz des eigenen Volkes wiederhergestellt, den man notgedrungen in die Schrifttexte hatte wiederaufnehmen müssen. Deren Einfluß auf die Umgangsrede verrät sich in der Bedeutung, welche die Nominalzusammensetzung erlangt hat: wie wir oben gesehen haben, haben ja die zusammengesetzten Nomina im Indogermanischen und insbesondere im Griechischen von jeher eine der Hauptquellen für die Schrift- und Gelehrtensprachen gebildet. Die Griechen waren nicht die einzigen, die dieses Verfahren einschlugen: indem sie sich Schriftsprachen schufen, von denen die eine in dem von Rußland unterworfenen Teil ihees Volkes, die andere in der Türkei entstand, haben die Armenier mit peinlicher Folgerichtigkeit alle Worte islamischer Herkunft ausgemerzt und eine ganze Anzahl ihren alten Texten entnommen. Nicht anders haben es unter den Balkanslaven die Serben und Bulgaren gemacht, und die Rumänen schließen sich an. Die Austreibung der islamischen Wörter stellt sich geradezu als ein Wahrzeichen des Erwachens der christlichen Völker dar, mögen sie nun ein gewisses Maß staatlicher Selbständigkeit bewahrt oder sich damit begnügt haben, daß sie sich um ihre staatlich angestammte Kirche scharten. Indem aber die morgenländischen Völker in dieser Weise auf Ausdrücke ihrer Schriftsprache zurückgriffen, taten sie nichts anderes, als was aus anderen Gründen die romanisch redenden Völker des Abendlandes getan haben: so kommt ein erheblicher Teil des französischen Wortschatzes aus dem Schriftlateinischen. Der Franzose ist nicht imstande, zu dem Zeitwort *émouvoir* 'erregen' das dazugehörige die Handlung anzeigende Hauptwort für 'Erregung' zu bilden; er muß

auf das lateinische *emotio* (*ẹ̄mọ̄tịọ̄*) zurückgehen und *émotion* sagen. Ebenso ist das Eigenschaftswort zu *oeil* (*ọ̈ⁱ*) 'Auge' nicht von diesem selbst abgeleitet, sondern aus dem schriftlateinischen *ocularis* (*ọ̆kụ̆lạ́rị̆s*) zu *oculus* (*ọ̆́kụ̆lụ̆s*) und lautet demgemäß *oculaire* (*ọkülā̈r*). Das Englische hat derartige Entlehnungen gleichfalls und zwar manchmal dieselben wie das Französische. Endlich sei an unsere eigenen Reinigungsbestrebungen erinnert, die neben mancher kernigen Anleihe bei unseren Mundarten auch der gelehrten Erforschung der Redeweise unserer Ahnen manche schätzbare Bereicherung zu verdanken haben.

Wenn es aber verhältnismäßig leicht ist, eine bestimmte Anzahl junger Anleihen bei einer lebenden Sprache wie dem Türkischen wieder abzustoßen und dafür Ersatz bei einer altüberlieferten zu suchen, so ist es ein Ding der Unmöglichkeit, die ganze Art der Lauthervorbringung und den gesamten grammatischen Bau umzuformen.

Was zuerst die Aussprache anbetrifft, so ist für diese die Lösung gegeben. Die griechischen Mundarten boten keine so tiefgehenden Unterschiede in der Aussprache und Abwandlung wie etwa die armenischen, die der Nötigung unterlagen, zwei neuarmenische Schriftsprachen zu schaffen, die eine zu Tiflis und Erivan, die andere zu Konstantinopel. Im Neugriechischen lauten die Konsonanten überall wesentlich gleich. Man hat einfach das beibehalten, was den meisten Hellenen gemeinsam war, und von jeder örtlichen Besonderheit abgesehen. Für die Vokale hat man als Grundlage den Stand der südlichen Mundarten genommen, die im großen ganzen noch den der alten κοινή darstellen, und die einschneidende und grundstürzende Änderung der nordgriechischen Dialekte unberücksichtigt gelassen. Die Rechtschreibung ist natürlich die überkommene, so daß heutiges *i* außer durch ι auch durch ει, η, οι, υ, υι wiedergegeben erscheint, ebenso wie *e* außer durch ε auch durch αι, *o* durch ο und ω usw. Aber diese lästigen Umständlichkeiten der Schreibung sind für die Aussprache belanglos.

Wenn der lautliche Bau des Neugriechischen im allgemeinen noch derselbe ist wie der der alten κοινή, so kommt dies daher, daß die zwischenvokalischen Konsonanten in den meisten Dialekten so gut wie unversehrt

geblieben sind oder sich doch erst zu ändern beginnen. Damit hat sich das Knochengerüst der Sprache fast unberührt erhalten und sind keine Einschrumpfungen erfolgt wie etwa im Französischen bei *dire* (*dịr*) 'sagen' aus lat. *dicere* (*dị́kĕrẹ̆*) oder bei *nier* (*nię̄*) 'leugnen' aus lat. *negare* (*nẹ̆gạ̄rẹ̆*); vielmehr haben die neugriechischen Wörter im wesentlichen dieselbe Silbenzahl beibehalten, die sie im Altgriechischen hatten.

Was die Formenlehre betrifft, so konnte man nicht daran denken, Bildungen, die in allen Mundarten völlig untergegangen waren, wie das Futurum, unter den Fürwörtern das persönliche der 2. Pers. Plur., das persönliche oder das abgewandelte Relativ ὅς, ἥ, ὅ, wiederherzustellen. Das überraschende und unerklärte Verschwinden des Infinitivs ist allen Dialekten gemeinsam, ein Zug, den das Neugriechische mit anderen Balkansprachen teilt. So ist der slavische Infinitiv im Bulgarischen ebenso ausgestorben. Darnach ist es begreiflich, daß man im Neugriechischen auf seine Wiederbelebung verzichtete. Das Futurum ist zwar nicht einfach aufgegeben, wird jedoch wie im Südslavischen mit Hilfe des Zeitwortes 'wollen' gebildet: 'ich werde richten' heißt jetzt in Wort und Schrift θὰ κρίνω oder altertümelnd θενὰ κρίνω; hierbei ist θενά (*þená*), das späterhin zu θά verkürzt wurde, eine Einschrumpfung von θέλω νά (*þélo ná*) 'ich will, daß'.

Im übrigen hat man all das soweit nur möglich festzuhalten versucht, was die Umgangssprache noch an Resten in sich schloß. Jedenfalls in einem Punkte sind die griechischen Mundarten altertümlich geblieben, nämlich darin, daß das Wortende nicht gänzlich verstummt ist, wie beim Übergang des Lateinischen ins Französische, wo *laudātōs* 'die Gelobten' zu *loués* (*lüę̄*) geworden ist. Infolgedessen vermochte ein gut Teil der alten Grammatik weiter zu bestehen, wie wir oben gesehen haben, und die Dialekte liefern klar und deutlich eine regelrechte Abwandlung: ἀδερφός 'Bruder', Akk. ἀδερφό(ν), Vok. ἀδερφέ, Gen. ἀδερφοῦ. So betrachtet offenbart das Neugriechische in seinen volkstümlichsten Erscheinungen eine Neigung zur Erhaltung des Alten, den man immerhin in einem Atem mit dem Russischen oder Litauischen nennen mag, und darin lag von Anfang an eine nicht zu unter-

schätzende Förderung für die altertümelnden Neigungen der Männer, denen die heutige Schriftsprache ihre Entstehung verdankt; man bemühte sich, den Unterschied der drei Kasus aufrecht zu erhalten, obwohl tatsächlich der Gen. Plur. sehr wenig gebräuchlich ist und der Nominativ in vielen Worten mit dem Akkusativ zusammenfließt.

So stellt die Formenlehre des Neugriechischen eine dialektausgleichende Mittellinie dar mit einem Grade von Altertümelei, wie ihn die damalige Entwicklungsstufe des Ganzen der Mundarten zuließ.

Die auf diesem Wege gewonnene Sprachgestalt ist die, welche man die καθαρεύουσα (*kaþaréwuſsa*), d. h. 'Die Reine' nennt. Zumal im Wortschatz gibt sie eine Art von Versöhnung zwischen der alten Schriftsprache und den Mundarten, so wie sie sich aus dem geschichtlichen Werdegang erklären und noch heute im täglichen Verkehr fortleben. Im Augenblicke ihrer Begründung wurde diese Sprache von niemandem wirklich geredet. Aber in der Schule, in Büchern und besonders in Zeitungen herrschte sie, und im Königreich Griechenland tragen auch Heer und Verwaltung zu ihrer Einführung in die Umgangsrede bei. Dank diesen Einflüssen halten abgestorbene Worte manchmal in neuen und unvorhergesehenen Bedeutungen wieder ihren Einzug; beispielsweise ist es heute üblich geworden, ein Gewehr mit dem ehrwürdigen Namen ὅπλο(ν) (*óplo*) zu benamsen, wie wir ja auch darauf unser 'Waffe' anwenden.

Eine Kunstsprache dieser Art muß einer Geistlichkeit zusagen, für die sie der Niederschlag einer langen Überlieferung ist und die in ihr viele ihrer heiligen Texte wiederfindet. Sie hat Vorzüge für fachmänische Werke, deren Wortschatz überall künstlich ist. In ganz Europa beruht, wie oben bemerkt, die Gelehrtensprache auf der alten κοινή, und die Griechen selbst haben sich viel Mühe gegeben, auf dieser Grundlage eine Begriffssprache zu schaffen. Darnach versteht man auch, daß sich die Staatsmänner und Zeitungsschreiber mit dieser Gelehrtensprache leicht abfinden: es ist eine bekannte Tatsache, daß im westlichen Europa, wo die Schriftsprachen kein ausgeprägt künstliches Gepräge an sich tragen und

im großen mit der gehobenen Alltagsrede übereinstimmen, die Kunst der Staatsrede und das Zeitungswesen sich mit Vorliebe der abgezogensten Ausdrücke bedienen und die gelehrten Wendungen gebrauchen, welche die nackte Wirklichkeit am besten verschleiern. All die Halbgelehrten, die sich den Wortschatz der reinen Hochsprache angeeignet haben und sich den Hauptregeln ihrer Grammatik anzupassen verstehen, tun sich auf diese Überlegenheit etwas zugute: der Gebrauch schlechtverstandener gelehrter Ausdrücke und falsch angebrachter feiner Wörter ist überall einer der Schönheitsfehler der Halbbildung. Alles in allem genommen ist der Erfolg, den die καθαρεύουσα gehabt hat, also wohlbegreiflich; einerseits vermochte sie sich allen Teilen des griechischen Gesamtgebietes anzupassen und befriedigte anderseits die Schichten, die das entwickeltste Gefühl für die Einheit des ganzen Volkstums besitzen und die Aufgabe haben, es zum Ausdruck zu bringen. Einen genau entsprechenden Vorgang können wir bei den Armeniern beobachten. Durch den Wortschatz, durch die Wortgestalt, auch durch die Grammatik entfernte sich das im XIX. Jahrhundert in der Türkei entstandene Schriftarmenische in noch höherem Grade von der Umgangssprache als die griechische Reinsprache. Die Bedingungen waren ähnlich, das Ergebnis dasselbe.

Die Schriftsprache ist in einem beinahe unglaublichen Maße altertümelnd erhalten worden; wer nur immer Altgriechisch versteht und mit dieser Kenntnis den Fuß nach Griechenland setzt, kann feststellen, daß er die Zeitungen mühelos liest, daß ihm die Umgangssprache dagegen durchweg ein böhmisches Dorf ist. Mit Ausnahme weniger einheimischer Gelehrter, die dem Einfluß ihrer Umgebung unterliegen, gibt es keinen Sprachwissenschafter, den dieser Stand der Dinge nicht anstößig berührte.

Alle derartigen Kunstsprachen leiden an einem schweren Fehler: die Masse versteht sie bloß halb und steht ihnen ohne unmittelbares Gefühl gegenüber. Sie befördern die Einheit des Volkstums, aber sie verlegen sie gewissermaßen in die Vergangenheit zurück, indem sie von den neuesten, d. h. eben den stärksten Bestrebungen Abstand nehmen. Zweifellos ist eine empfindliche Schwäche des Griechentums, daß es nicht wie das Bulgarische eine

Sprache hat, die auf der Volksmundart beruht und schließlich nur deren regelrecht durchgeführte und zu restloser Mustergültigkeit erhobene Ausprägung ist. Selbst für buchmäßige Verwendung sind solche Kunstsprachen nicht eigentlich günstig; denn dadurch, daß sie einen Schatz von Wendungen aufnehmen, die infolge langen schriftstellerischen Gebrauches schon etwas Abgenütztes an sich haben, machen die in ihnen geschriebenen Werke von vornherein den Eindruck des Verwelkten. Deshalb ist notwendigerweise ein natürlicher Rückschlag eingetreten. Die meisten Schriftsteller, die das Bedürfnis fühlten, ausdrucksvoll zu schreiben, konnten nicht umhin, ihre Worte dem Volke zu entlehnen. Diese haben den Vorzug greifbarer Sinnfälligkeit, sie begegnen einem lebendigen Gefühl und sind nicht durch einen jahrhundertealten schriftstellerischen Gebrauch abgenützt, noch dazu in Erzeugnissen von einer so ledernen Trockenheit und unüberbietbaren Leblosigkeit wie die der Byzantiner, sondern bewegen sich in Redewendungen, die den Reiz der Neuheit haben. Den Priestern, Staatsmännern und Anhängern der Reinheit treten Schriftsteller und Dichter entgegen, die sich bemühen, die Sprache des Volkes anzuwenden, um in volkstümlichem Sinne zu sprechen und in kräftig frischem Tone zu schreiben. Nicht zu verwundern ist es freilich, daß sich die Spitzen dieser Bewegung den Vorwurf gefallen lassen müssen, Vertreter des niederen Stiles zu sein.

Einem Fremden, der ihre Sprache nur ganz oberflächlich kennt, steht es nicht zu, in dieser Frage, welche die Griechen in zwei durch eine tiefe Kluft geschiedene Hälften spaltet, ein maßgebendes Wort mitreden zu wollen. Immerhin ist zu hoffen, daß der Druck der Alltagsrede der Reinheitssprache viel von ihrer engherzigen Altertümelei nehmen wird, wie anderseits kaum daran zu zweifeln ist, daß auch in Griechenland wie überall in Europa in die Volkssprache gelehrte Worte eindringen werden: bei allen Völkern arbeiten Schule und Presse für die gelehrte und gegen die dichterische Sprache.

Vertreter der Reinheit wie der Volkstümlichkeit begegnen sich in dem Wunsche, eine allen Griechen dienende Gemeinsprache zustande zu bringen. Schon jetzt breitet sie sich aus und verdrängt die örtlichen Besonderheiten. Es

ist kennzeichnend für das Griechentum, daß es niemals der staatlichen Einheit bedurft hat, um die sprachliche zu verwirklichen und daß es ähnlich wie früher Deutschland mehr eine geistige als eine staatliche Gemeinschaft dargestellt und fortgepflanzt hat. Naturgemäß schafft es sich deshalb eine neue κοινή, die einen erheblichen Teil ihrer Worte der alten entlehnt, genau so, wie die hellenistische vieles von der attischen und jonischen bewahrt hat. Das wiedererstandene Bewußtsein der Einheit des Volkes führt auch zur Wiederherstellung der Einheit der Sprache. Zum zweitenmal in geschichtlicher Zeit zerstört eine griechische κοινή die Ortsmundarten.

Zusatz von A. Meillet. Zu S. 150, Z. 25: Wir kennen jetzt Verse des Alkaios, in denen die Messung der sechs ersten Silben ebenso schwankend ist wie die der sechs ersten Silben eines vedischen Zwölfsilblers; hierüber vgl. man besonders U. v. Wilamowitz in den N. Jbb. 1914, 238 ff. Man ersieht hieraus, wieviel Zutreffendes der Zatz enthält: «Der Vers ist älter als der Fuß.»

Nachträge zum Bücherverzeichnis

(S. 4—9)
in alphabetischer Reihenfolge.

Fr. Bechtel, *Lexilogus zu Homer*, Halle 1914.

Fr. Bechtel, *Namenstudien*, Halle 1915.

Fr. Bechtel, *Die historischen Personennamen des Griechischen bis zur Kaiserzeit*, Halle 1917.

J. Brause, *Lautlehre der kretischen Dialekte*, Halle 1919.

E. Fraenkel, *Idg. Forsch.*, XXXII (1913), 107 bis 147; 395—413.

G. Hatzidakis, Σύντομος ἱστορία τῆς Ἑλληνικῆς γλώττης, Athen 1915.

W. Havers, *Untersuchungen zur Kasussyntax der indogermanischen Sprachen*, Straßburg 1911.

Ed. Hermann, *Die epische Zerdehnung*, K. Z. 46 (1914), 244—266.

E. Kieckers, *Die Stellung des Verbs im Griechischen und in den verwandten Sprachen*, Straßburg 1911.

Bernh. Laum, *Alexandrinisches und byzantinisches Akzentuationssystem*, Rhein. Mus., Bd. 73 (1818), S. 1—34 (vgl. K. Lugebil, *Zur Frage über die Akzentuation der Wörter und Wortformen im Griechischen*, Rhein. Mus., Bd. 43, 1 ff.; 220 ff.).

A. Maidhoff, *Zur Begriffsbestimmung der Koine*, Würzburg 1912 = Heft 20 der Beiträge von M. Schanz.

A. T. Robertson. *Kurzgefaßte Grammatik des neutestamentlichen Griechisch*, deutsch von H. Stocks, Leipzig 1911.

E. Rüsch, *Grammatik der delphischen Inschriften*, I. Lautlehre, Berlin 1914.

J. Schlageter, *Der Wortschatz der außerhalb Attikas gefundenen Inschriften, Beitr. zur Geschichte der Koine.* Progr. Konstanz I 1910, II 1912.

J. Wackernagel, *Untersuchungen zu Homer.* Glotta VII, S. 161—319.

K. Witte, *Zur homerischen Sprach- und Versgeschichte* in der Glotta III, 105—153; 388—393; IV, 209—242; V, 8—57. *Studien zu Homer*, Progr. Frankfurt a. d. O. 1909.

Berichtigungen.

S. 9, Z. 10 v. o. lies Vers- statt Formenlehre.

S. 18, Z. 1 v. o lies eine statt die.

S. 22, Z. 13 v. o. lies *sēvī* statt *sēnī*; Z. 14 v. o. statt Gälische lies Kymrische. Z. 15 v. o. hinter *sāmo* 'Same' füge an: sowie das litt. *sěti* und das kslav. *šeti*; Z. 17 v. o. statt gälischen lies kymrischen; Z. 22 v. o. lies *brăšno* statt *brašno*; Z. 25 v. o. lies litt. *obůlas* statt *obulas,* altslav. *ablŭko* statt *abluko.*

S. 23, Z. 2 v. o. lies sie statt es.

S. 25, Z. 4 v. u. lies seine statt ihre.

S. 26, Z. 10 v. o. lies bieten statt bietet.

S. 28, Z. 14 v. u. füge hinter Bestehenden ein: zurück.

S. 30, Z. 2 v. u. lies *δϝεος > *δϝει̯ος ist zu δέος geworden.

S. 84, Z. 2 v. u. lies *Dārayavuś* statt *Dārayava(h)uš.*

S. 100, Z. 19 v. o. lies Böotische statt Dorische.

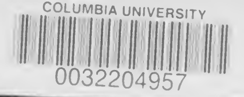
S. 112, Z. 7 v. o. lies *ikam* statt *ikham.*

S. 113, Z. 14 v. u. lies kleinasiatischen und westgriechischen.

S. 210, Z. 3 v. o. lies Λᾱτοΐδᾱς statt Λᾱτοΐδας.

S. 268, Z. 9/10 v. o. lies gestalten statt gestaltet; Z. 24 v. o. lies Texte statt texte.

C. F. Wintersche Buchdruckerei.


COLUMBIA UNIVERSITY
0032204957

